This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600107611M

Der lebendige Jesus.

10

Der

lebensfreudige Jesus

der synoptischen Evangelien

im Gegensatze

zum leidenden Messias der Kirche

dargestellt von

Dr. Aug. Wünsche.

Leipzig,
A. Mentzel's Verlag.
1876.

110. m. 463

Vorwort.

Immer näher scheint mir die Wende der Zeit zu kommen, in welcher sich eine Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse vollziehen wird. Der Hauptstreitpunkt ist der alte kirchliche Satz: Jesus ist der Christ, d. h. er ist der als Messias in die Welt gesandte Gottessohn. Dieser Satz läßt sich im kirchlich dogmatischen Sinne nicht mehr aufrecht erhalten, ja er läßt sich nicht einmal mehr in dem Sinne der neueren Theologie seit Schleiermacher wissenschaftlich rechtfertigen; denn dadurch, daß man in Jesu den Gattungs- oder Idealmenschen erkennen will, in welchem die Idee ihren ganzen und vollen Wesensgehalt verwirklicht habe, ist schließlich doch wieder der hochwichtige Unterschied von Urbild (Ideal) und Musterbild allmählich verwischt worden*).

*) Ideal und Musterbild sind zwei Begriffe, deren Unterschied der Philosoph Christian Friedrich Krause genügsam erörtert hat, und es wäre an der Zeit, daß das Ergebniß dieser Erörterung auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst endlich eine läuternde Anwendung fände. Hätte man den Unterschied auf die Dogmatik übertragen, so wäre schon längst das Bild Jesu in seinem reinen Verhältniß zur Menschheit zur Klarheit gekommen.

Das vorliegende Werk will sich nun denjenigen Versuchen anreihen, die bemüht sind, das Leben Jesu von der kirchlich dogmatischen Hülle zu befreien, und es in das Gewand ächter, reiner und schöner Menschlichkeit zu kleiden. Ein solcher Versuch ist nicht nur zulässig, sondern auch durchaus berechtigt, zumal da die Quellen selbst dazu auffordern. Die drei Synoptiker und der Pneumatiker Johannes verhalten sich nämlich zu einander wie die analytische und synthetische Methode in der Philosophie. Wie die erstere vom Ich als dem unmittelbar Gewissen ausgeht und in logischer Stufenfolge bis zu Gott fortschreitet, die letztere aber von Gott ihren Ausgangspunkt nimmt und allmählich zum Ich herabsteigt, so gehen in ähnlicher Weise die Synoptiker von Jesu als Menschen aus und lassen ihn in seinem religiös sittlichen Ringen sich allmählich zur Gottebenbildlichkeit emporheben, bis er schließlich ein endliches Gleichnißbild Gottes wird. Johannes dagegen, für welchen Jesus von vornherein ein wahrhaftiger Gott ist, geht abwärts, die Gottheit wird, indem sie Fleisch und Blut annimmt, Mensch.

Wenn auch Jesus nicht in allen seinen Aussprüchen durchweg neue religiös sittliche Normen geschaffen, wenn er auch ebensowenig die religiös sittliche Idee als solche in ihrer Fülle erschöpft hat, so wird doch niemand leugnen, daß er ein Gottgesandter auf religiös sittlichem Gebiete war und sein Lebenswerk im Plane der göttlichen Weltregierung gelegen hat. Man kann sogar gern zugeben, daß die Jesuslehre in ihrem Verhältniß zu Gesetz und Prophetie einen Fortschritt bezeichnet, indem sie für alle daselbst vereinzelt und zusammenhangslos auftretenden sittlichen Gebote das Princip, aus welchem sich dieselben ableiten lassen, erneuert und wieder zum lebendigen Bewußtsein bringt. Trotzdem aber ist nach meiner Ueberzeugung das Jesusthum nur ein Moment im weltgeschichtlichen Entwickelungsproceß

der religiös sittlichen Idee überhaupt. Es scheint mir deshalb grundirrig, wenn die kirchliche Dogmatik noch immer behauptet, mit Jesu sei die höchste Stufe religiös sittlicher Erkenntniß erreicht, über ihn hinaus gäbe es keinen Fortschritt mehr. Ein solches Urtheil zeugt nicht nur von großer Befangenheit, sondern beweist auch, daß das Studium der vergleichenden Dogmatik der drei monotheistischen Religionen noch gänzlich im Argen liegt; von den hervorragenden Leistungen des Brahmaismus, Buddhaismus und der Zendreligion ganz abgesehen.

Ueber das Verhältniß der Jesuslehre zum talmudischen Judenthum bietet die vorliegende Schrift im Ganzen nur Untergeordnetes, da ich dasselbe in einem anderen Werke unter dem Titel: „Die Pädagogik Jesu mit besonderer Rücksichtnahme auf Talmud und Midrasch" zu erörtern gedenke. Die Vorarbeiten dazu sind bereits vollendet, es fehlt mir nur die Muße, um das Ganze zum Abschluß zu bringen. Dabei kann ich nicht unterlassen, schon jetzt meinem verehrten Lehrer, Herrn H. Jacobson, dem trefflichen Uebersetzer von Salvador's Leben Jesu, für die unermüdliche und selbstlose Hingabe, mit welcher er meine Studien auf dem Gebiete der jüdischen Literatur überhaupt fördert, meinen innigsten und wärmsten Dank auszusprechen.

Talmud und Midrasch sind nicht nur für das allseitige Verständniß und die objective Erfassung des alten Testaments, sondern auch der Evangelien, nicht minder der paulinischen Schriften von der größten Wichtigkeit. Ja sie sind sogar für die Entwickelung und den dogmatischen Ausbau des Christenthums von der höchsten Bedeutung. Es ist für einen Talmudisten keine allzuschwere Aufgabe, die christlichen Dogmen von der Prädestination, von der Auferstehung der Todten, vom Weltgericht, von der Vergeltung, vom Fegefeuer, selbst das in jüngster Zeit ausgesprochene Infallibilitätsdogma nicht ausgenommen, in ihren

Grundzügen aus Talmud und Midrasch nachzuweisen. Was speciell die Prädestination anlangt, so liegt dieselbe im Midrasch Tanchuma in scharf ausgeprägter Gestalt vor; nur finden sich daselbst die ungesunden schroffen Ausläufer nicht, bis zu welchen ein Augustin und Calvin diese Lehre zugespitzt haben. Obwohl die Buxtorfe, ein Lightfoot, Schöttgen, Wetstein, Menschen, Carpzov, L'Empereur u. s. w. schon mancherlei aus jenen alten Literaturwerken geschöpft haben, so sind sie doch immer noch ein reicher Schacht, aus dem gediegenes Metall zu Tage gefördert werden kann, wovon mein oben angekündigtes Werk hoffentlich Zeugniß ablegen wird.

In Bezug auf das Verhältniß meiner gegenwärtigen Arbeit zu der von mir früher herausgegebenen Schrift: „Die Leiden des Messias" (Leipzig 1870) muß ich offen bekennen, daß ich heute nicht mehr jenen Standpunkt einnehme. Zwar bin ich noch der Ansicht, einzelne Lehrer der alten Synagoge haben ein leidendes Messiasideal ausgeprägt — und jeder, der nur einigermaßen in Talmud und Midrasch bewandert ist, wird bei objectiver Betrachtung der einzelnen Zeugnisse meiner Ansicht beipflichten, — aber ich folgere heute nicht mehr aus jenem Ideal die falschen Schlüsse und irrigen Nutzanwendungen, welche ich in der beregten Schrift gezogen habe.

Was nun den vorliegenden Versuch selbst anlangt, das Leben Jesu im Lichte heiterer Lebensfreude darzustellen, so liegt demselben folgende Veranlassung zu Grunde. Es ist nämlich dem Christenthum mehr als einmal der Vorwurf gemacht worden, es betrachte die Erde als ein Jammerthal. Daß dieser Vorwurf nicht unbegründet ist, bedarf wohl keines Beweises. Sollte der Leser doch einen Beweis verlangen, so verweise ich ihn einfach auf M. Luthers Erklärung zum siebenten Gebetsworte des Vaterunsers im kleinen Katechismus. Da drängte sich mir die Frage auf, ob eine solche

trübsinnige Betrachtungsweise alles Irdischen wohl im Stifter der christlichen Religion ihren Grund habe. Es schien mir dies ein Widerspruch, da Jesus doch Jude war und es ein Grundzug des Judenthums ist, sich recht behaglich in diesem Leben zu fühlen, wovon nicht blos das alte Testament, sondern auch Talmud und Midrasch an fast unzähligen Stellen Zeugniß ablegen. Kurz, um darüber ganz in's Klare zu kommen, unterzog ich die Evangelien einer wiederholten sorgfältigen Betrachtung, und ich überzeugte mich bald, daß Jesus von dem dem Christenthum gemachten Vorwurfe vollständig frei zu sprechen sei. Aus diesem Grunde unternahm ich es, die das kirchlich dogmatische Jesusbild umschließende düstere Leidenshülle, welche eine freie und freudige Betrachtung geradezu unmöglich macht, abzuheben. Ich bin bemüht gewesen an der Hand der Synoptiker das Jesusbild in seinem wahren, sonnenhaften Glanze zu zeichnen.

Den vierten Evangelisten*) habe ich nur an solchen Stellen herangezogen, in denen mir die geschichtliche Glaubwürdigkeit der Aussagen verbürgt erschien. Mein Jesus ist ein Held von erhabenster, siegesgewisser Heiterkeit vom Beginn seines öffentlichen Lehrwirkens bis zu seinem Kreuzestode. Damit aber hat auch der historische Jesus für mich seinen Abschluß. Ich habe deshalb die Auferstehungs- und Himmelfahrtssage absichtlich nicht in das Bereich meiner Betrachtung gezogen. Wie weit es mir gelungen ist, die Aufgabe, welche ich mir gesteckt, zu lösen, überlasse ich der Entscheidung aller Sachverständigen.

Selbstverständlich ist es, daß meine Arbeit von der streng kirchlichen Partei schon wegen meines theologischen Standpunktes eine verurtheilende Kritik erfahren wird. Sei es! Dagegen

*) Ich betrachte das vierte Evangelium als den ersten apologetischen Versuch, die Wahrheit der Jesuslehre dem gebildeten hellenischen Bewußtsein zu vermitteln.

würde es mich ungemein freuen, wenn freidenkende Männer meinem lebensfreudigen Jesus eine freundliche Aufnahme und Berücksichtigung schenken wollten. Ich würde darin nicht nur den schönsten Lohn für mein Streben erkennen, sondern auch fortfahren, dem Buche formell wie sachlich eine immer größere und allseitigere Vollendung zu geben.

Dresden, am 22. Juli 1875.

Dr. Aug. Wünsche.

Inhalt.

Cap. I.

Bekannte Bahnen und neue Anschauungen. (S. 1—80.)

		Seite
§ 1.	Das Leidensbild Jesu nach der kirchlich dogmat. Anschauung.	1—23
§ 2.	Der Gegensatz.	23—27
§ 3.	Aeußere Verhältnisse und Lebensweise Jesu.	27—49
§ 4.	Der lebensfreudige Jesus in der bildenden Kunst und in der älteren und neueren Geschichtsdarstellung	49—65
§ 5.	Das harmonisch vollendete Bild Jesu	65—80

Cap. II.

Jesu Lebensfreude in seiner Lehrschau. (S. 80—212.)

§ 6.	Das Terrain des Lehrwirkens Jesu	80—89
§ 7.	Jesu Lehrthätigkeit im allgemeinen	89—92
§ 8.	Jesu Stellung zum alten Testamente, insbesondere zum Gesetz .	92—103
§ 9.	Die Makarismen Jesu	103—113
§ 10.	Das Vaterunser	113—125
§ 11.	Die Gleichnisse Jesu im allgemeinen	125—134
§ 12.	Die Gleichnißreden der Matthäusquelle	134—147
§ 13.	Die Gleichnißreden der Lucasquelle	147—159
§ 14.	Die Naturinnigkeit Jesu	159—178
§ 15.	Die Menschheitinnigkeit Jesu	178—195
§ 16.	Die Gottinnigkeit Jesu	196—212

Cap. III.

Jesu Lebensfreude im Zusammenleben mit seinen Schülern. (S. 213—258.)

§ 17.	Die Wahl der Schüler	213—225
§ 18.	Jesus im Verkehr mit seinen Schülern	225—232
§ 19.	Das Glaubensverhalten der Schüler	232—236
§ 20.	Die Ausrüstung der Schüler	237—242
§ 21.	Jesu Verkehr mit Frauen	242—258

Cap. IV.

Jesu Lebensfreude in seinen Erfolgen. (S. 258–277.)

Seite

§ 22. Die Erfolge Jesu im allgemeinen . . . . . 258—270
§ 23. Einige specielle freudige Erfolge Jesu . . . . . 270—277

Cap. V.

Jesu Lebensfreude in seinen Kämpfen. (S. 278—350.)

§ 24. Der Widerspruch gegen Jesum im allgemeinen . . . . . 278—287
§ 25. Der Fastenconflict . . . . . 287—293
§ 26. Die Sabbathconflicte . . . . . 294—306
§ 27. Der Belzebubconflict . . . . . 306—309
§ 28. Der Waschungsconflict . . . . . 309—321
§ 29. Der Conflict wegen des Kommens des Reiches Gottes . . 321—327
§ 30. Der Censusconflict . . . . . 327—335
§ 31. Der Conflict wegen der Todten-Auferstehung . . . . . 335—344
§ 32. Der Conflict wegen des großen Gebotes . . . . . 344—350

Cap. VI.

Jesu Lebensfreude in seinem Leidens- und Todeskampfe. (S. 350–387.)

§ 33. Die Thatsache . . . . . 350—356
§ 34. Jesu Siegeszug nach Jerusalem . . . . . 356—359
§ 35. Das Pesachmahl . . . . . 360—365
§ 36. Das Gebet in Gethsemane . . . . . 365—370
§ 37. Die Gefangennahme . . . . . 370—373
§ 38. Das Verhör . . . . . 373—381
§ 39. Der Kreuzestod. . . . . 381—387

Anhang.

Nachträgliches zu den einzelnen Capiteln und Paragraphen . 388—445

Erstes Kapitel.

Bekannte Bahnen und neue Anschauungen.

§ 1.

Das Leidensbild Jesu nach der kirchlich dogmatischen Lehranschauung.

Von welcher Grundstimmung war wohl das Leben Jesu getragen? Das ist eine Frage, deren Beantwortung jede wissenschaftliche Darstellung des Lebens Jesu erstreben muß. Nach der kirchlich dogmatischen Anschauung verfloß das Leben Jesu in Niedrigkeit, Armseligkeit und Freudenleere. Von der Wiege bis zum Grabe umringte ihn eine ununterbrochene Kette von Leiden und Schmerzen. Schon seine äußerlichen Verhältnisse legten ihm Mangel und Entbehrung auf. Er wurde von armen Eltern geboren; eine Höhle, die als Stall diente, bildete seine Geburtsstätte, eine Krippe seine Wiege. Am Tage der Beschneidung brachte seine Mutter im Tempel das Turteltaubenopfer dar, ein Opfer, welches von der Thora den Armen vorgeschrieben war. Zu der leiblichen Armuth gesellten sich sehr bald noch mancherlei andere Bedrängnisse.

Das Jesuskind war in Bethlehem seines Lebens nicht sicher. Der unmenschliche und blutdürstige Herodes, welcher durch die Weisen Kunde von einem neugebornen König der Juden empfangen hatte, trachtete es zu tödten, und nur durch die schleunige Fluchtreise der Eltern nach Aegypten entrann es seinen grausamen Händen. Nach seiner Rückkehr aus Aegypten wählte Joseph das kleine, unansehnliche Bergstädtchen Nazareth zu seinem Aufenthaltsort. Hier wuchs Jesus in der größten Einfachheit zum Knaben und Jünglinge heran; denn seine Eltern waren außer Stande,

befand, war einmal dermaßen zusammengeschmolzen, daß Jesus nicht die jährliche Abgabe von einer Doppeldrachme*) an den Tempel entrichten konnte; er mußte zu einem Wunder seine Zuflucht nehmen. Er befahl dem Simon bar Jona, an das Meer zu gehen und einen Fisch zu angeln, derselbe werde in seinem Munde einen Stater bergen. Mit dieser Münze sollte der harrende Tempelsteuereinnehmer befriedigt werden**).

Auch die Schüler, welche sich Jesus erwählt hatte, stammten nach kirchlich dogmatischer Anschauung aus den niedrigsten und ärmsten Schichten der jüdischen Bevölkerung; es waren meist arme Fischer, deren Gewerbe wenig lohnte. Sie hatten darum nicht viel zu verlieren, wenn sie ihre Netze bei Seite legten und Jesu Schüler wurden. Einer der Schüler gehörte sogar der allgemein gehaßten und verachteten Volksklasse der Zolleinnehmer an. Ebenso bestand der Kreis seiner Zuhörer, dem er die Lehre vom Reiche der Himmel vortrug, in der Mehrzahl aus Leuten aus dem niedrigen Volke. Es waren Menschen ohne tiefe Verstandesbildung, Mühselige und Beladene, Kranke und Arme, Verachtete und Ausgestoßene, deren Jesus sich annahm und mit denen er Umgang pflegte. Den Schriftgelehrten und tugendstolzen Pharisäern bereitete dieser Verkehr schweres Aergerniß. Jesus

*) δίδραχμον, eigentlich eine doppelte Drachme (Luther unpassend „Zinsgroschen") entspricht dem hebr. בֶּקַע, dem halben Schekel מַחֲצִית שֶׁקֶל, wie es auch Exod. 38, 26 erklärt wird. Schon Moses hatte diese Abgabe für die Stiftshütte gefordert (Exod. 30, 13—16), ebenso später der König Joas einmal für die Restauration des Tempels (2. Reg. 12). Von einer öfteren oder gar von einer jährlichen Erlegung derselben weiß die vorexilische Zeit noch nichts. Erst nach dem Exil zur Zeit des Propheten Nechemja (vergl. 10, 33) ist von einer jährlichen Abgabe an den Tempel in der Höhe einer Doppeldrachme die Rede, nur daß dieselbe damals an Werth um Vieles geringer war; sie betrug etwa nur den dritten Theil eines Schekels. Zur Zeit Jesu jedoch scheint wieder ein halber Schekel als jährliche Abgabe an den Tempel entrichtet worden zu sein.

**) Matth. 17, 14—27. Man muß dabei an den Silberstater denken, welcher ungefähr dem hebräischen Schekel an Werth gleichkam. Der Stater reichte demnach gerade zur Deckung der Tempelabgabe für Jesum und Simon hin.

verlor in ihren Augen bald alle Achtung und alles Ansehen, sie zogen sich von ihm zurück und suchten ihn durch allerhand Spottreden in den Augen der Vornehmen des Volkes herabzusetzen. „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen", so lautete ihre geringschätzige Rede über ihn.*)

Doch die kümmerlichen äußeren Verhältnisse erschöpfen nach kirchlich dogmatischer Anschauung noch keineswegs die Leiden Jesu, es folgt noch die lange Kette von feindseligen Nachstellungen, Angriffen, von seelischen Qualen, denen er, wenn ihn auch kein gewaltsamer Tod betroffen, über kurz oder lang doch hätte erliegen müssen. Schon das Volk, welches er unterrichtete, verursachte ihm durch seinen unempfänglichen Sinn tiefen Seelenkummer. Es wollte stets Zeichen und Wunder sehen, bevor es sich zum Glauben an ihn und sein Werk anschickte. Versagte ihm Jesus dieselben, so wandte es sich undankbar von ihm ab. In einem bitteren Weheruf gab Jesus daher einst seinem herben Schmerz über die Vergeblichkeit seiner mühevollen, rastlosen Lehrarbeit Ausdruck. Er galt den Bewohnern von Kapharnahum, Chorazin und Bethsaida. Vor ihren Augen waren die meisten seiner Wunderthaten geschehen, und dennoch hatten sie sich nicht für das Reich der Himmel gewinnen lassen. „Wehe dir Chorazin, wehe dir Bethsaida", ruft er, „wenn in Tyrus und Sidon die Thaten geschehen wären, die in dir geschehen sind, — sie hätten längst in Sack und Asche sich bekehrt! Und du Kapharnahum, du himmelerhobene, zur Hölle wirst du erniedrigt werden; wenn in Sodom die Thaten geschehen wären, die in dir geschehen sind, es stünde noch heute"**). Doch noch nicht genug des Ungemachs! Während das Volk auf der einen Seite durch seinen widerspenstigen und unbußfertigen Sinn Jesum aufs tiefste verletzte, reizte ihn die Gesellschaft der Pharisäer und Schriftgelehrten auf der andern Seite durch seltene Hartnäckigkeit und hochmüthige Verstocktheit. Lauernd umstanden sie ihn; sie beobachteten ihn auf Schritt und Tritt, in allen seinen

*) Luc. 5, 2. **) Matth. 11, 20—24.

Handlungen und Reden, ob sie vielleicht etwas Widergesetzliches daran wahrnehmen möchten. In ihrem feindseligen Hasse schmiedeten sie allerhand Ränke und Pläne gegen ihn; wo sie nur Gelegenheit fanden, legten sie ihm Hindernisse in den Weg. Ihre Absicht ging darauf, ihm seine Lehrthätigkeit zu erschweren und womöglich erfolglos zu machen. Durch Ausstreuung von böswillig ersonnenen Gerüchten suchten sie das Volk von ihm abzuwenden und wider ihn aufzuregen. Sie wollten unter allen Umständen den beredten Wanderlehrer isoliren. Da ihnen das nicht in befriedigender Weise gelang, so arbeiteten sie an seinem Untergange. Durch Abschickung von Deputationen, welche ihm schwierige und verwickelte Fragen aus dem Gebiete der damaligen religiös sittlichen Praxis vorlegten, gedachten sie ihm heimliche Fallen zu stellen. Als Jesus aber die schlauen, hinterlistigen Versucher durch wuchtige Entscheide abfertigte, als er ihnen, wie die Evangelisten es in derbkräftiger Weise ausdrücken, das Maul stopfte, da gingen sie hin in ihrer Unversöhnlichkeit und brüteten Rache. Ihre von Tag zu Tag wachsende feindliche Gesinnung ließ sie jedes Mittel, das zum Sturz des verhaßten Sittenlehrers führen konnte, mit Eifer ergreifen. Sie verbanden sich mit der Partei der vornehmen Herodianer, und, den bisher verfolgten Feldzugsplan aufgebend, suchten sie ihn auf die Arena des politisch-socialen Lebens zu locken. Durch die Beantwortung der Frage, ob es wohl recht sei, dem römischen Kaiser den Schoß zu geben, sollte er sich selbst den Untergang bereiten. Freilich stehen sie sehr verblüfft da, als Jesus sich auch in diesem neu gegen ihn unternommenen Feldzuge als Sieger behauptet. Nachdem alle Versuche gescheitert sind, bleibt den Schriftgelehrten und Pharisäern nur noch übrig, zur Gewaltthätigkeit ihre Zuflucht zu nehmen. Sehr freudig begrüßten sie daher das Anerbieten eines Schülers, der bereit war, seinen Meister in einer Nacht in ihre Hände zu liefern. Welch bitteres Leid! Doch der Wermuthsbecher war noch immer nicht voll. Jesus hatte Ursache, selbst auf seine eigenen Schüler während seines öffentlichen Lehrwirkens mit Wehmuth

und Bekümmerniß zu blicken. Ihr Unverstand, ihre geistige Kurzsichtigkeit, ihr schwacher Glaube stellte seine Geduld und Langmuth oft auf eine sehr harte Probe. Obgleich er sich bemühte, seinem Unterrichte den Stempel der Klarheit und Deutlichkeit aufzudrücken, war ihre Einsicht dennoch in sehr engen Grenzen befangen. Sie begriffen seine erhabenen Ideen und heiligen Absichten nicht. Sehr schmerzlich ferner mußte es Jesum berühren, daß unter seinen Schülern, welche er täglich zu Eintracht und Nächstenliebe ermahnte, der Geist niedriger Eifersucht und dünkelhaften Stolzes sich regte. Er sah sich daher nicht selten zu scharfem Tadel und nachdrücklicher Zurechtweisung veranlaßt. Das allertiefste Weh aber ergriff Jesu Herz, als er erkannte, daß sich im Kreise seiner Schüler ein Unwürdiger befand, welcher an ihm ein schwarzes Verbrechen zu verüben gedachte. Alle Versuche, den verirrten Schüler wieder auf die Bahn der Tugend zu führen, scheiterten. Judas vollbrachte die finstere That, indem er seinen Meister für einen Sklavenpreis der jüdischen Hierarchie in die Hände lieferte. Von nun an übernimmt Jesus die Märtyrerrolle, es dringen die fürchterlichsten Qualen und Todesschmerzen auf ihn ein, er geht der Katastrophe entgegen.

Nach Beendigung des Ostermahles wandelt Jesus von Jerusalem hinab nach dem Oelberge und zwar dem am südöstlichen Abhange desselben gelegenen Garten Gethsemane zu. Es ist Nacht. Während er den größten Theil seiner Schüler am Eingange des Gartens zurückläßt, nimmt er nur drei mit sich tiefer in das Innere desselben hinein; aber auch diesen gebietet er bald, sich niederzulassen. Ganz allein wandelt er noch eine Strecke vorwärts. Da überkommt ihn plötzlich ein namenlos banges Vorgefühl seines baldigen Todesgeschicks. Am ganzen Körper zitternd und im Innersten seiner Seele erbebend, wirft er sich zur Erde nieder und beginnt inbrünstig zu beten. Dreimal erhebt er seinen Flehensruf zu Gott, seinem himmlischen Vater, um Abwendung des ihm bevorstehenden Martyriums. In seiner Todesangst rinnt ihm der Schweiß wie Blutstropfen von der Stirn. In Gottes

Liebesrathſchluß iſt jedoch der Tod Jeſu zum Heil der Menſchheit beſchloſſen! Die vom hohen Rathe abgeſandten Tempeldiener weilen ſchon in ſeiner Nähe. Durch einen Kuß, das Zeichen der Liebe, bezeichnet der verrätheriſche Schüler Jeſum als denjenigen, deſſen ſich die bewaffneten Soldaten bemächtigen ſollen. Mußte nicht ein ſcharfer Dolchſtich die Seele Jeſu durchgraben, als er den treuloſen Schüler vor ſich erblickte? „Freund, wozu kommſt du her?“ *) „Mit einem Kuſſe verräthſt du den Menſchenſohn?“ **) Das war die ſchmerzliche Entgegnung des Meiſters auf die verbrecheriſche That des undankbaren Schülers. Die Tempeldiener feſſeln Jeſum und führen ihn ſofort nach Jeruſalem zurück, ſeine Schüler aber, voll Schrecken über dieſe Vergewaltigung, zerſtreuen ſich in ſcheuer Flucht nach allen Richtungen. Nur zwei, Simon bar Jona und der Zebedäide Johannes, folgen dem gefangenen Meiſter von Ferne nach. In Jeruſalem ſind inzwiſchen die Anſtalten zu einem Verhöre vor dem Exhohenprieſter Hanan getroffen worden. Das Hauptverhör jedoch nimmt erſt mit dem Morgen des nächſten Tages ſeinen Anfang. Falſche Zeugen, die man gewonnen hat, klagen Jeſum der Gotteslästerung an. Da Jeſus im Vollgefühle ſeiner Unſchuld auf die haltloſen Anſchuldigungen keine Antwort giebt, ſo wird er von rohen Dienern aufs ſchmachvollſte verhöhnt und gemißhandelt! Sie verſpotten ihn und ſchlagen ihn mit Fäuſten ins Angeſicht und rufen ihm zu: „Weiſſage uns doch, Rabbi, wer iſt's, der dich ſchlug?“ ***) Noch eine andere ſchmerzliche Scene ſpielt ſich im Laufe des Verhörs vor Jeſu Augen ab. Simon bar Jona, der Felſenmann, der ehedem in glücklicher Stunde vor dem Meiſter das Bekenntniß ſeiner Gottesſohnſchaft mit dem Feuer edler Begeiſterung abgelegt und der noch wenige Stunden zuvor die Betheuerung ausgeſprochen hatte: „Wenn auch alle Schüler Anſtoß an dir nehmen, ich doch nicht“, — er verleugnet ihn unter kecker Beſchwörung und Selbſtverfluchung dreimal raſch hintereinander. Man kann aus dem vorwurfsvollen Blicke Jeſu, mit welchem er den ſchwachen

*) Matth. 26, 50. **) Luc. 22, 48. ***) Luc. 22, 63.

Schüler betrachtet, beurtheilen, welche tiefe Schauer der Wehmuth sein Herz in diesem Momente erfüllten. Der Blick treibt den Schüler unter bitteren Reuethränen aus dem Richthause hinaus in die finstere Nacht. Nachdem der hohe Rath Jesum für schuldig erklärt und das Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen hat, führt man ihn vor den römischen Landpfleger Pontius Pilatus, der das Urtheil bestätigen und zur Vollziehung bringen soll. Die Untersuchung nimmt vor dem heidnischen Prokurator, da ihm die Anklage der Juden, die inzwischen zu einer rein politischen gestempelt worden ist, nicht ohne Weiteres für gerechtfertigt erscheint, von neuem wieder ihren Anfang. Obwohl sich dem Prokurator bald die Ueberzeugung aufdrängt, daß Jesus unschuldig sei, so giebt dennoch der schwache Mann dem lärmenden und von seinen Oberen angestachelten Volkshaufen nach. Er läßt Jesum geißeln und in lächerlicher Maskirung dem aufgeregten Volke wieder vorführen. Da steht denn der blutig gegeißelte Jesus vor seinem Volke in einen Purpurmantel gehüllt; auf seinem Haupte ruht eine Dornenkrone, in seiner Hand ein Scepter, Pontius Pilatus aber ruft: „Seht, welch' ein Mensch!“ Allein die Absicht des Landpflegers bleibt unerreicht; das leidenschaftlich erregte Volk fühlt kein Mitleid mit seinem beinahe bis zur Unkenntlichkeit entstellten Rabbi. In blinder Wuth fordert es seinen Tod. „Kreuzige, kreuzige ihn!“ so schreit die tobende Menge dem heidnischen Richter zu. Der Prokurator macht noch einen Versuch, Jesum in Freiheit zu setzen. Nach einer herkömmlichen Sitte, dem jüdischen Volke am Osterfeste einen Gefangenen freizugeben, läßt er demselben die Wahl, sich den Jesus bar Abba, einen gefährlichen Unruhestifter, oder Jesum, der behauptet, er sei der Messias, loszubitten. Doch auch dieser Versuch schlägt fehl. In seiner Verblendung fordert das Volk die Freilassung des Jesus bar Abba. Der Prokurator bestätigt deshalb das vom Synedrium ausgesprochene Verdammungsurtheil, er überantwortet den Angeklagten zum Tode am Kreuz. Ausgestoßen aus der Gemeinde Israels wird Jesus hierauf von

römischen Kriegsknechten hinaus geschleppt zur Richtstätte auf Golgatha; auf seinen Schultern trägt er den Kreuzespfahl, an dem er seine Hände ausstrecken soll. Da Jesus auf dem Wege vor Erschöpfung zusammenbricht, so zwingt man einen vom Felde kommenden Bauer, Namens Simon von Cyrene, dem Verurtheilten das Kreuz bis zum Richtplatze zu tragen. Golgatha ist erreicht, das Kreuz erhöht! Es kommen die Schergen und reißen Jesu die Kleider vom Leibe und befestigen ihn mit Nägeln an den Holzpfahl. Neben ihm zu beiden Seiten werden noch zwei Verbrecher ans Kreuz geschlagen.

Nackt, zwischen Himmel und Erde schwebt nun der große Gottes- und Menschensohn. Er erleidet einen Tod, mit dem in der römischen Komödie nur Sklaven bedroht und bestraft wurden. Am Kreuze hatte Jesus die fürchterlichsten physischen Foltern und Qualen zu erdulden. Dieselben steigerten sich aber noch durch die ihm von der schaulustigen Menge zugefügten seelischen Schmerzen. Viele der Vorübergehenden verhöhnten ihn durch allerhand beißende Bemerkungen. „Andern hat er geholfen," so sprachen sie, „er helfe sich nun selber!" Auch die römischen Kriegssoldaten überschütteten ihn mit sarkastischen Hohnreden. „Bist du der Juden König", riefen sie ihm zu, „so steige herab vom Kreuz!" *) Selbst einer der beiden Mitgekreuzigten erhob seine Lästerzunge und sagte: „Bist du der Messias, so hilf dir selbst und uns." **) Das heißt leiden! Und Jesus leerte den Kelch dieser namenlosen Leiden mit Bewußtsein. Denn als man ihm am Kreuze den Myrrhenwein, den mitleidige Frauen aus Jerusalem in der Regel bei Hinrichtungen zur Betäubung des Delinquenten zu liefern pflegten ***), darreichte, da verschmähte er denselben und nahm zur Stillung seines brennenden Durstes

*) Luc. 23, 37. **) Luc. 23, 39.

***) Nach dem Talmud (vergl. Tract. Sanhedrin fol. 43 a) brachten würdige Frauen von Jerusalem in freigebiger Weise Myrrhen und Wein zum Genuß für die zum Tode Verurtheilten, um sie zu betäuben und ihnen dadurch die Schmerzen minder qualvoll zu machen. Fehlte der Linderungstrank der Frauen, so mußte derselbe aus der Staatskasse angeschafft werden.

nur etwas Essig. Eine göttliche Fügung war es, daß die furchtbaren Qualen nur einige Stunden währten; denn Jesus verschied bald nachher, als er den Essig genommen, mit den Worten: „Es ist vollbracht!“ —

Da haben wir im Geiste der kirchlich dogmatischen Anschauung in kurzen Strichen ein Bild von dem armseligen, niedrigen und leidvollen Leben Jesu. In dieser Weise tritt uns dasselbe in den Predigten auf den Kanzeln und in den katechetischen Unterredungen in niederen und höheren Schulen vor Augen. Es ruht auf Jesu eine solche beängstigende Düsterheit und schwere Schattenfülle, daß man fast vergebens nach einem Schimmer von mildem, wohlthuendem Lichte sucht. Das ganze Leben Jesu gleicht einer Elegie in großartigem Stile. Während seiner Lehrthätigkeit ist Jesus der unermüdliche Arbeiter, den, um mit den Psalmisten zu reden, der Eifer um das von seinem himmlischen Vater ihm aufgetragene Werk verzehrt, und am Ende seines Lebens das große Schlachtopfer, das unter Leiden, Mißhandlungen und Qualen seinen Athem aushaucht. Armuth und Kümmerlichkeit auf der einen Seite, Nachstellungen, Angriffe, Gewaltthätigkeiten, Verurtheilung und Hinrichtung auf der andern Seite sind die Tonart, in der sich sein Erdenwallen abspielt. Ist es zu verwundern, wenn die Kirchenlehre schon längst das niedrige und leidvolle Erdenleben Jesu als einen Stand der Erniedrigung (status exinanitionis) bezeichnet hat?

Doch Jesus mußte ja, so lehrt die kirchliche Dogmatik, in Armuth und Niedrigkeit einhergehen, wenn er der Messias, der verheißene Erlöser sein wollte. Typus und Prophetie des alten Testaments hatten ihn ja im Voraus schon als arm und niedrig hingestellt. Ebenderselbe fromme Sänger, welcher in Psalm 40 sagt: „Siehe, ich komme, im Buche ist von mir geschrieben,“ sagt auch: „Ich bin arm und elend, der Herr aber sorget für mich“. Der Prophet Sacharja*) ferner erschaute den König, welchem die

*) Vergl. 9, 9.

Tochter Zion entgegenjauchzen soll, als arm und auf einem Esel reitend. Nach dem großen Passionale Jesaias 53 endlich mußte sich das Leben des künftigen Erlösers durch Verachtung und Armuth hindurch ringen. Selbst in der alten Synagoge hat sich auf Grund dieser alttestamentlichen Weissagungen das Bild von einem arm und niedrig einhergehenden Messias herausgebildet. In einer talmudischen Hagada (Tract. Sanhedrin fol. 98 a) fragt R. Josua ben Levi den Elias unter anderem: „Wo sitzt der Messias"? worauf ihm dieser zur Antwort giebt: „An der Pforte Roms." Der Rabbi fragt weiter: „Woran kann man ihn erkennen?" Elias sagt: „Er sitzt unter Armen, die mit Krankheit beladen sind, Wunde um Wunde aufbindend und wieder zubindend. In einer andern talmudischen Hagada (ebendas.) spricht der Perserkönig Schapur zu R. Samuel: „Ihr sagt, daß der Messias auf einem Esel kommen werde, ich will ihm doch ein vortreffliches Pferd schicken, welches ich in meinem Marstall habe." In der christlichen Kirche ist die Armuth Jesu vollends zum Dogma geworden. Jesus war arm! So lehren alle strenggläubigen Kirchenlehrer der ersten sechs Jahrhunderte. Insbesondere ruht auf dieser Lehre das ganze Mönchsthum. Die berühmten Bettelorden des zehnten und elften Jahrhunderts, der Orden der Dominikaner, Franziskaner, Augustiner und Karmeliter, sie alle, obwohl sie in vielen Beziehungen von einander abweichen, stimmen darin mit einander überein, daß Jesus mit seinen Schülern ein Leben in Armuth und Niedrigkeit geführt habe. In der Folgezeit unterschied die kirchliche Theorie drei Grade in der Armuth Jesu. Die einen behaupteten, Jesus hätte in dieser Welt überhaupt nichts besessen, er wäre ein unbemittelter Wanderlehrer gewesen. Als Beweis galt das Wort Matth. 8, 20, wo Jesus sein völliges Entblößtsein von irdischen Gütern selbst ausspreche. Nach der Ansicht der anderen gehörte Jesu nur nichts eigenthümlich auf Erden an. Wenn er im Hause des Zöllners Levi in Kapharnahum, des Pharisäers Simon und der drei Geschwister in Bethanien aß und trank, so war er überall geladener Gast. Nir-

gends sei zu lesen, daß er selbst einmal einen Fremden eingeladen und mit ihm gespeist habe. Ebenso sei er niemals von einem Bettler um ein Almosen angesprochen worden, man wußte eben, daß er über keine Geldmittel zu verfügen hatte. Seine Lebensbedürfnisse, die übrigens äußerst einfach gewesen und in weiter nichts als Brot, etwas Bratfisch und Honigwabe bestanden, habe er von den Gaben dienender Liebe bestritten. Das Haus in Kapharnahum, in welchem er verkehrte, sei nicht sein Eigenthum, sondern nur seine Gastherberge gewesen. Auch über das Elternhaus in Nazareth, wenn es überhaupt seinen Eltern gehörte, durfte er allein nicht bestimmen, da er noch fünf Geschwister hatte. Kurz es gab in der That keinen Fuß breit Erde, den Jesus sein Besitzthum hätte nennen können.

Die mildesten Vertreter des Dogmas von der Armuth Jesu endlich behaupten, er habe allerdings das, was zur Bestreitung der irdischen Bedürfnisse unbedingt nöthig war, besessen, aber auch nicht das Geringste mehr. Demnach war Jesus nicht so arm, daß er aus dem Tamchui (der Almosenschüssel) oder aus der Kuppa (der Almosenbüchse) hätte ein Almosen beanspruchen müssen, aber er war auch nicht so begütert, daß er Bettlern ein solches ohne Weiteres darreichen konnte.

Doch auch nach dieser Lehrmeinung gestaltet sich das Leben Jesu immer noch sehr trübselig und kummervoll. War er auch über die vom Gnadenbrode lebende Armuth erhaben, brauchte er auch nicht gerade zu hungern und zu dürsten, so mußte er doch auf alle Bequemlichkeiten des Lebens Verzicht leisten. Es gab schlechterdings nichts, was ihn über die beengende Schranke der Armuth hinaustrug, was ihm sein Erdendasein angenehm und heiter machte.

Allein die äußere Armuth ist, wie gesagt, nicht das Einzige, was nach der kirchlich dogmatischen Lehrmeinung über den Lebenspfad Jesu so düstere Schatten ausbreitet, es tritt noch hinzu das unendliche Heer von physischen und geistigen Schmerzen, welche zuletzt in einen schmach- und peinvollen Tod hinabgehen. Und

der letztere Moment ist es eigentlich und hauptsächlich, was die kirchliche Dogmatik im Leben Jesu den Stand der Erniedrigung nennt. Natürlich fand die Kirche auch diese Seite des Lebens Jesu in den Typen und Weissagungen des alten Bundes auf das Bestimmteste vorausgesagt. Lautete doch das Losungswort für Jesu: „Durch Leiden in den Tod!“*) Die Leidensschicksale des ganzen israelitischen Volkes, namentlich die seiner hervorragenden Männer, wie Joseph, David u. s. w. bildeten mustergiltig den dornenvollen Lebensgang des künftigen Erlösers im Voraus ab. Nicht minder lieferte der alttestamentliche Opferkultus, insbesondere das thierische Sünd- und Schuldopfer einen ganz specifischen Hinweis auf den Messias, da es, über sich hinausweisend, auf ein vollkommenes, die Versöhnung der Menschheit mit Gott wirklich bewerkstelligendes und für ewige Zeiten endgiltige Genugthuung leistendes Opfer hindeutete.

Was aber auf der einen Seite nach der Lehrmeinung der Kirche schon die Opfergebräuche vorbildlich zur Darstellung brachten, das führten auf der anderen Seite schildernd die Wortweissagungen der Propheten noch bezeichnender und nachdrucksvoller aus. Vom Protevangelium bis zum goldenen Passionale erblickte man eine ganze Kette von Leidensverkündigungen. Die frommen Dulder in den Psalmen, der geschlagene Hirt in Sacharja, vor allem der leidende Gottesknecht im Deuterojesaia — sie alle lieferten die Züge zu einem vollständigen Leidensbilde des Messias. Vorzugsweise war es die Prophetie des Jesaia, in welcher die Kirche das Leiden und Sterben Jesu unter dem Gesichtspunkte der Genugthuung und Sühne dargebildet erkannte, da sie den leidenden Gottesknecht nicht als Collectivum, als das um seiner Sünden willen von Gott gezüchtigte jüdische Volk, sondern als Einzelsubject faßte. Gott hatte die Strafe, welche die abgöttische Nation treffen sollte, auf seinen Knecht gelegt, deshalb wurde derselbe mit Krankheit und Wunden behaftet und mußte niedergebeugt und gemißhandelt einhergehen. Er ist

*) Vergl. Luc. 24, 45 f.

dermaßen geschlagen, daß alle, die seine Jammergestalt sehen, sich vor ihm entsetzen. Da aber der fromme Knecht stellvertretend und mit demuthsvoller Unterwürfigkeit leidet, da er nicht minder freiwillig zum blutigen Selbstopfer auf dem Altar sich darbietet, so sühnt er als ein ächter Hoherpriester die Sünden seines Volkes. Sagt doch der begeisterte Seher von dem leidenden Gottesknechte: „Fürwahr, unsere Krankheit hat er getragen und unsere Schmerzen hat er aufgeladen, und wir achteten ihn für einen Getroffenen, für einen Geschlagenen von Gott und Niedergebeugten. Und er ist durchbohrt wegen unseres Frevels, zermalmt wegen unserer Missethat, die Strafe liegt auf ihm, uns zum Frieden, und durch seine Striemen ward uns Heilung. Gemißhandelt ward er, während er willig litt und seinen Mund nicht aufthat gleich dem Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Lamm, das verstummt vor seinen Scheerern und seinen Mund nicht öffnet". *) —

Selbst in der alten Synagoge bestand eine solche Auffassung der alttestamentlichen Leidensverkündigungen**). Deshalb darf es nicht Wunder nehmen, wenn auch in ihr sich mit der Zeit das Bild von einem über alle Maßen leidenden und büßenden Messias

*) Eigenthümlich, wenn auch im Ganzen immer mit Hindeutung auf den Messias, hat die chaldäische Paraphrase des Jonathan, deren Entstehung nach der gewöhnlichen Annahme etwa um die Zeit Jesu gesetzt wird, die Jesaiastelle aufgefaßt. Sie macht in ihrer Umschreibung mancherlei Absprünge. So versteht sie das Entsetzen vor dem leidenden Gottesknechte von der Erwartung der Ankunft des Messias; das stellvertretende Leiden wieder verwandelt sie in eine bloße Fürbitte; die Entstellung der äußerlichen Gestalt endlich bezieht sie auf die Drangsale und Leidensgeschicke des exilirten Volkes.

**) Wenn Schenkel in seinem Charakterbilde Jesu S. 102 behauptet, ein leidender Messias sei eine den Juden in sich selbst widerspruchsvolle Vorstellung gewesen, das alte Testament kenne sie nicht, sie finde sich auch nicht in den späteren rabbinischen und talmudischen Schriften, so ist das eine grundfalsche Behauptung. Sehr wohl kannte die alte Synagoge einen leidenden Messias. Sie hat sogar das Bild desselben bis zu einer schaudererregenden Schmerzenstiefe ausgestaltet. Die Aussprüche einzelner Rabbinen über die den Messias treffenden Leidensmartern übersteigen sogar das Maß derjenigen, welche nach den evangelischen Berichten Jesus bei der Kreuzigung erduldet hat.

herausbildete. Talmud und Midrasch reden von einem leidenden Erlöser. Der Talmud sagt von ihm, Gott werde ihn mit Berufsbürden und Sühnleiden wie mit Mühlsteinen belasten; und im Midrasch lesen wir von ihm, Eisenspangen sollen auf seinem Nacken zu liegen kommen, bis daß er ganz niedergedrückt ist; sein Leib wird in Trauern und Seufzen dahinschwinden. Die großartigste Hagada jedoch in dieser Beziehung enthält das berühmte Sammelwerk Jalkut Schimoni zu Jes. 60*). „Auf, mein Licht," heißt es daselbst, „denn dein Licht kommt"! R. Jochanan sagt: Gleich einem Wanderer, der seine Reise mit Sonnenaufgang antritt und es kommt einer und zündet ihm das Licht an und es verlischt, dann ein anderer und zündet ihm das Licht an und es verlischt. Da sprach er: Nun brauche ich nicht mehr auf das Morgenlicht zu warten. Ebenso sprachen die Israeliten vor dem Heiligen: Wir haben dir einen Leuchter in den Tagen Moses verfertigt, welcher in den Tagen Salomo's verlosch, jetzt brauchen wir nur auf dein Licht zu warten, wie es Ps. 36, 10 heißt: „Denn bei dir ist des Lebens Quelle, und in deinem Lichte sehen wir das Licht." Ebenso sprach auch der Heilige: Auf, mein Licht, denn dein Licht kommt. R. Acha sagte: Israel wird mit dem Oelbaume verglichen, wie es heißt Jerem. 11, 16: „Einen Oelbaum, grünend, schön an Frucht voll Herrlichkeit, hat der Ewige gerufen deinen Namen," und der Heilige wird mit einem Lichte verglichen, denn es heißt Spr. 20, 27: „Ein Licht Gottes ist die Seele des Menschen." Sowie Oel in die Lampe gegossen wird und sie dann beide zugleich leuchten, ebenso sprach der Heilige zu Israel: Weil mein Licht euer Licht, und euer Licht mein Licht ist, so wollen wir nun beide Zion leuchten, wie es heißt: Auf, mein Licht! es kommt dein Licht. R. Hosaja sagte: Einst wird Jerusalem den Völkern der Welt Vorstellung

*) Der Jalkut citirt obige Stelle aus Pesikta rabbathi, der ältesten Hagada, von R. Kahana in Palästina redigirt. Jedoch in der von Salomon Buber in Lemberg veranstalteten Ausgabe (Lyck 1868), der eine in Zefath vorgefundene und in Aegypten copirte Handschrift zu Grunde liegt, haben wir die Stelle vergebens gesucht.

machen und sie werden dem Lichte zu wandeln, sowie geschrieben steht: Völker wandeln zu deinem Lichte. Die Gemeinde Israel sprach vor dem Heiligen: Herr der Welt! um der Thora willen, die du mir gegeben hast und die ein Quell des Lebens heißt, werde ich dereinst mich laben an deinem Lichte? Was bedeuten die Worte: In deinem Lichte sehen wir das Licht*)? Sie bedeuten das Licht des Messias, wie geschrieben steht**): Und Gott sah das Licht, daß es gut war. Daraus ist zu lernen, daß der Heilige noch vor der Weltschöpfung das Zeitalter des Messias und seine Werke ins Auge faßte und daß er jenes Urlicht aufbewahrte unter dem Throne seiner Herrlichkeit für den Messias und seine Zeitgenossen. Satan sprach vor dem Heiligen: Herr der Welt! für wen ist das unter deinem Throne aufbewahrte Licht bestimmt? Der Heilige gab zur Antwort: Für denjenigen, welcher dich einst zurücktreiben und mit Schamröthe bedecken wird. Da sprach Satan: Herr der Welt, laß mich ihn sehen! Der Heilige sprach: Komm und siehe ihn! Als er ihn sah, entsetzte er sich, fiel auf sein Angesicht und sprach: Ja fürwahr, das ist der Messias, welcher mich und alle Völker einst in die Gehenna hinabstürzen wird, wie Jesaia (25, 8) sagt: „Er wird den Tod verschlingen ewiglich, und der Ewige wird die Thränen abwischen von jeglichem Angesicht.“ In derselben Stunde rotteten sich die Völker zusammen und sprachen vor dem Heiligen: Wer ist derjenige, in dessen Hände wir fallen werden? wie ist sein Name und wie seine Natur? Der Heilige antwortete: Ephraim, Messias meiner Gerechtigkeit, ist sein Name, er hebt seine Höhe und die Höhe seines Zeitalters hoch empor und erleuchtet die Augen Israels und erlöst sein Volk. Kein Volk und keine Zunge wird gegen ihn aufstehen und ihm Stand halten können, wie geschrieben steht***): „Der Feind soll ihn nicht drängen und der Ungerechte nicht unterdrücken.“ Alle seine Feinde und Widersacher werden sich fürchten und vor ihm fliehen, wie es heißt†): „Ich werde seine Widersacher zerschmet-

*) Ps. 36, 10. **) Gen. 1, 4. ***) Ps. 89, 23. †) Ebend. V. 24.

tern.“ Selbſt die Ströme werden ſich nicht mehr ins Meer ergießen, wie es heißt*): „Ich lege in das Meer ſeine Hand und an die Ströme ſeine Rechte.“ Als die Völker hinweggingen, begann der Heilige ſofort mit dem Meſſias einen Vertrag zu ſchließen. Er ſprach zu ihm: Die Sündenſchulden derer, welche für den Eintritt in dieſe Welt bei dir noch aufbewahrt ſind, werden dir ein eiſernes Joch auflegen und dich machen gleich dieſem Kalbe, deſſen Augen trübe ſind, und werden dir deinen Athem erſticken im Joche, und wegen ihrer Sündenſchulden wird deine Zunge an deinen Gaumen kleben. Willigſt du darauf ein? Der Meſſias antwortete vor dem Heiligen: Herr der Welt! ſoll dieſes Leiden vielleicht viele Jahre dauern? Der Heilige ſprach: Bei deinem Leben und dem Leben deines Hauptes! ich habe dir eine Woche beſtimmt. Wenn deine Seele jedoch Betrübniß erfüllt, ſo werde ich die (welche mit dir aufbewahrt ſind für den Eintritt in dieſe Welt) ſogleich forttreiben. Der Meſſias antwortete: Herr der Welt! Mit Freuden und Frohlocken meines Herzens nehme ich es auf mich unter der Bedingung, daß nicht einer von Iſrael einſt verloren gehe, und daß nicht allein den Lebenden in meinen Tagen Heil widerfahre, ſondern auch denen, welche im Grabesſtaube verborgen ſind. Und nicht den Todten allein ſoll in meinen Tagen Heil widerfahren, ſondern auch denjenigen, welche bereits geſtorben ſind von den Tagen des erſten Menſchen an bis jetzt, und nicht dieſen allein, ſondern auch den Frühgeburten in meinen Tagen ſoll Heil widerfahren, und nicht den Frühgeburten allein, ſondern auch denjenigen, welche du noch ſchaffen wirſt und die noch nicht geſchaffen ſind. Daraufhin willige ich ein, und unter dieſer Bedingung nehme ich das Leiden auf mich. Der Heilige ſprach zum Meſſias: Nun wohlan, es ſei! Sogleich nahm der Meſſias alle Leiden und Qualen auf ſich aus Liebe, wie geſchrieben ſteht**): „Gemißhandelt ward er, während er willig litt und ſeinen Mund nicht aufthat.“

*) Pſalm 89, 24. **) Jeſ. 53, 7.

Es heißt: In der Woche, in welcher der Sohn Davids kommt, werden eiserne Balken gebracht und ihm auf den Hals gelegt werden, bis seine Höhe sich senkt und er aufschreit und weint, und seine Stimme zu den Himmeln emporsteigt, und er vor dem Heiligen spricht: Herr der Welt! Wie weit soll meine Kraft, mein Geist, meine Seele und mein Leib reichen? Bin ich nicht ein Wesen von Fleisch und Blut? Bezüglich dieser Stunde klagte David, indem er sagte: Trocken wie Scherben ist meine Kraft. In dieser Stunde aber spricht der Heilige zum Sohne Davids: Messias meiner Gerechtigkeit! Du hast das schon von den sechs Schöpfungstagen auf dich genommen, jetzt sei dein Leiden gleich meinem Leiden; denn seit dem Tage, daß der böse Nebucadnezar heraufgezogen ist und mein Haus zerstört, meine Stätte verbrannt und meine Kinder unter die Völker versetzt hat, seitdem habe ich, ich betheuere es dir, meinen Thron nicht betreten. Wenn du es nicht glaubst, so siehe den Thau auf meinem Haupte, wie es heißt: „Mein Haupt ist voll von Thau.“ In dieser Stunde sprach der Sohn Davids vor dem Heiligen: Herr der Welt! jetzt bin ich nun beruhigt, denn es ist schon genug, wenn der Knecht sowie sein Herr geehrt wird. R. Jizchak sagte: In dem Jahre, in welchem der König Messias erscheint, werden alle Könige der Völker miteinander in Streit gerathen, der eine mit dem andern, der persische mit dem arabischen. Der arabische König wird gehen und Rath von ihnen sich erholen, der persische König aber wird die ganze Welt verwüsten, und alle Völker werden lärmen, toben, auf ihr Gesicht fallen, und es werden sie Wehen ergreifen wie eine Gebärende, und die Israeliten werden toben, erzittern und sprechen: Wohin kommen wir, wohin gehen wir? Da wird der König Messias zu ihnen sagen: Fürchtet euch nicht, meine Kinder, alles, was ich für euch gethan habe, habe ich nur um euretwillen gethan. Warum fürchtet ihr euch? Fürchtet euch nicht, die Zeit eurer Erlösung ist gekommen, und es ist nicht etwa eine solche wie die erste und letzte, denn die erste hat euch Leiden und Knechtschaft gebracht, die letzte dagegen wird euch

weder das eine noch das andere bringen. Die Rabbinen haben gelehrt: In der Zeit, wo der König Messias kommt und auf dem Dache des Heiligthums steht, macht er den Israeliten bekannt, indem er zu ihnen spricht: Ihr Dulder, die Zeit eurer Erlösung ist gekommen! Wenn ihr es nicht glaubt, so seht auf mein Licht, das über euch hereinbricht, wie es heißt*): Auf, mein Licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Ewigen strahlt über dir! Und nur über euch glänzt das Licht, wie Jesaia**) sagt: „Siehe, Finsterniß deckt die Erde." In dieser Stunde läßt der Heilige das Licht des Messias und Israels hell aufleuchten und es wandeln alle dem Lichte des Königs Messias und Israels zu, wie es heißt***): „Völker wandeln zu deinem Lichte und sie wandeln zum Glanze deines Scheines," und sie kommen und lecken den Staub von den Füßen des Königs Messias und Israels, wie gesagt ist†): „Den Staub deiner Füße lecken sie." Und es kommen alle und fallen auf ihr Angesicht vor dem König Messias und Israel und sprechen: Wir wollen dir und Israel unterworfen sein. Jeder Israelit wird dann 2800 Knechte haben, wie es Sacharja 8,23 heißt: „In jenen Tagen ergreifen zehn Männer aus allen Zungen der Völker den Saum eines Juden und sprechen: Wir wollen mit euch gehen; denn wir haben gehört, Gott ist mit euch." Unsere Rabbinen haben gelehrt: Die Väter der Welt (die Patriarchen) werden im Monat Nisan auferstehen und zum König Messias sprechen: Ephraim, Messias unserer Gerechtigkeit, obgleich wir deine Väter sind, so bist du doch besser als wir, denn du hast die Sünden unserer Kinder getragen, und es sind schwere und böse Geschicke über dich ergangen, die weder die Früheren, noch die Späteren betroffen haben. Du bist zum Spiel und Spott unter den Völkern geworden um Israels willen; du hast in Finsterniß und Dunkelheit gesessen und deine Augen haben nicht Licht gesehen; deine Haut fiel ab, dein Leib war vertrocknet wie Holz, deine Augen waren dunkel vom Fasten, deine Kraft war trocken wie ein Scherben, und das

*) Jes. 60, 1. **) Ebend. V. 2. ***) Ebend. V. 3. †) Ebend. 49, 23.

alles haſt du wegen der Sünden unſerer Kinder erduldet. So möge es nun dein Wille ſein, daß ſich unſere Kinder des Guten erfreuen, welches der Heilige Iſrael geſpendet hat. Oder ſollteſt du wegen der Leiden, die du für ſie erduldet, und daß man dich in das Gefängniß geworfen hat, an ihnen kein Wohlgefallen finden? Da antwortete er ihnen: Väter der Welt! was ich gethan habe, geſchah nur euretwegen und eurer Kinder wegen, damit ſie ſich des Guten erfreuen ſollten, welches der Heilige Iſrael geſpendet hat. Da ſprachen die Väter der Welt: Ephraim, Meſſias unſerer Gerechtigkeit! beruhige dich, denn du haſt deinen Herrn und uns befriedigt. In der Stunde, ſagte R. Simeon ben Pazi, hebt der Heilige den Meſſias bis zum äußerſten Himmel und breitet über ihn den Glanz ſeiner Herrlichkeit aus wegen der Völker der Welt und wegen der frevelhaften Perſer. Die Väter ſprechen zu ihm: Ephraim, Meſſias unſerer Gerechtigkeit! ſei Richter über dieſe und thue mit ihnen, wie es dir gefällt; denn nur der außerordentlichen Liebe gegen dich haſt du es zu danken, daß dich jene nicht ſchon längſt umgebracht haben, wie es heißt Jerem. 31, 20: „Iſt nicht Ephraim mein geliebter Sohn?“ Warum gebraucht der Prophet das Wort רחם zweimal (als Inf. abs. und als Verb. fin.)? Der Inf. abs. geht auf die Zeit, wo der Meſſias gebunden im Gefängniſſe lag, weil ſie alle Tage ihre Zähne fletſchten, mit ihren Augen winkten, mit ihren Köpfen ſchüttelten und mit den Lippen lispelten, wie es heißt*): „Alle, die mich ſehen, verhöhnen mich, reißen die Lippen auf und ſchütteln den Kopf.“ Das Verb. fin. dagegen geht auf die Zeit, wo der Meſſias aus dem Gefängniſſe geht, und nicht nur ein oder zwei Regierungen über ihn kommen, ſondern 140 ihn umringen. Der Heilige ſpricht zu ihm: Ephraim, Meſſias meiner Gerechtigkeit! fürchte dich nicht vor ihnen, denn ſie alle werden durch den Hauch deines Mundes fallen, wie geſchrieben ſteht**): Mit dem Hauche ſeiner Lippen tödtet er die Frevler. Sofort errichtet der Heilige

*) Pſalm 22, 8. **) Jeſ. 11, 4.

für den Messias sieben Thronhimmel von guten Steinen, Perlen und Smaragden, und von jedem Thronhimmel fließen vier Ströme von Wein, Milch, Honig und reinem Balsam. Hierauf umarmt ihn der Heilige in Gegenwart der Gerechten und führt ihn zum Thronhimmel, und es sehen ihn alle Gerechten. Der Heilige spricht zu ihnen: Gerechte der Welt! Ephraim, der Messias meiner Gerechtigkeit, hat noch nicht die Hälfte seines Leidens überstanden, ich habe noch ein Maß, das ich ihm zuertheilen will, welches noch kein Auge in der Welt gesehen hat, wie es heißt Jes. 64, 3: „Ein Auge hat nicht gesehen einen Gott außer dich." In jener Stunde ruft der Heilige den Nord- und Südwind und spricht zu ihnen: Traget vor Ephraim, dem Messias meiner Gerechtigkeit, alle Gewürzarten aus dem Paradiese zusammen, wie geschrieben steht*): „Erhebe dich Nord und komme Süd, wehe durch meine Gärten", desgleichen**): „Mache dich auf, mein Licht, denn dein Licht ist ‚gekommen!" In jener Stunde spricht der Heilige zu Zion: Mache dich auf! und dieses antwortet: Herr der Welt! Stelle du dich an die Spitze und ich hinter dir. Du hast recht gesprochen, sagt der Heilige, wie es heißt***): „Nun erhebe ich mich, spricht der Ewige."

In der That, ein Bild von furchtbarer Leidenstiefe! Vollendeter, intensiver und schneidender konnte die alte Synagoge die Schmerzensſignatur des Messias kaum ausprägen. Er steht vor unseren Augen als eine Jammergestalt, die jeden Beobachter mit Wehmuth und Entsetzen erfüllt.

Was Jesaia aber von dem leidenden Gottesknechte gesagt hatte, und was die alte Synagoge später vom Messias lehrte,das sah die kirchlich dogmatische Anschauung in Jesu erfüllt. Somit mußte Jesus, wie der leidende Gottesknecht, Qualen und Mißhandlungen erdulden; sein Leben mußte in ein tragisch erschütterndes Todesgeschick auslaufen. Schon während seines Erdenwallens war die Sünde der Welt seine eigentliche Krankheit, sie durchwühlte ihn wie ein unverlöschbares, verzehrendes Feuer, sie nagte

*) Hohes Lied 4, 16. **) Jes. 60, 1. ***) Jes. 33, 10.

unaufhörlich an seinem reinen Geiste und trübte ihm den Genuß des irdischen Lebens. Man hat diese Krankheit das Wetterleuchen seines Todes genannt. „Dasselbe durchzuckte," wie Delitzsch sagt, „seinen zarten Leib in allen Gestalten und machte ihn, bevor noch die Marter am Kreuze ihn zermalmte, zu einem ersterbenden Weizenkorn." *)

„Es bedurfte daher keines Justizmordes, um Jesum zu tödten, er wäre auch ohne diesen dem Schmerze, der ihn durchdrang, dem Eifer, der ihn verzehrte, der Ueberanstrengung, die ihn aufrieb, den Kränkungen, die ihn trafen, erlegen. Er war erschöpft, abgemüdet und abgezehrt, wie nur immer ein Mensch es sein kann, der unabläßig im Gebete ringt, der Tag und Nacht arbeitet, ohne sich Ruhe zu gönnen, wie einer, der sich mit allen Kräften seines Leibes und seiner Seele seinem Berufe opfert. Er war krank vor Liebe zu Gott und der Menschheit; er, der Sündlose, hatte keine andere Leidenschaft, außer dieser einen, welche wie ein maßloses Feuer am Mark seines Lebens zehrte und sein endliches Dasein mit der Unendlichkeit ihrer Intensität in eine Spannung versetzte, die es zu zersprengen drohte." **)

So ruht denn in Wahrheit nach der kirchlichen Dogmatik auf Jesu eine Schattenfülle, die alles Schöne und Sonnenhafte an ihm verdüstert. Seine Gestalt bietet für die sinnliche Betrachtung auch nicht im Geringsten etwas Anmuthiges, Heiteres und Anziehendes. „Alles, was von Innen und Außen an der Leiblichkeit eines Menschen rütteln und sie erschüttern kann, das hat Jesus reichlich zu erfahren bekommen." „Vom Mutterleibe an war der Todesschmerz des Gotteslammes seine Mitgift." Er war der Mann der Schmerzen, der Vertraute der Krankheit. Jeder, der auf ihn blickte, wurde durch den entstellenden Ausdruck seiner gewaltigen inneren Leiden und Kämpfe abgeschreckt.

Doch die kirchliche Dogmatik kennt im Gegensatze zu dieser Leidens- und Schmerzensgestalt Jesu auch eine Freuden- und Siegesgestalt, sie lehrt neben dem in schmachvoller Selbsternie-

*) Vergl. Delitzsch, Sehet welch ein Mensch. S. 12. **) Ebend. S. 12.

drigung einhergehenden auch einen emporkommenden, in den Stand der Erhöhung eintretenden Jesus. Es wäre anders auch zu widersinnig, wenn einem solchen Leidenshelden, der das Weh seines Volkes und der ganzen Menschheit auf sein Herz und sein Gewissen genommen, nicht ein herrlicher Freudenlohn zu Theil geworden wäre. Litt Jesus während seines Erdenlebens doch nicht für seine eigene Schuld, lasteten doch nicht finstere Verbrechen auf seiner Seele. Er war kein um selbstverübter Frevelthaten willen Gestrafter; seine Schmerzenszüge waren nicht der seelische Ausdruck furchtbarer in seinem Inneren tobender Gewissensbisse. Er litt und duldete vielmehr, was die ganze Menschheit hätte leiden und dulden müssen. Aber die Kirche versetzt diesen freudigen und triumphirenden Jesus in das Jenseits. Da thront das bis zum Tiefpunkte des schmachvollen Kreuzestodes erniedrigte, heilige Gotteslamm in seiner Königsherrlichkeit. Ueber aller Himmel Himmel erhöht sitzt es zur Rechten seines Vaters bis zum Ende dieses Weltaeons, wo es wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Bekanntlich heißt dieser Uebergang Jesu aus dem Leidensleben in das Herrlichkeitsleben in der kirchlichen Dogmatik der Stand der Erhöhung (status exaltationis).

§. 2.

Der Gegensatz.

Nachdem wir in kurzen Strichen das Leben Leben Jesu nach der kirchlich dogmatischen Anschauung entworfen haben, so entsteht nun die Frage, ob dasselbe wirklich so armselig, leidvoll und schmerzensreich war, wie die Kirche es darstellt. Eine nur oberflächliche Betrachtung der evangelischen Berichte scheint allerdings die Richtigkeit der kirchlichen Auffassung zu bestätigen. Die Dogmatik hat das Bild Jesu ja allenthalben auf neutestamentlichem Grunde entworfen. Ganz anders jedoch gestaltet sich das Urtheil bei einer gründlich zu Werke gehenden Untersuchung der Evangelien. Da ergiebt sich sofort die völlige Unhaltbarkeit der kirchlichen Ansicht. Das Leben Jesu war nicht nur eine armselige

und kummerreiche Wallfahrt, es war nicht nur ein ſtetes und ununterbrochenes Leiden und Dulden bis zur Tragik eines marter- und peinvollen Todes, nein, es war auch ein Leben heiterer Lebensfreude und ungetrübten Frohſinns. Ja, ein unbefangenes Sichverſenken in die evangeliſchen Berichte führt ſogar zu der endgiltigen Ueberzeugung, daß die von der jüdiſchen Schultheologie ausgehenden Verfolgungen Jeſu heilige Lebensfreude und himmliſche Heiterkeit nicht beeinträchtigen konnten. Selbſt das über ihn vom Synedrium verhängte Todesleiden hat die ihm innewohnende Anmuth und Holdſeligkeit nicht verdunkelt. Betrachtete doch Jeſus ſeinen Tod nicht als ein ſchmachvolles Unterliegen, ſondern als einen Siegeszug, als einen großartigen Triumph, welcher ſeinem herrlichen Gotteswerke das Fortbeſtehen für die Zukunft ſicherte.

Auf Grund dieſer Wahrnehmung haben wir uns die Aufgabe geſtellt, die auf dem Jeſusbilde liegende ungeſchichtliche Schattenfülle abzuheben und es in ſeinem wahren ſonnenhaften Glanze darzuſtellen. Wir wollen zeigen, wie Jeſus in Wirklichkeit ein durchaus heiterer, fröhlicher und ſiegesfreudiger Menſch war. Die ſchmerzensreiche Eccehomogeſtalt, die den Betrachter mit Entſetzen erfüllt, wird dadurch allerdings in den Hintergrund treten, dafür aber wird eine anmuthige, frohe Siegesgeſtalt im Vordergrunde erſcheinen, eine Geſtalt, welche die großartigſten Schlachten ſchlägt, die je auf der Erde geſchlagen worden ſind, eine Geſtalt, welche über die damalige verknöcherte jüdiſche Hierarchie Triumphe feiert, wie ſie weder vorher noch nachher wieder ein Sterblicher gefeiert hat. Mit einem Worte, unſer Jeſus wird ſchon im Diesſeits ein vollendetes und ſieggekröntes Königsbild, eine vom wohlthuenden Glanze der Frühlingsſonne umfloſſene Lichtgeſtalt. Da das von uns zu entwerfende Lebensbild Jeſu nicht bloß ein poetiſches Gebilde unſerer Phantaſie iſt, ſondern durchweg auf dem Grunde der Evangelien, namentlich der Synoptiker, beruht, ſo hegen wir die Hoffnung, es werde durch den Zauber ſeiner lebensvollen Friſche auf die Gemüther eine mächtige Anziehungskraft

ausüben. Wer ſollte auch nicht bei der Betrachtung der edlen Größe ſeines Geiſtes, der Lauterkeit und Reinheit ſeiner Geſinnung begeiſtert werden? Wer ſollte ſich nicht emporgehoben fühlen, wenn er ſein reines, auf das Ideale gerichtetes Streben, ſein raſtloſes Eifern und Kämpfen um die edelſten und erhabenſten ſittlichen Güter der Menſchheit ſich vergegenwärtigt? Wahrlich ein heiterer, lebensfroher und ſiegesgewiſſer Jeſus iſt eine nothwendige Forderung unſrer Zeit! Das in die Scyllen eines groben und genußſüchtigen Materialismus gerathene deutſche Volk bedarf vor allen Dingen einer ſittlich religiöſen Wiedergeburt und Erneuerung, wenn es ſeine weltgeſchichtliche Miſſion behaupten und verwirklichen will. Die alten Dogmen der Kirche von der Gottesſohnſchaft Jeſu, von ſeiner durch den heiligen Geiſt bewirkten Empfängniß im Leibe der Maria, von ſeinen übernatürlichen Wunderwerken und Kraftthaten, von ſeinem ſündenvergebenden Verſöhnungstode, von ſeiner leiblichen Auferſtehung und Himmelfahrt haben für die denkende Menſchheit ihre Zugkraft verloren. Unſer Jeſus hat das ganze nebelhafte Wundergewand, womit die Kirche ihn bekleidet, vollſtändig abgeworfen, er tritt vor den Betrachter als ein vollkommen reiner und natürlicher Menſch, der in ſeinem Denken, Fühlen und Wollen wie jeder Menſch geartet war. Nur die lebensfreudige Begeiſterung, mit welcher er dem Idealen zuſtrebte, der heiße Ringkampf um Gewiſſensfreiheit gegenüber der Herrſchaft des Buchſtabens, der raſtloſe Eifer um die Wiederherſtellung der wichtigſten ſittlichen Grundſätze und heiligſten Rechtsnormen, inſonderheit der unerläßlichen Pflicht der allgemeinen Menſchenliebe, mit einem Worte, die ganze Berufsarbeit an der Verwirklichung eines Gottesdienſtes im Geiſte und in der Wahrheit geben Jeſu eine bevorzugte Stellung unter den Menſchen. Sie ſetzen ihn an die Seite der edelſten und größten Geiſter, welche über das Erdenrund gegangen ſind und ſichern ihm ein unvergeßliches Gedächtniß für alle Zeiten.

Doch bevor wir an die Löſung unſerer Aufgabe gehen, geſtatten wir uns noch die Frage aufzuwerfen, warum die Kirche

nicht schon längst das ungeschichtliche und falsche Leidensbild Jesu in das den Vollausdruck der Wahrheit an sich tragende Freudenbild umgewandelt hat? Die Antwort auf diese Frage ist sehr leicht. Wir haben schon oben gezeigt, wie die kirchliche Dogmatik die alttestamentlichen messianischen Leidensverkündigungen auf Jesum übertrug. Alles was von den frommen Duldern des alten Bundes ausgesagt war, das sah man in Jesu zur Erfüllung gebracht. Demnach stand von vornherein fest, ehe Jesus zu seiner Königsherrlichkeit gelangen konnte, mußte er durch vorgängiges Leiden auf's tiefste erniedrigt werden. Er glich der Sonne. Wie diese am Morgen, ehe sie ihr flammendes Strahlenmeer auf die Erde ergießen kann, zuvor dichte Nebelschleier durchbrechen muß, ebenso mußte Jesus sich erst durch eine finstere Leidensnacht hindurchringen. Ein anderer Grund für die so furchtbare Schmerzenstiefe Jesu liegt in der einseitigen, wir möchten sagen, tendenziösen Benutzung der Evangelien. Die Kirche hat bisher immer absichtlich und geflissentlich alle diejenigen Stellen der evangelischen Berichterstatter, welche Trübes und Düsteres von Jesu erzählen, scharf betont, dagegen sind von ihr stets diejenigen Stellen, welche uns die anmuthige und lebensfreudige Seite seines Erdenwallens schildern, außer Acht gelassen worden. Es ist allerdings wahr, man kann an der Hand der Quellen bei unkritischer Benutzung eine große Leidensfülle auf Jesum häufen. Und es darf das im Grunde auch nicht Wunder nehmen. Da den Berichterstattern ohne Zweifel vorzugsweise die tragische Katastrophe vor Augen schwebte, so waren sie gar nicht im Stande, ein objectives Charakterbild des galiläischen Rabbi zu zeichnen. Die Schilderungen des feindlichen Gegensatzes mußten mit Nothwendigkeit die freudigen Momente seines Lebens abschwächen und verdunkeln. Der dritte Grund endlich für die Leidensgestalt Jesu liegt im kirchlichen Dogma von der Versöhnung. In demselben hat die Kirche von jeher ihre Ansicht über den Zweck des diesseitigen Lebens Jesu zugespitzt. Der Erlöser war gleich mit der Vorausbestimmung von Gott in die Welt geschickt, die Sünden des menschlichen Ge-

ſchlechtes auf Erden durch blutige Selbſtaufopferung zu tilgen. Seine irdiſche Wallfahrt mußte daher ſich zu einer rauhen und ſteilen Dornenbahn geſtalten. In dem Grade das Verſöhnungsdogma nun das kirchliche Bewußtſein beherrſchte, in demſelben Grade traten die von Jeſu erduldeten Mißhandlungen und Todesmartern in den Vordergrund. Die im Dienſte der Kirche ſtehende Kunſt faßte gleichfalls Jeſum von dieſer dunkelen Seite ſeines Lebens auf. Sie bildete ihn als den für die ganze Menſchheit in Niedrigkeit, Verachtung und Todesſchmach ſich eintauchenden Mittler dar.

§ 3.

Aeußere Verhältniſſe und Lebensweiſe Jeſu.

Schon die armſelige Geburt Jeſu muß nach den neuteſtamentlichen Quellen angezweifelt werden, da unter denſelben keine Uebereinſtimmung in den Angaben herrſcht. Die Abweichung der beiden Berichte iſt ſo bedeutend, daß nur Leichtſinn ſie verkennen und den Verſuch wagen kann, eine Uebereinſtimmung zwiſchen ihnen herzuſtellen. Nach Matthäus wurde Jeſus in Bethlehem geboren, ſeine Eltern hatten daſelbſt ihren Wohnſitz. Nach Lucas dagegen erfolgte die Geburt Jeſu auf der von den Eltern aus Anlaß der quiriniſchen Schatzung nach Bethlehem unternommenen Reiſe. Die Eltern hatten nach dieſer Quelle in Bethlehem keine eigne Wohnung, ſie waren da fremd und ſind nur durch den erwähnten Umſtand einmal dahin geführt worden. Ihr Heimathsort war vielmehr Nazareth in Galiläa. Durch dieſe Verſchiedenheit in den Angaben entſteht für die Forſchung allerdings eine nicht unerhebliche Schwierigkeit. Wiewohl der Schatzungsbefehl des ſyriſchen Statthalters Publius Sulpitius Quirinus geſchichtlich erweislich iſt, ſo erſtreckte ſich derſelbe doch bloß auf Judäa, nicht zugleich auf Galiläa, wo Jeſu Eltern ſeßhaft waren. Wollten wir nun an einen andern auf Befehl des Kaiſers durch römiſche Behörden oder auch durch Herodes ausgeführten Cenſus denken, ſo läßt ſich wieder ſchwer annehmen, daß derſelbe mit der Be-

ſtimmung, jeder Einzelne habe ſich in dem Stammorte ſeines Geſchlechtes einzufinden, gegeben worden ſei. Nicht nur daß ein ſolcher Befehl ein ſehr unbilliges Verlangen geweſen wäre, er hätte auch eine grenzenloſe Verwirrung zur nothwendigen Folge gehabt. Die meiſten Bewohner hätten dann, wenn ihnen überhaupt noch die ehemalige Heimathsangehörigkeit ſicher im Gedächtniß war, den Wanderſtab ergreifen müſſen, um den Stammort ihrer Ahnen aufzuſuchen. Demnach kann der Cenſus in dieſer Weiſe unmöglich ausgeführt worden ſein; ein jeder wurde vielmehr ſicherlich in ſeinem Wohnorte oder wenigſtens in deſſen Nähe in die öffentlichen Liſten einregiſtrirt. Daher brauchten auch die Eltern Jeſu nicht wegen des kundgegebenen Befehls nach Bethlehem zu reiſen, um ſich daſelbſt abſchätzen zu laſſen. Ohne Zweifel ſteht der Bericht des Lucas unter dem Einfluſſe der bekannten Stelle des Propheten Micha (vergl. 5, 1 ff.), nach welcher der Meſſias in Bethlehem geboren werden ſollte. Der Evangeliſt benutzt nun einen vom römiſchen Kaiſer erlaſſenen Schatzungsbefehl, um Jeſu Eltern, beſonders ſeine Mutter, nach Bethlehem zu führen. Doch die Erzählung des Lucas enthält noch andere Unwahrſcheinlichkeiten, welche ihren hiſtoriſchen Charakter erſchüttern. Nach einer mehrtägigen Reiſe gelangt Joſeph mit ſeiner Verlobten Maria in einer Herberge im Orte ſeines Reiſezieles an, dieſelbe iſt aber dermaßen von Fremden überfüllt, daß beide kein Unterkommen mehr finden können, ſie müſſen ſich mit einem Stalle begnügen.*) In dieſem Stalle erfolgt die Geburt Jeſu. Maria wickelt ihren Sohn in Windeln und legt ihn in eine Krippe. Das Leerſein des Stalles befremdet inſofern nicht, als die Hirten in Paläſtina ihre Heerden ſchon gegen Oſtern auf die Weide zu treiben pflegten und daſelbſt bis um die Zeit des Frühregens verblieben. Schwieriger iſt die Frage, ob die Herberge wirklich in Bethlehem oder in der

*) Einige Ausleger verſtehen unter *καταλύμα* im Gegenſatze zu *πανδοχεῖον* das Privathaus eines Gaſtfreundes, andere dagegen, die keinen Unterſchied in den beiden Ausdrücken anerkennen, faſſen dieſelben im Sinne von: öffentliche Herberge (vergl. Luc. 10, 34).

Nähe davon war. Mehrere alte Kirchenlehrer, ebenso die apokryphischen Kindheitsevangelien haben die Ortsangabe des Lucas in dem Sinne aufgefaßt, daß Jesus außerhalb Bethlehem geboren worden sei.*) Bekanntlich erbaute Helena, die Mutter Constantin des Großen, in einiger Entfernung von Bethlehem über einer Höhle, welche schon zur Zeit des Origenes als Geburtsstätte Jesu galt, eine Kirche; und noch heutigen Tages steht die Kirche der Maria de praesepio, eine Strecke von Bethlehem entfernt über einem Felsen, worin eine Grotte ist, welche als Geburtsstätte Jesu betrachtet wird.**) Mag dem aber sein, wie ihm wolle, die von Lucas geschilderten localen Verhältnisse, da sie auf subjectiv dogmatischen Schlüssen beruhen und durch Uebertragung jener Prophetenstelle des Micha bedingt sind, zwingen noch nicht zu der Annahme, daß Jesus in armseligen und niedrigen Verhältnissen das Licht der Welt erblickt habe. Waren einmal alle Räumlichkeiten wegen der aus Anlaß des Census zusammengeführten Menschenmenge besetzt, so mußten Joseph und Maria als die später eingetroffenen Gäste bei der Dringlichkeit der Umstände mit der leerstehenden Stalllocalität fürlieb nehmen, sie mochten arm oder reich sein. Große Gasthäuser mit besonderem Comfort gab es in damaliger Zeit in Palästina noch nicht. Sogar heutzutage sind die sogenannten Menzils, Khans oder Karavansereien in jenen Gegenden noch sehr primitiver Natur.

Bei Licht betrachtet wissen aber auch die evangelischen Berichterstatter von der Armseligkeit der Geburt Jesu gar nichts. Nach Matthäus nämlich wird das messianische Kind von reichen Magiern königlich beschenkt, und nach Lucas schweben himmlische Lichtgestalten zur Erde hernieder und feiern in einem freudigen Chorgesange die Geburt des Erlösers.

Doch verlassen wir die Aula der Lastthiere und wenden uns dem nächsten von den Quellen geschilderten Ereignisse, der Dar-

*) Vergl. Justin. Dial. c. Tryph. 78; Orig. c. Cels. I, 51; Protevang. Jacobi c. 18; Evang. de nativ. Mariae c. 13.

**) Vergl. Schubert, Reise in das Morgenland III. 10—17.

ſtellung des Jeſuskindes im Tempel zu. Die kirchliche Dogmatik hat auch in dieſer von jeher einen Beweis für Jeſu äußere Armuth gefunden, weil ſeine Eltern als Opfergabe nur ein Paar Turteltauben darbrachten.*) Allein es fragt ſich, in wieweit die im dritten Evangelium ſich vorfindende Ueberlieferung Glauben verdient. Die perſönliche Darbringung eines Neugeborenen im Tempel war weder im Geſetz geboten, noch zu Jeſu Zeiten allgemeine Sitte. Inſonderheit beſtand für ein durchreiſendes Braut- oder Ehepaar, das ſobald als möglich wieder in ſeine Heimath zurückzukehren wünſchen mußte, durchaus keine geſetzliche Verbindlichkeit, mit ihrem Kinde perſönlich im Tempel der Hauptſtadt zu erſcheinen, und die zu Bethlehem verſäumte Synagogenweihe für die Wöchnerin und das Kind nachzuholen.

Die evangeliſche Darſtellung von der Geburt Jeſu giebt demnach in allen ihren einzelnen Momenten in keiner Beziehung eine Berechtigung zu der Annahme, Jeſus ſei von allen irdiſchen Gütern entblößt geweſen. Selbſt bei dem Zugeſtändniß der hiſtoriſchen Zuverläſſigkeit einzelner Züge läßt ſich ſeine von der Kirche gelehrte Armuthsſtellung nicht erweiſen.

Was nun die Erziehung Jeſu anlangt, ſo läßt die kirchlich dogmatiſche Anſchauung ihn in dürftigen Verhältniſſen aufwachſen. Joſeph, ſein Vater, war ein Zimmermann, ſein Beruf geſtattete ihm nicht einen großen Hausaufwand zu machen. Er war nicht im Stande, ſeiner Familie ein angenehmes und ſorgenfreies Leben zu bereiten. Doch dieſe Behauptung beruht wieder auf einer grundirrigen Vorausſetzung, da ſie ganz und gar den Werth und die Bedeutung des Handwerks im Morgenlande, vorzugsweiſe bei den Juden, nicht beachtet. Das Handwerk war in Paläſtina keineswegs das Kennzeichen der niederen Herkunft eines Mannes, im Gegentheil, wir ſehen Vornehme und Geringe in gleicher Weiſe demſelben obliegen. Jede nützliche Beſchäftigung, welcher Art ſie auch war, verlieh Anſehen und Würde. Talmud und Midraſch preiſen das Handwerk und den Handwerkerſtand außer-

*) Luc. 2, 24, vergl. Lev. 12, 4—8.

ordentlich. „Wie groß ist das Handwerk," lautet ein talmudischer Ausspruch,*) „es ehrt seinen Meister". „Du sollst das Leben wählen," heißt es an einer anderen Stelle**) d. i. die Wahl eines Handwerks zur Erhaltung deines Lebens"! Die Koh. 9, 9 aufgestellte Lehre: „Siehe das Leben mit der Frau", wird vom Midrasch dahin gedeutet: „Siehe dich neben der von dir geliebten Gotteslehre nach einem Handwerk um"***). „Es kann sieben Jahre Hungersnoth sein," rühmt Tractat Sanhedrin fol. 29a, „an die Thüre des Handwerkers gelangt sie nicht." Alles das Handwerk außerordentlich würdigende und hochstellende Aussprüche von den bedeutendsten Lehrern des Judenthums in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, einem R. Akiba, R. Ismael, R. Tarphon u. s. w. Ganz in derselben Weise spricht sich Talmud und Midrasch auch über die Wahl des Handwerks aus. Der Mensch soll bei der Wahl nicht allzu bedenklich verfahren, die Hauptsache ist, daß er Kraft und Fähigkeit für seine Berufsarbeit in sich verspürt†). Die Rabbinen gingen darin mit ihrem Beispiel voran. Fast alle talmudischen Gelehrten lebten von den Früchten ihrer Arbeiten, und zwar von solchen, die sie selbst mit ihren Händen verrichteten, und zum Theil der geringsten Art. Es war ein religiöser Fundamentalsatz, daß die Wissenschaft mit einer Arbeit verbunden sein müsse. Treu diesem Grundsatze lagen daher die Rabbinen neben dem Studium einem Gewerbe ob, von welchem letzteren sie den Unterhalt für sich und ihre Familie zogen. Der Talmud zählt die verschiedenartigsten Gewerbe auf, welche von berühmten Gelehrten betrieben wurden.††) Hillel und Akiba

*) Nedarim, fol. 49b; vergl. auch Gittin fol. 67a. **) Talmud Jerusch. Tr. Pea, Abschnitt I. ***) Midr. Koh. zu 9, 9.

†) Vergl. Kiduschin fol. 82b, wo es heißt: „Kein Gewerbe ist unnütz, und keines wird je aufhören. Glücklich derjenige, dessen Familie ein ehrbares Gewerbe hat; unglücklich derjenige, dessen Familie ein niedriges Gewerbe hat. Es sind in der Gesellschaft nothwendig sowohl Gerber als Specereihändler."

††) Es ist für jeden Talmudstudirenden von höchstem Interesse, daß er, wenn er sich mit den Gedanken in jene alten feierlichen Sitzungen der religiösen Akademien zurückversetzt, sich vor Kohlenbrennern, Schmieden, Schreinern, Gerbern, Bäckern, Parfümeuren, Schuhmachern, Bleichern, Müllern, Holzträgern u. s. w. befindet.

waren Holzhauer, R. Nechemja Hakadosch war ein Töpfer (Kaddar), R. Jochanan ein Pantoffelmacher, R. Juda hanechtam ein Bäcker, R. Juda chaita ein Schneider, R. Jochanan hasandlar ein Schuhmacher, ebenso R. Oschaja und R. Chanina. Von anderen Rabbinen wissen wir wieder, daß sie Parfümeure, Baumeister, Ofensetzer, Bücherabschreiber waren*). Aus dem neuen Testamente ist zur Genüge bekannt, daß Paulus, der vormals als Saulus zu den Füßen des großen Gamaliel gesessen, die Zelttuchweberei erlernt hatte, und daß er dieses Handwerk auch während seiner missionarischen Thätigkeit fortbetrieb. Kein Jude brauchte sich seines Berufes vor seinen Glaubensgenossen zu schämen, selbst der Gerber hatte das nicht nöthig, da die Welt nach einer Talmudstelle weder ohne Gewürzbereiter noch ohne Gerber bestehen kann**). „Der Mensch trete lieber in heidnische Arbeit ein," mahnt der Talmud***), „als daß er Menschenhilfe in Anspruch nehme; er ziehe einem Aase das Fell ab und nehme den Lohn, nur spreche er nicht: „Ich bin ein großer Mann, diese Arbeit ist mir zuwider." Ferner†): Wenn dich die Noth drängt, verrichte irgend eine, auch

*) Besonders sind es Ackerbau und Viehzucht, welche in den talmudischen Schriften rühmend hervorgehoben worden. Ackerbau. R. Pappa sagte: Besser säen, als Früchte kaufen; beeile dich und kaufe Grundstücke. — Wer sich zum Knecht der Erde macht (d. h. sie bearbeitet), genießt Ueberfluß. — Wenn auch das Feld und die Früchte wohlfeil sind, ist doch der Ackerbau dem Handel vorzuziehen; denn er bietet ein sicheres und bleibendes Auskommen dar. — In der zukünftigen Zeit wird der Ackerbau die vornehmste Beschäftigung sein. — Rabba sagte zu den Rabbinen: Ich verlange von euch, daß ihr euch in den Monaten Tischri und Nisan (d. i. in den Zeiten der Weinlese und Ernte) nicht sehen lasset vor mir, damit ihr nicht beschäftigt seid wegen eures Unterhaltes für das Jahr. — Der König selbst ist ohne den Ackerbau nicht König. Der Mensch, welcher keinen Grundbesitz hat, verdient diesen Namen nicht. Gott sagt (Ps. 115, 16), daß er dem Menschen die Erde gegeben habe. — Samuel sagte: Wer jeden Tag seine Felder besucht, findet jeden Tag eine Münze. — Viehzucht. Wer reich werden will, beschäftige sich mit der Viehzucht. Verkaufe das Feld für die Schafe, aber nicht die Schafe für das Feld. Vergl. Sanhedrin fol. 58b; Kiduschin fol. 82b und 29a; Berachot fol. 35a; Chulin fol. 105a; Jebamot fol. 62 und 63.

) Vgl. Erachin fol. 16a. *) Baba batra fol. 110a. †) Pesachim fol. 113a.

die niedrigſte Arbeit „ieber, als zu betteln, und ſage nicht: dieſe Arbeit iſt meiner unwürdig. Welche Achtung und Würdigung dem Handwerker zu Theil wurde, geht außerdem noch daraus hervor, daß derſelbe während ſeiner Arbeit von der Erfüllung mancherlei geſetzlicher Vorſchriften und Pflichten befreit war. Er brauchte nicht vor dem Greiſe und dem Weiſen aufzuſtehen*); ebenſo war er nicht verpflichtet, vom Baum herabzuſteigen, um das Schemagebet zu verrichten**). Eine ſolche Achtung vor dem Handwerke mußte dem Handwerker ein außerordentliches Selbſtgefühl einflößen. Er brauchte ſich nicht vor den reichen und vornehmen Volksklaſſen zu bücken, ſelbſt dem Gelehrten gegenüber konnte er Anſpruch auf Ebenbürtigkeit erheben. Sehr bezeichnend dafür iſt folgende kleine Epiſode aus dem Midraſch Kohelet (zu 4, 7). „Es lebte zur Zeit Jeſu in Jeruſalem ein gewiſſer Simon aus dem Dorfe Sichnin. Derſelbe war ein geſchickter und geſuchter Brunnengräber. Eines Tages begegnete ihm R. Jochanan ben Saccai (ein Schüler Hillel's). Der Brunnengräber redete ihn an und ſprach zu ihm: Ich bin ebenſo groß wie du. Der berühmte Rabbi fragte: Wie ſo? Simon gab zur Antwort: Deshalb, weil ich nicht minder als du den Bedürfniſſen der Leute diene, d. h. für das allgemeine Beſte arbeite. Wie iſt es aber, wandte R. Jochanan ein, wenn ein Mann zu dir käme und dich um die Entſcheidung einer Rechtsfrage anginge, oder eine andere Frage an dich richtete, würdeſt du zu ihm wohl ſagen: Trinke aus dieſem Brunnen da, ſeine Waſſer ſind rein und kalt; oder wenn ein Weib dich wegen der Nidda befragte, würdeſt du zu ihr ſagen: Bade in dieſer Ciſterne da, ihre Waſſer reinigen?" Wenngleich R. Jochanan in der angeführten Stelle von einer Gleichſtellung in der Würde mit dem Brunnengräber nichts wiſſen will, ſondern ſeine Kenntniß um die jüdiſchen Reinigkeitsgeſetze um vieles höher anſchlägt als die Kunſt des Brunnengrabens, ſo ſpricht ſich doch in der Anrede des Simon ein großes Selbſtbewußtſein aus, welches er ſeinem Handwerke verdankte. Andere

*) Kidduſchin fol. 33a. **) Berachot fol. 16a.

Geſetzeslehrer dagegen dachten höher vom Handwerk als R. Jochanan, indem ſie ihre geiſtige Arbeit der körperlichen Beſchäftigung des Handwerkers und Landmannes gleichſtellten. So heißt es im babyloniſchen Talmud *): „Die Rabbinen zu Jabne (d. i. Jamnia) pflegten zu ſagen: Ich (der ich das Geſetz ſtudire) bin ein Geſchöpf Gottes und mein Nächſter (der ein Landmann iſt und faſt gar nicht das Geſetz ſtudirt) iſt ein Geſchöpf Gottes; ich habe meine Arbeit in der Stadt, und er hat ſeine Arbeit auf dem Lande; ich gehe früh an meine Arbeit und er geht früh an ſeine Arbeit; wie er nicht erzogen wurde zu meiner Arbeit, ſo bin ich nicht erzogen worden zu ſeiner Arbeit. Vielleicht aber wirſt du ſagen: Ich vermehre das Geſetz (durch meinen angeborenen Scharfſinn), er aber vermindert es (im Vergleich zu mir). Ich antworte darauf: Wir haben die Ueberlieferung: „Sowohl derjenige, welcher viel bringt (zu opfern), wie derjenige, welcher wenig bringt, gelten gleich, wenn er nur ſein Herz zum Himmel richtet." In einer anderen Stelle wird ſogar dem Handwerk vor der Beſchäftigung des Geſetzeslehrers der Vorzug gegeben. Es heißt **): „R. Chija, Sohn Ami's, ſagte im Namen Ula's: Größer iſt derjenige, welcher ſich an ſeiner Arbeit ergötzt als derjenige, welcher Gott fürchtet. Denn von dem Gottesfürchtigen ſteht Pſ. 112, 1 geſchrieben: Heil dem Mann, der den Ewigen fürchtet; hingegen von dem, welcher ſich an ſeiner Arbeit ergötzt, heißt es (ebend. 128, 2): Wenn du die Arbeit deiner Hände genießeſt, Heil dir, und dir iſt wohl! „Heil dir" geht auf dieſe Welt, „und dir iſt wohl" geht auf die künftige Welt. Von dem Gottesfürchtigen heißt es nicht: „Und dir iſt wohl!" ***)

*) Tr. Berachot fol. 17a. **) Ebendaſ. fol. 8a.

***) Von einigen berühmten talmudiſchen Gelehrten wird erzählt, daß ſie ihr Leben ſo eintheilten: das Jugendalter für das Studium für ſich ſelbſt, das Mannesalter für die Arbeit, das Greiſenalter für den Unterricht an andere. Die Frage, wie das Studium ſich mit der Arbeit vereinigen laſſe, war einſt Gegenſtand einer academiſchen Verhandlung zwiſchen R. Ismael und R. Simeon, Sohn Jochai's, welche Tr. Berachot fol. 35b folgendermaßen erzählt. „Die Rabbinen haben überliefert: „Und du wirſt einſammeln dein Korn." Was will die Schrift damit ſagen? Denn es heißt (Joſua 1, 8): „Nicht weiche dies Buch der Lehre

Grundfalſch iſt es daher, wenn die kirchliche Dogmatik in jenem Ausrufe der Nazarener*) über Jeſum bei Gelegenheit eines religiöſen Vortrags in der heimathlichen Synagoge**): „Iſt er nicht der Zimmermannsſohn?“ bald ein Zeichen der Verachtung, bald ein Herunterziehen auf den Boden der Gewöhnlichkeit erblickt. Es liegt in den Worten nichts von alledem; ſie ſind vielmehr der Ausdruck großer Bewunderung und unwillkürlichen Staunens. Das plötzliche Auftreten Jeſu als Schriftausleger in der Synagoge hatte für die Nazarener etwas Ueberraſchendes; ſie wurden von der Schärfe ſeines Geiſtes, von dem Strom ſeiner Rede fortgeriſſen; ſie konnten nicht begreifen, woher dem Redner auf einmal ſoviel Weisheit und Kraft gekommen war. Wenn der Evangeliſt am Schluſſe hinzufügt: „Sie (die Hörer) nahmen Anſtoß an ihm,“ ſo bezieht ſich das nicht auf die Niedrigkeit ſeiner Perſon, ſondern auf die Eigenthümlichkeit ſeines Lehrvortrags, in-

von deinem Munde.“ Man könnte meinen, die Worte ſeien eigentlich zu verſtehen, daher ſagt die Schrift: „Und du wirſt einſammeln dein Korn,“ d. h. du ſollſt mit ihnen nach Art der Sitte des Landes verfahren. So urtheilte R. Ismael. R. Simeon, Sohn Jochai's hingegen ſagte: Wie iſt es möglich, daß der Menſch pflüge zur Zeit des Pflügens, und ſäe zur Zeit des Säens, und ernte zur Zeit der Ernte, und dreſche zur Zeit des Dreſchens, und worfele zur Zeit des Windes! Wo bleibt da die Schrift? Wenn Iſrael den Willen des Ewigen vollführt, werden ſeine Arbeiten durch andere gethan, ſ. Jeſ. 61, 5: „Und es kommen Ausländer und weiden eure Heerde.“ Dagegen wenn Iſrael nicht den Willen des Ewigen vollführt, muß es ſeine Arbeiten ſelbſt verrichten ſ. Deut. 11, 14: „Und du wirſt einſammeln dein Korn“. Und nicht allein das, ſondern es wird auch die Arbeiten anderer thun müſſen, ſ. Deut. 28, 48: Und du wirſt dienen deinem Feinde. R. Abaja ſagte: Viele richteten ſich nach R. Ismael, und es gedieh unter ihren Händen; andere richteten ſich nach R. Simeon, Sohn Jochai's, und es gedieh nicht unter ihren Händen.

*) Matth. 13, 55.

**) Schon im zweiten Jahrhundert vor Jeſu hatte man angefangen, in jeder kleinen, nur einigermaßen bevölkerten Stadt eine Synagoge בית כנסת zu erbauen. Neben der Synagoge errichtete man noch Lehr- oder Forſchungshäuſer בתי המדרשות. Die Synagoge diente zum Abhalten der ſiebentäglichen und monatlichen Gemeindeverſammlung קהל עדה, welche in Beten, der volksthümlichen Beſprechung oder Erörterung der Paraſchen und Haphtaren und der Predigt begeiſterter und beredter Männer beſtand. Das Lehrhaus dagegen war die Zuſammenkunftsſtätte der Schriftgelehrten und Geſetzesausleger.

dem er, wie Lucas berichtet, eine prophetisch messianische Stelle auf sich bezogen hatte. Auch Jesus hat das Urtheil seiner Landsleute, wenn er sagt: „Ein Prophet wird überall geehrt, nur nicht in seiner Vaterstadt," nicht so aufgefaßt, als ob sie ihm damit seine niedrige Zimmermannsherkunft, die Dürftigkeit seiner Familienverhältnisse vorgehalten hätten, sondern vielmehr so, daß sie ihn nicht in seiner Eigenschaft als Prophet, oder als den verheißenen Messias anerkennen wollten. Uebrigens darf in dem Ausspruche nicht das Maschal, die sprichwörtliche Redensart übersehen werden, wodurch sich das Herbe und Bittere des Wortlautes bedeutend abschwächt. Ganz unnütz und zwecklos erscheint nach dem Gesagten das Bestreben der Verfasser der späteren apokryphischen Evangelien, welche, da sie in dem Hervorgehen Jesu aus dem Hause eines Zimmermanns ebenfalls etwas Erniedrigendes und Herabwürdigendes fanden, die Berufsarbeit des Joseph über das gewöhnliche Niveau hinauszutragen sich bemühen und den einfachen und schlichten Zimmermann wenigstens zu einem phönizischen Bauherrn, zu einem berühmten Architecten oder zu einem gesuchten Thronschnitzer stempeln. Achten wir auf die hohe Würdigung des Handwerkes, die dasselbe im Talmud und Midrasch findet, so bedarf es einer solchen idealen Steigerung des Zimmermannsgewerbes bei Joseph durchaus nicht. Auch wenn Jesu Vater blos Joche, Pflüge und Wagebalken zimmerte, so war er in den Augen seines Volkes ein geachteter und angesehener Mann. Und da nach einem bereits oben angeführten talmudischen Ausspruche die Hungersnoth von der Thür eines Handwerkers fern bleibt, so liegt in der Zimmermannsarbeit des Joseph endlich auch kein bestimmter und dringlicher Beweis für eine besondere Armuthsstellung seines Hauses vor*).

*) Ueberhaupt charakterisiren Talmud und Midrasch die Gewerbe weniger „nach ihrer Geistigkeit, oder der Idealität ihres Betriebes, oder nach ihrem Verhältniß zu den höheren und niederen Interessen der Menschheit", sondern vielmehr nach den Gefahren und Versuchungen, die sie im Gefolge haben, sowie nach dem Verhältniß zu den Ritualvorschriften, ob sie nämlich die gewissenhafte Beobachtung derselben ermöglichen oder nicht. „Handwerk und Kunst lagen zur

Ob Jesus nun selbst die Zimmermannskunst erlernt hat, das ist eine von den älteren Kirchenlehrern vielfach ventilirte Frage. Berücksichtigen wir wieder, was der Talmud*) sagt: „Wenn Jemand seinen Sohn kein Handwerk lehrt, so ist's**), als ob er ihn zum Straßenräuber erzogen habe," berücksichtigen wir ferner, daß nach orientalischer Sitte das Handwerk meist in der Familie forterbte, so gewinnt es große Wahrscheinlichkeit, daß auch Jesus ein Zimmermann war und als solcher während seines Aufenthaltes im elterlichen Hause den Vater bei seiner Arbeit unterstützte. Selbst die Evangelien geben zu dieser Annahme einige Berechtigung. Bei Marcus heißt es von Jesu, ob er nicht der Zimmermann sei ***). Nach Justinus M.†) hat Jesus sogar verschiedene τεκτονικὰ ἔργα angefertigt. Doch dem mag sein, wie ihm wolle, jedenfalls ließ Joseph seinen Sohn irgend eine berufsmäßige Hantirung erlernen.

Wenden wir uns von dem Kindheits- und Jugendleben Jesu zu seinem öffentlichen Auftreten, so läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, ob er zuerst in Nazareth oder Kapharnahum seine Lehrthätigkeit begann. Nach Lucas hielt Jesus seinen ersten Lehrvortrag in Nazareth von da aus wandte er sich nach Kapharnahum.

Zeit Jesu noch so ungeschieden ineinander, daß die Sprache nicht einmal verschiedene Benennungen für dieselben hatte." Es fand innerhalb des Handwerks noch nicht, wie in unseren Tagen, ein aufsteigender Stufengang bis zur äußersten Kunsthöhe statt, ebensowenig gab es eine solche Verschwisterung des Handwerks mit der Kunst, wie sie heute besteht.

*) Tr. Kidduschin fol. 29a. **) Vergl. noch Kidduschin fol. 30b: „In derselben Weise, wie der Vater den Sohn im Gesetze unterrichten, und ihn ausstatten muß, so muß er ihn auch ein Gewerbe lernen lassen." Ebend. fol. 82b: „Der Mensch lehre seinen Sohn ein leichtes und schickliches Gewerbe, und empfehle sich dem Ewigen wegen der Reichthümer; denn in jedem Gewerbe ist Armuth und Reichthum. Dieselben kommen eben nicht vom Gewerbe, sondern von dem Verdienste eines jeden."

***) Zwar nach der Behauptung des Origenes (vgl. c. Cels. VI, 4. 3) wird Jesus selbst in keinem der kirchlichen Evangelien als τέκτων bezeichnet. Doch diese Angabe beruht zweifelsohne auf einem Versehen; es war ihm, als er jene Stelle schrieb, die Marcusstelle nicht im Gedächtniß gegenwärtig.

†) Vergl. Dial. c. Tryph. c. 88.

Wir treffen ihn aber während seiner ganzen Lehrthätigkeit, wenn auch dieselbe nur von der Dauer etwa eines Jahres war, nicht ein einziges Mal in einer entschiedenen Nothlage; nirgends sehen wir ihn darben und Mangel leiden. Er besaß einen gesunden Körper und erfreute sich einer festen und dauernden Gesundheit. Er litt an keinem leiblichen Gebrechen, kein Evangelist erzählt, daß er jemals krank gewesen sei. Zu dem allen kommt noch, daß in seinem gesunden Körper auch ein gesunder Geist wohnte. Wie leicht mußte ihm nicht vermöge dieser seiner leiblichen und geistigen Constitution die Erwerbung seines Lebensunterhaltes werden! Es kommt daher auch aus seinem Munde niemals eine Klage über die Aermlichkeit seines Daseins gegenüber dem genußsüchtigen Wohlleben der Reichen und Vornehmen. Er hat Nahrung und Kleidung. Allein da ruft uns die Kirche ein: „Halt!“ zu. Rief er nicht einst einem Schriftgelehrten, welcher sich ihm zur Nachfolge anbot, das wehmüthig bittere Wort zu: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel des Himmels Wohnungen, aber der Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege? Ja wohl! aber er hat nicht den Sinn, den die Kirche hineinzulegen pflegt. In jener Antwort spricht sich nicht Jesu bittre Armuth, sondern nur das Unstete seiner durch seinen Beruf herbeigeführten Lebensweise aus. Sein reformatorisches Wirken, sein rastloser Kampf gegen die Hierarchie, sein Ringen nach Gewissensfreiheit gestattete ihm keinen bleibenden Aufenthalt in einem Orte. Dazu tritt noch die Proclamation, er sei der Messias. Dieselbe steigerte seine Berufsarbeit und förderte, indem sie höhere Ziele stellte, einen größeren Kraftaufwand. Wer daher jetzt sein beständiger Schüler sein wollte, mußte Ausdauer und Muth besitzen, mußte auf die Bequemlichkeit und Gemächlichkeit des Lebens unter Umständen auch Verzicht leisten können. Demnach that Jesus jenen Ausspruch weniger mit Bezug auf seine eigene Person, als vielmehr mit Bezug auf den bei ihm sich anwerbenden Schriftgelehrten. Der Meister erschaute vielleicht sogar die unedlen und unlautern Motive, welche den Schüler zu ihm hingeleitet hatten.

Was nun die Lebensweise Jesu während seines Berufswirkens anlangt, so trägt dieselbe zwar im Allgemeinen den Charakter orientalischer Einfachheit und Schlichtheit an sich, aber sie ist doch nicht ohne allen Comfort. Er genoß keine Wüstenspeise wie Johannes der Täufer, welcher die Nahrung im Rohzustand verzehrte. Brod und gerösteter oder getrockneter Fisch, Honigwabe und Wein, das sind die hauptsächlichsten und von den Evangelien namhaft gemachten Nahrungsmittel, von denen Jesus lebte. Mangelten auf der Reise oder in unbewohnter Gegend auch dann und wann die letzteren, so waren doch immer die ersteren da.*) Nie hat Jesus während seines Lehrwirkens Hunger leiden müssen. Kam er zu seinen Schülern mit dem Verlangen zu essen, so stand das Verlangte in kurzer Zeit vor ihm. Nicht selten zeigt sich im Haushalt Jesu sogar eine erfreuliche Fülle, ein nicht unbeträchtlicher Ueberschuß. Sehr bezeichnend ist es, daß die Quellen während des kurzen öffentlichen Lehrwirkens verhältnißmäßig viel von Tischgelagen und Gastereien, von Hochzeiten und herrlichen Abendessen berichten. Der Meister liegt nicht nur häufig mit seinen Schülern zu Tisch und erquickt sich an Speise und Trank, wir sehen ihn auch nicht selten in fremden Häusern zu Tische liegen. Die Berufung des Zolleinnehmers Levi ist von einem „großen Gastmahle" begleitet. Der neue Schüler veranstaltet in der Freude seines Herzens in seinem Hause ein herrliches Gelage**), an dem Jesus mit seinen bereits gewonnenen Schülern Antheil nimmt***). Wie oft giebt Jesus nicht den Einladungen von Gelehrten, Vornehmen und Reichen Folge? Einmal ersucht ihn ein Pharisäer, daß er bei ihm essen möge, er weist die Ladung nicht zurück.†), Ein andermal wieder bittet ihn ein Pharisäer zu Tisch.††) Wir treffen Jesum einmal sogar an der Tafel eines Vorgesetzten der

*) Matth. 14, 17.

**) Nach dem Berichte des Matthäus will es sogar den Anschein gewinnen, als ob das Gastgelage im Hause Jesu selbst stattfand. Die Lucasquelle dagegen, welche sich über die Scene mit größerer Ausführlichkeit verbreitet, berichtet, daß das Freudenmahl im Hause des Levi abgehalten wurde.

***) Luc. 5, 29; Matth. 9, 10. †) Luc. 7, 36. ††) Luc. 11, 37.

Phariſäer.*) In den letzten Wochen ſeines Wirkens verkehrt Jeſus öfters in der friedlichen Behauſung der Geſchwiſter zu Bethanien, wo Martha in dienendem Eifer für eine angenehme Bewirthung des hohen Gaſtes alles aufbietet. In dieſelbe Zeit ſcheint auch das Tiſchgelage im Hauſe Simon's des Ausſätzigen zu fallen. Martha zeigt ſich wieder als die geſchäftige Dienerin, Maria aber giebt dem geladenen galiläiſchen Rabbi ihre Hochachtung dadurch kund, daß ſie ihm ein Alabaſterglas voll köſtlichen Nardenwaſſer auf ſein Haupt ſchüttet.**) Doch genug der Beiſpiele. Zeigen dieſelben nicht aufs unzweideutigſte, daß Jeſus den Freuden der Tafel nicht abhold war, und daß er ſich gern als Fröhlicher unter die Fröhlichen miſchte? Die häufige Theilnahme Jeſu an Gaſtmählern und Tiſchgelagen brachte ihn ſogar bei einer rigoroſen Partei in den Ruf eines Freſſers und Weinſäufers. Er ſelbſt nahm einſt bei Gelegenheit eines Vergleiches zwiſchen ſeiner Lebensweiſe und der des Johannes Bezug auf dieſe Benennungen. Die Launenhaftigkeit des Volks tadelnd ſprach er: „Nun aber kam der Menſchenſohn, ißt und trinkt, und ſie ſagen: Sieh den Freſſer und Weinſäufer***).“

Dieſe fröhliche und heitere Lebensweiſe nun machte Jeſum zu einem entſchiedenen Gegner der übertriebenen, noch über die moſaiſchen Forderungen hinausgehenden Selbſtkaſteiung; er geißelte aufs nachdrücklichſte die rabbiniſchen Satzungen über die Faſtengebote. Nach ſeiner Lehrmeinung ſoll ſich der Menſch nicht durch Entziehung von Speiſe und Trank quälen und peinigen, zumal wenn er ſich nicht im Innern ſeiner Seele dazu gedrängt und angetrieben fühlt. Ein grämliches Faſtenleben, ein krankhaftes Streben nach Enthaltſamkeit iſt unnütz und völlig werthlos. Der lebensfreudige Meiſter kehrte ſich nicht an die rabbiniſchen Zumuthungen, ſondern nahm eine völlig freie und ungebundene Lebensweiſe in Anſpruch. Er dispenſirte auch ſeine Schüler von den rabbiniſchen Zwangsmaßregeln, ſie brauchten unter ſeiner Aegide nicht einer ſtrengen und erkünſtelten Askeſe zu huldigen,

*) Luc. 14, 1. **) Marc. 14, 3; Matth. 26, 6. ***) Matth. 11, 19.

ſie brauchten nicht ein Leben in Kaſteiung und Weltentſagung zu führen.

In Folge dieſer freien Lebensrichtung machte ſich zwiſchen der Schule Jeſu und der Schule des Johannes einerſeits und der Praxis der Hierarchen und phariſäiſchen Schriftgelehrten andererſeits ein ſehr auffälliger Gegenſatz bemerkbar. Die Schüler des Johannes waren wie ihr Meiſter*) ſtrenge Asketen, ſie übten ſich im häufigen freiwilligen Faſten, ebenſo die Schüler der Phariſäer. Jeſus blieb mit ſeinen Schülern hinter beiden Parteien weit zurück. Deshalb erſchien eines Tages eine aus Phariſäern und Schulgelehrten beſtehende Deputation vor ihm, um ihn wegen ſeiner heiteren und freudigen Lebensweiſe zur Rede zu ſtellen. „Warum", ſo laſſen ihn die Deputirten an, „warum faſten die Schüler des Johannes viel, gleichwie die der Phariſäer, die deinigen aber eſſen und trinken?" Jeſus antwortete ihnen: „Ihr könnt doch nicht des Bräutigams Freunde faſten laſſen, ſo lange der Bräutigam bei ihnen iſt." **) Ein herrliches, Erhebung und Freude verkündendes Wort! Wie ſich Hochzeitleute während der Hochzeitsfeierlichkeit nicht mit Faſten abmühen, ebenſo ſollten ſich die Schüler Jeſu — denn dieſe ſind unter den *υἱοὶ τοῦ νυμφῶνος* zu verſtehen — nicht herbe Entſagungsgelübde auflegen, ſo lange er (der Bräutigam) bei ihnen weilt. Jeſus deutete damit an, daß das Faſten überhaupt nur dann einen Werth hätte, wenn es der wahrhafte Ausdruck einer entſprechend traurigen und niedergeſchlagenen Gemüthsſtimmung wäre; zu einer ſolchen hätten aber die Seinigen zur Zeit durchaus keine Veranlaſſung. Bekanntlich durften ſich nach altteſtamentlichen Beſtimmungen Bräutigam und Hochzeitleute in ungeſtörter Weiſe der Fröhlichkeit und dem Jubel hingeben. Der Bräutigam war mit einem Hochzeitskranze auf dem Haupte geſchmückt ***), und die geladenen Gäſte begrüßten ihn mit lauten Freudenausrufen. †) Während der ganzen

*) Matth. 3, 4; Marc. 1, 6; Matth. 11, 18 ff.; Luc. 7, 33. **) Luc. 5, 33, 34; Matth. 9, 14. 15. ***) Vergl. Cant. 3, 11; Ezech. 16, 12; 3 Macc. 4, 8. †) Gen. 29, 22; Tob. 9, 3. 7.

Hochzeitsfeierlichkeit herrschte Musik, Gesang und Tanz. Auch nach den späteren rabbinischen Bestimmungen galt die Hochzeit (חתנה) für ein großes Freudenfest. Der Bräutigam durfte sich von allen Geschäften zurückziehen, um sich ungetheilt der Freude und der geselligen Zerstreuung hingeben zu können. Den Gästen war gradezu zur Pflicht gemacht, sich nicht blos an dem fröhlichen Jubel zu betheiligen, sondern auch zur Vergrößerung desselben nach Möglichkeit beizutragen. Wer die Hochzeitsfreude verschönerte, der wurde betrachtet, als wenn er ein Dankopfer dargebracht, oder eine der Ruinen Jerusalems aufgebaut hätte. R. Chelbo sagt im Namen Rab Huna's*): „Jeder, welcher einen Genuß vom Gastmahle eines Bräutigams hat und ihn nicht erfreut, der macht sich der Uebertretung von fünf Stimmen**) schuldig, denn es heißt Jerem. 31, 11: „Stimme der Wonne und Stimme der Freude, Stimme des Bräutigams und Stimme der Braut, Stimme der Sprechenden: Danket dem Ewigen der Heerschaaren!" Wenn er ihn aber erfreut, was ist sein Lohn? R. Josua ben Levi sagte: Er wird des Gesetzes würdig, welches unter fünf Stimmen gegeben wurde; denn es heißt Ex. 19, 16: „Und es geschah am dritten Tage, da es Morgen war; da donnerte und blitzte es, und ein schweres Gewölk war auf dem Berge und der Posaunenschall war sehr mächtig u. s. w." Den Mittelpunkt einer Hochzeitsfeierlichkeit bildete ein großes Festmahl (סעודה), wobei Tänze***) und Gesänge†) veranstaltet wurden. Selbst Unbetheiligte und Fernstehende blieben bei einer Hochzeit nicht gleichgiltig. Man unterbrach den Unterricht der Kinder, wenn ein Hochzeitszug sich daherbewegte, damit dieselben sich ohne Verzug ihm anschließen konnten. Begegnete einem Hochzeitszuge ein Leichenzug, so mußte er zur Seite ausweichen.††) Vom König Agrippa I. wird erzählt, daß er sich oft in Person einem Hochzeitszuge anschloß oder dem-

*) Berachot fol. 6b.

**) Raschi erklärt: Es sind das die fünf Stimmen, womit Gott die Israeliten gesegnet hat.

***) Ketubot fol. 17. †) Sanhedrin fol. 14a. ††) Vergl. Berachot fol. 17.

ſelben voranſchritt. Als einige Männer darüber einſt ihre Verwunderung ausdrückten, ſprach er: „Sehet, ich trage die Krone täglich, aber das Brautpaar nur einmal im Leben, warum ſollte ich demſelben meine Ehre verweigern“.*)

Wenn Jeſus ſich nun in dem oben aufgeführten Ausſpruche mit einem Bräutigam verglich, ſo wollte er damit unmißverſtändlich den Grundton ſeines ganzen Weſens ausdrücken, er wollte damit zu erkennen geben, daß ſeine Stimmung eine Stimmung hoher, alles Dumpfe und Düſtere ausſchließender Freude ſei. Der Born der friſchen Fröhlichkeit und heiteren Anmuth ſollte nicht durch das Thränenwaſſer herber, leiblicher Askeſe und peinlicher Faſtenübungen getrübt werden.

In Beziehung auf Wohnung und Behauſung liebte Jeſus eine erquickliche Bequemlichkeit. Es macht ſich auch darin ein auffallender Gegenſatz wieder zwiſchen ihm und Johannes dem Täufer geltend. Nach den evangeliſchen Quellen vermied Johannes gefliſſentlich das Stadtleben; er ſuchte ſeinen Aufenthalt in der heißen und ſandigen Jordanwüſte am todten Meere, wo er in einer Höhle oder unter einem dürftigen Zeltdache ein ſtrenges Anachoretenleben führte. Jeſus dagegen, dem Mahnſpruche des weiſen Hillel: „Trenne dich nicht von der Gemeinde“! folgend, liebte das Leben in freundlich gelegener und von Menſchen bewohnter Gegend. Er war ein großer Natur- und begeiſterter Volksfreund. An Stelle des dürren und troſtloſen Steppenlandes wählte er die mit üppigem Grün bekleidete Gegend Galiläas, ſeine mit Rebenlaub berankten Hügel und Berge, die anmuthigen Ufer des Genneſarſees. Sein Aufenthaltsort war das herrliche Kapharnahum. Hier hatte er ein Haus, in dem er aus- und einging, in dem er nach Belieben ſchalten und walten konnte. Da hielt er ſeine Lehrvorträge vor ſeinen Schülern und dem herbeieilenden Volk. Auch auf ſeinen Lehrreiſen fand Jeſus bei der großen Hospitalität ſeiner Zeitgenoſſen ſtets eine gaſtliche Herberge; er brauchte nicht auf freiem Felde zu übernachten.

*) Berachot. fol 17.

Nur einmal wurde ihm nach dem Zeugniß der Evangelien in einem samaritischen Flecken ein wirthliches Unterkommen verweigert, weil die Bewohner in den von ihm abgesandten Emissären Glieder einer nach Jerusalem ziehenden Festkarawane erkannten. Im Freien, unter dem Dach des Sternenhimmels scheint Jesus aber auch diese Nacht nicht zugebracht zu haben; denn der Bericht meldet ausdrücklich: „Sie gingen in einen anderen Flecken," aus welcher Bemerkung mit großer Wahrscheinlichkeit die gastliche Aufnahme in demselben gefolgert werden darf.*) Nur nach heißer Tagesarbeit zog sich Jesus zuweilen in die stille Einsamkeit zurück und mag die Nacht wirklich in Gottes freier Natur zugebracht haben. Es geschah das aber nicht aus Mangel an einem häuslichen Obdach, sondern hatte lediglich seinen Grund in dem Drange seines Herzens; er wollte sich den inneren wogenden Stimmungen und Empfindungen in ungestörter Ruhe hingeben.

Achten wir ferner auf die Gewandung Jesu, so kann auch diese nicht die Signatur bitterer Armuth an sich getragen haben, wenigstens stimmt damit nicht sein Umgang mit Menschen. Wenn er auch seinen Leib nicht mit prachtvollen orientalischen Stoffen, kostbarem Purpur und feinem Byssus einhüllte, so war er doch wie die Priester und Gesetzeslehrer gekleidet. Seinen Kopf bedeckte ein weißes Sudar**), welches unter dem Kinn mit einer Schnur befestigt war und hinten auf die Schultern herabhing.***) Das durch einen Gürtel zusammengehaltene, buntgestreifte, linnene Unterkleid (כְּתֹנֶת, כְּתוֹנְיָא, χιτών) ragte in der Länge bis an die Knöchel herab; über dasselbe war der blaue Tallith (טַלִּית, auch מִטְפַּחַת genannt, vergl. Baba batra fol. 57b u. Schabb. fol. 120a), ein viereckiges, etwa sechs Ellen langes und gegen drei

*) Luc. 9. 52—55. **) סוּדָר vergl. Schabbath 120a.

***) Es ist ein großer Irrthum, wenn die Maler Jesum mit entblößtem Haupte (גִּילּוּי רֹאשׁ) darstellen. Man erachtete es nicht nur für schädlich, sondern auch für unanständig, ohne Kopfbedeckung auszugehen. Baarhaupt zu beten war gradezu verboten, der Priester mußte im Tempel immer das Haupt bedeckt halten.

Ellen breites Oberkleid mit den vorgeschriebenen, blauweißen Schaufädenquasten (מצויצה) geworfen. An den Füßen trug er Sandalen (סנדלין, vergl. Marc. 6, 9). Sämmtliche Kleidungsstücke waren rein und gewählt. Jesus erscheint vor Pharisäern, Schriftgelehrten und anderen Standespersonen, niemand hat an seinem Anzug etwas auszusetzen, niemand findet an ihm etwas Anstößiges, Absurdes oder Lächerliches.

Die Juden hielten überhaupt auf gute und reine Kleider. Der Talmud sagt*): Es giebt nichts Unwürdigeres (משוקץ) als nackt einherzugehen. Für nackt aber wurde schon derjenige betrachtet, der nur ein Unterkleid besaß. Die Würde des Menschen forderte es, sich nicht durch ungewöhnliche Kleidung zu entstellen.**) R. Jochanan, ein Lehrer im dritten Jahrhundert, nannte daher seine Kleider „seine Ehren“ ***). Die Rabbinen lehrten: „Wer die Kleider geringschätzt, wird nichts von ihnen genießen.“†) Besonders mußte der Gelehrte auf die Reinerhaltung seiner Kleider bedacht sein. „Wer ist ein Gelehrter?“ fragt der Talmud und giebt die Antwort: המקפיד על חלוקו der, welcher auf reine Wäsche achtet.††) Ein Gelehrter, auf dessen Kleidern man einen Fettflecken wahrnahm, hatte sich eigentlich des Todes schuldig gemacht. Vor allen Dingen durfte der Gelehrte nicht barfuß gehen, ebensowenig durfte sein Schuhwerk geflickt sein. Geflickte Schuhe zu tragen, wurde dem Menschen für eine besondere Schmach angerechnet.†††) „Wer Schuhe an den Füßen hat,“ lautet ein rabbinischer Ausspruch, „der ist ein Mensch.“ (Schabbath fol. 152.) „Ohne Schuhe ist man wie von Gott verbannt.“ (Erubin fol. 114.) „Man verkaufe die Balken seines Hauses und schaffe dafür Schuhe an.“ (Schabbath fol. 129.) — Alles Aussprüche, welche den hohen Werth, den die Juden damals auf anständige Kleider legten, beweisen.

Beachtet man nun alle diese talmudischen Forderungen, so gewinnt es große Wahrscheinlichkeit, daß auch Jesus nicht in gewöhnlicher Tracht einhergegangen ist. Ja, wir werden sogar an-

*) Vergl. Jebamot fol. 23. **) Taanit fol. 14. ***) Schabbath fol. 113. †) Berachot fol. 62. ††) Schabbath fol. 114. †††) Berachot fol. 13.

nehmen können, daß er ſich an den Sabbathen und hohen Feſttagen beſſer kleidete als an den Arbeitstagen. Mahnt doch gradezu der Talmud*), an den Sabbathen beſſere Kleider zu tragen, die Ruhetage durch ſchöne Anzüge zu ehren. „Zweierlei Anzüge muß der Menſch haben," ſagt R. Chanina**), den einen für die Wochentage, den anderen für die Sabbathe." Und man ſcheint es mit dieſer Anordnung ſehr ſtreng genommen zu haben; denn als einſt R. Simlai darüber einen Vortrag hielt, riefen ihm ſeine Schüler unter Thränen die Worte zu: Herr, wie an den Werktagen iſt unſer Gewand an Sabbathen, worauf er ihnen zur Antwort gab: Dann muß wenigſtens die Art der Umhüllung der Gewänder bei euch am Sabbath eine von den Wochentagen unterſchiedene ſein.***) Nur ganz Armen war es geſtattet, ſich am Sabbath ſo zu kleiden wie an den Wochentagen, und zwar nur deswegen, damit ſie die öffentliche Wohlthätigkeit nicht in Anſpruch zu nehmen brauchten†). Da Jeſus an den Sabbathen nicht ſelten Lehrvorträge in der Synagoge hielt, ſo würde man gewiß Anſtoß genommen haben, wenn er entweder in der Kleidung eines gewöhnlichen Mannes oder in ſeiner Alltagsgewandung zum verſammelten Volke geſprochen hätte.

Wäre Jeſus in der Tracht eines Weltflüchtlings einhergegangen, hätte er alles äußere Decorum in der Gewandung verſchmäht, hätte er z. B. wie Johannes der Täufer ein grobes härenes, durch einen Ledergurt zuſammengehaltenes Kleid getragen, oder hätte er wie der Lehrer des Joſephus, der Einſiedler Banus, in Baumrinden ſich gehüllt, ſo würden ſicherlich die Evangelien dieſen eigenthümlichen Zug nicht verſchwiegen haben. Einen ganz ſicheren Beweis für die Richtigkeit unſerer Behauptung liefert der Kreuzigungsbericht. Die von Jeſu getragene Tunika erſcheint den Schergen zu werthvoll, um ſie zu zerſtücken, ſie treiben ein Glücksſpiel mit ihr, indem ſie das Loos entſcheiden laſſen, wer ſie beſitzen ſoll.

Wie Jeſus ſelbſt in ſeinem äußerlichen Auftreten, namentlich

*) Vergl. Schabbath fol. 113. **) Vergl. Jeruſ. Tr. Pea 8, 17. ***) Ebend. 8, 7. †) Schabbath fol. 118a, vergl. Peſach. fol. 112b und 113a.

wenn er zu Tisch geladen war, keinen Anstoß gab, so verlangte er auch, die Leute sollten ihm gegenüber einen gewissen Anstand beobachten. Es war im Morgenlande Sitte, dem eintretenden Gaste im Vestibul eine Schale Wasser zur Reinigung der vom Wege bestaubten Füße zu reichen. Besonders freundliche und aufmerksame Gastgeber ließen dem Gaste sogar von einem Diener die Füße waschen*). Der Pharisäer Simon nun, von welchem eines Tages Jesus zu Tisch geladen worden war, hatte diese Sitte unterlassen. Jesus machte dem Gastgeber zwar darüber keine groben Vorwürfe, aber er rügte doch bei Gelegenheit die an ihm begangene Vernachlässigung.**)

Woher in aller Welt hat aber Jesus den von ihm gemachten Aufwand bestritten, die Evangelien berichten ja nicht, daß er während seiner öffentlichen Lehrwirksamkeit irgend ein Handwerk betrieben? Ohne Zweifel von freiwilligen Beiträgen. Manche Erklärer haben an Gütergemeinschaft gedacht, wie das allerdings bei der essenischen Brüderschaft der Fall war, zumal da Joh. 13, 29 von einer gemeinschaftlichen Kasse die Rede sei. Danach hätten die Schüler bei dem Gelöbniß ihrer Nachfolge auf ihr irdisches Besitzthum Verzicht geleistet und alle Beziehungen zu ihrem ehemaligen Berufe gelöst. Aber dieser Annahme stehen entgegengesetzte ganz bestimmt lautende Aussagen der Quelle entgegen. Schon die Thatsache, daß diejenigen Schüler, welche früher dem Fischergewerbe oblagen, während ihrer Schülerschaft dann und wann wieder zu ihrem Berufe zurückkehren, widerstreitet aufs entschiedenste derselben. Wenn die Lucasquelle***) auch vom Zolleinnehmer Levi berichtet: „Er ließ alles, stand auf und folgte Jesu nach", so ist damit noch nicht gesagt, daß er in diesem Augenblicke die Frucht seiner ganzen Thätigkeit preisgab, sondern die Worte wollen nur andeuten, daß er von jetzt ab, wo er auf dem Wendepunkte seines Lebens stand und dem Idealen sich zuwandte, aufhörte, das bei den Juden so sehr verhaßte Zöllnergewerbe weiter zu betreiben. Selbst die Jesum begleitenden

*) Vergl. Gen. 18, 4; Jud. 19, 21. **) Luc. 7, 44 ff. ***) Vergl. 5, 28.

Frauen haben sicherlich nicht ihr ganzes Vermögen dem Meister zu Füßen gelegt; wir lesen nur; sie thaten ihm von ihrer Habe „Handreichung," d. h. sie widmeten nur theilweis dem Meister ihr Vermögen. Nicht minder irrig ist eine andere Behauptung, Jesus habe wie andere berühmte rabbinische Lehrhäupter von seinen Schülern für seinen Unterricht einen bestimmten Erlös gehabt. Dagegen spricht schon die ausdrückliche Mahnung Jesu in der Ausrüstungsrede an die Schüler: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es" *). Nichts lag Jesu ferner als irdischer Gewinn, er war durch und durch Idealist, und die damaligen socialen Verhältnisse gestatteten ihm, auf den Flügeln des Geistes sich völlig über alle kleinlichen Erdensorgen zu erheben. Er glich in seinem auf die edelsten Güter der Menschheit gerichteten Streben einem in die höchsten Regionen emporschwebenden Adler, der in dem hohen Luft- und Lichtmeer keinen Blick für die Hindernisse der Tiefe hat.

Ziehen wir das Ergebniß. Eine sorgfältige Erwägung des bisher Gesagten ergiebt mit Nothwendigkeit, Jesus war nicht so arm, wie die kirchliche Dogmatik gern uns einreden möchte. Es findet sich in seinem Leben keine Situation, die für ihn eine entschiedene Nothlage gewesen wäre. Dürftigkeit und Mangel in in ihren grinsenden Gestalten sind nie an ihn herangetreten; weder er noch seine Schüler haben jemals gedarbt. Im Gegentheil alle essen und trinken und werden satt, und es bleiben noch Vorräthe übrig. Die Wunderlegende läßt Jesum sogar zweimal eine große Volksmenge mit seinen Nahrungsvorräthen speisen. Gegen das Ende seines Lehrwirkens richtete Jesus an seine Schüler sogar die Frage, ob sie jemals unter seiner Führerschaft an etwas Mangel gelitten hätten, und sie müssen ihm antworten: An nichts**)! Nehmen wir dazu noch, was Jesus nach dem vierten Evangelium zur Vertheidigung des ihn salbenden Weibes im Hause des Pharisäers Simon sagt, so wird deutlich, daß zwischen ihm und den wirklich Armen des Landes, die von

*) Matth. 10, 8; Luc. 9, 3. **) Luc. 22, 35.

den Gaben der Wohlthätigkeit leben mußten, ein großer Unterschied bestand. Er stellt sich nicht mit ihnen in eine Kategorie, sondern sagt: „Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit bei euch.“ Und es ist dieselbe Quelle, welche von der Beschaffenheit der gemeinsamen Kasse in einer Weise redet, die zu der Annahme berechtigt, Jesus habe aus den Mitteln derselben nicht nur seine nothwendigen Bedürfnisse befriedigt, sondern er sei sogar in der angenehmen Lage gewesen, den Armen noch ein Almosen zu spenden*).

Ein Vergleich zwischen der Lebensweise Jesu und der des Täufers Johannes stellt in der That einen grellen Gegensatz heraus. Johannes war wirklich ein trübsinniger Weltflüchtling. Er führte in der leeren und sandigen Jordanwüste ein armseliges und grämliches Eremitenleben. Schon seine äußere Erscheinung hatte etwas höchst Auffälliges; er trug ein Kleid von groben Kamelshaaren, das durch einen ledernen Gurt um die Lenden zusammengehalten wurde; seine Nahrung war frugale Wüstenspeise, bestehend aus Heuschrecken und wildem Honig. — Jesus dagegen, in dem ein ganz anderer Geist sich regte, suchte sein Leben um vieles freudiger und anmuthiger zu gestalten. Er verspürte keine Sehnsucht nach den Schauerniſſen der Wüste, sondern wählte sich zu seinem Aufenthaltsort schön gelegene und volkreiche Gegenden, wo er Wohnung und sicheres Obdach hatte. Ebenso deuten Nahrung und Kleidung durchaus nicht auf mönchische Askese und leibliche Abhärtung.

§ 4.

Das lebensfreudige Bild Jesu in der bildenden Kunst und in der älteren und neueren Geschichtsdarstellung.

Nur selten ist ein großer Genius in seinem auf die menschliche Wohlfahrt gerichteten Streben unangefochten geblieben, allenthalben stellten sich seinem Wirken Hindernisse und Schwierigkeiten entgegen. Viele hervorragende Männer haben die Er-

*) Joh. 13, 29.

rungenschaften ihres geistigen Schaffens sogar mit der Darangabe ihres Lebens erkaufen müssen. Der Sieg der Wahrheit geht immer durch die finsteren Gewalten des Irrthums, des Aberglaubens und der Verblendung hindurch. Aber es ist auch eine allgemeine Erfahrung, daß kein großer und wahrhaft edler Genius in dem geistigen Ringkampfe jemals seine heitere Lebensfreude, sein stolzes Siegesbewußtsein verloren hat. Treten die freudigen Hochgefühle auch nicht immer äußerlich bei ihm zu Tage, hat die Welt auch nicht immer Gelegenheit, sie wahrzunehmen und zu empfinden, so ruhen sie doch in der Tiefe seines Gemüthes. Da wogen sie auf und nieder und erfüllen den Träger mit unendlicher Seligkeit. Sie ermuntern ihn, von der betretenen Bahn nicht einen Schritt weit abzugehen, es mag kosten, was es wolle. Jedoch in vielen Fällen bricht die im Innern glühende Lebensfreude auch nach Außen hin durch. Ein Märtyrer der Wahrheit leidet und stirbt anders als ein vom Schreckgefühle der Schuld niedergedrückter Frevler. Während das brechende Auge des Märtyrers in wunderbarem Glanze strahlt, während auf seinem Antlitz eine unbeschreibliche Verklärung ruht, zeigt das Antlitz des Verbrechers den Ausdruck grauenvoller Gewissensfoltern. Der Märtyrer schweift noch mit dem erleuchteten Seherblicke eines Propheten von der dunkeln Gegenwart seines Verkanntseins hinüber in die helle Zukunft seines Erkanntseins. Wie schwarze Wolken die leuchtende Sonne wohl eine Zeit lang verdecken können, aber endlich ihren Lichtglanz doch in voller Klarheit und Schöne durchbrechen lassen müssen, so können auch seine Entdeckungen und Forschungen, seine Aussprüche und Lehrsätze nicht in die Nacht ewiger Vergessenheit versinken, die Zukunft wird ein Geschlecht erwecken, welches sich für dieselben begeistert und ihnen Beachtung und Würdigung zollt. So verläßt die freudige Hoffnung den Märtyrer selbst im Schmerzgefühl der Leiden nicht, sie erleichtert ihm die Todesstunde; mit dem beseligenden Gedanken, nicht umsonst gelebt zu haben, scheidet er aus dieser Welt.

Jesus war nun zweifelsohne der größte religiöse Genius, der

bis jetzt über den Erdball gegangen ist; er war ein Reformator auf dem Gebiete der Religion und Sittlichkeit im eigentlichen Sinne des Wortes, dem sein Schaffen und Wirken sogar das heilige Anrecht gab, sich Gottes- und Menschensohn zu nennen. Sollte er hinter den anderen großen, an der geistigen Fortentwicklung und Weiterbildung der Menschheit arbeitenden Männern zurückstehen? Sollte er nichts von jener verklärenden Lebensfreude, von jenen die Brust mächtig schwellenden Hochgefühlen verspürt haben? O gewiß! Die geistige Größe Jesu läßt ein ununterbrochenes, schmerzliches Dulden, ein innerliches von der Sünde der Welt verursachtes Sichselbstverzehren, wie die kirchliche Dogmatik es zu bezeichnen beliebt, schlechterdings nicht zu. —

Es ist höchst bedeutsam, daß die christliche Kirche nach Constantin dem Großen sich Jesum schon nach der äußerlichen Erscheinung als den schönsten unter den Menschenkindern vorstellte. Nur die Kirche vor Constantin dachte sich ihn als unansehnlich, als schwächlich und kränklich, wohl gar als häßlich und mißgestaltet*). Ihr Bewußtsein stand eben noch vollständig unter dem Einflusse der aus einzelnen alttestamentlichen Stellen abgeleiteten Idee von einem leidenden Messias. Da man glaubte, der jesaianische Ausspruch über den leidenden Gottesknecht: „Er hatte keine Gestalt noch Schöne," wäre an Jesu zur Erfüllung gekommen, so drückte man ihm die Signatur großen und schweren Leidens auf; sein Antlitz war von der Herbigkeit der Schmerzen bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Mit einem Worte, er war eine Jammergestalt von Kopf bis zu Fuß; wer ihn ansah, schauderte zurück

*) Nach Justin dem Märtyrer, Clemens von Alexandrien († 218) und Tertullian († 220) soll auf Grund von Jes. 52, 14 Jesus klein, ungestaltet und von niedrigem Ansehen gewesen sein. Origenes († 254) dagegen war der Meinung, Jesus habe gar keine bestimmte Gestalt gehabt, sondern sei jedem so erschienen, wie er sich ihn vorstellte. Im Allgemeinen könne man sagen, er habe weder Gestalt noch Schönheit gehabt. Nur zuweilen offenbarte sich seine Herrlichkeit und wirkte bannend auf die Betrachter. Auf dem Berge der Verklärung gerieth er in einen solchen bewunderungswürdigen Zustand, daß die drei ihn umgebenden Schüler bei dem Anblick seiner Schönheit auf ihr Gesicht fielen.

vor der ihm anhaftenden Leidenstiefe. Doch die seit Constantin zur Geltung gekommene ideale Auffassung beherrschte das christliche Bewußtsein zum Theil auch für die Folgezeit. Unter den kirchlichen Schriftstellern dieser Periode, welche uns über die äußere Erscheinung Jesu Mittheilung machen, steht oben an Chrysostomus († 407). Derselbe, auf Psalm 45, 3. 4 sich stützend, wo es heißt: „Du bist der Schönste von allen Menschenkindern," sagt, Jesus sei voll der größten Holdseligkeit gewesen, und wenn der Prophet Jesaia ihm die Schönheit abspreche, so beziehe sich das bloß auf die Mißhandlung, die er am Kreuze ertragen, und auf die Erniedrigung, die er sein ganzes Leben hindurch erduldet habe. In ähnlicher Weise behauptet Hieronymus († 420), Jesus habe in dem Gesicht und in den Augen etwas Himmlisches gehabt, denn aus ihnen habe der Glanz und die Majestät der verborgenen Gottheit geleuchtet. Desgleichen urtheilt Johannes Damascenus in einem Briefe an den Kaiser Theophilus, Jesus sei von hoher Gestalt, groß und stark gewesen, er habe zusammengewachsene Augenbrauen gehabt, schöne Augen, große Nase, krauses Haupthaar und schwarzen Bart. Seine Gesichtsfarbe sei gleich der seiner Mutter gelbbraun gewesen wie das Weizenkorn, das Haupt etwas vorgebogen. Genauer und ausführlicher noch lautet die Beschreibung des Publius Lentulus, angeblich eines Freundes des Pilatus, in einem Briefe, welchen er an den Senat nach Rom geschrieben haben soll. Obwohl nach der gründlichen Untersuchung von Gabler die Unächtheit des Briefes eine ausgemachte Thatsache ist, da derselbe erst im 11. Jahrhundert und zwar in lateinischer Sprache in den Schriften des Erzbischofs Anselm von Canterbury zum Vorschein kommt, so darf man doch mit Sicherheit annehmen, daß ihm ältere Ueberlieferungen zu Grunde liegen. Nach diesem Briefe war Jesus ein Mann von erhabener Gestalt, mit ehrwürdigem Gesicht, das bei allen, die ihn sahen, Liebe und Furcht erwecken konnte. Seine gelockten, ziemlich dunkeln und glänzenden Haare flossen von den Schultern herab und waren in der Mitte nach der Art

der Nazarener geſcheitelt. Die Stirn war glatt und vollkommen heiter, das Geſicht ohne Runzeln und Flecken, durch ſanfte Röthe verſchönert. Naſe und Mund waren ohne Tadel, der Bart war hart und röthlich nach der Farbe der Haupthaare, nicht lang, aber geſpalten. Die Augen waren von unbeſtimmter Farbe, aber klar. Am ausgeprägteſten tritt uns die Geſtalt Jeſu in der Beſchreibung des griechiſchen Kirchenſchriftſtellers Nicephorus Calliſtus im 14. Jahrhundert entgegen. Derſelbe beruft ſich auf die Ueberlieferungen der Alten. Ohne Zweifel gehört zu dieſen auch die des Johannes Damascenus aus dem 8. Jahrhundert, da er deſſen Ausdrücke beibehalten hat. Nebenbei mag er freilich noch andere Quellen benutzt haben, weil er Eigenthümlichkeiten anmerkt, die ſich bei Johannes nicht finden. Nicephorus ſagt: „Jeſus war ſchön von Ausſehen, ſeine Leibesgeſtalt maß volle ſieben Spannen. Sein Haar war goldgelb und nicht ſehr dicht, etwas zum Krauſigen hinneigend, die Augenlider waren ſchwarz und bogig. Aus den munteren und friſchen Augen leuchtete eine wunderſame Holdſeligkeit hervor, die Naſe war hervortretend, das Barthaar braungelb und nicht weit herabreichend. Ueber ſein Haupt war weder Scheermeſſer, noch Menſchenhand gekommen, ausgenommen die Mutterhand, als er noch ein kleines Kind war; daher fiel ſein Haar etwas lang herab, der Hals war wohlgebildet, nicht ſehr gedehnt oder geſtreckt. Sein Teint war weizenfarbig. In dem Geſicht, das nicht rundlich, ſondern oval, wie das ſeiner Mutter, und nur wenig geröthet war, ſpiegelte ſich Ernſt, Würde, Verſtand, Sanftmuth und Leidenſchaftsloſigkeit. Er hatte ganz und gar die Art ſeiner gottſeligen makelloſen Mutter.“*)

Im Laufe der Jahrhunderte beeiferten ſich nun Meißel und Pinſel, die gläubigen Gemüther durch künſtleriſche Darſtellungen zu befriedigen. Die in fromme Andacht ſich ergießende Verehrung Jeſu forderte die ſinnliche, mit den Augen zu betrachtende Geſtalt. Eigenthümlich und charakteriſtiſch iſt es aber, daß auf allen plaſtiſchen Darſtellungen aus dieſer Zeit gerade diejenigen Mo-

*) S. Kirchengeſch. I. 1. c. 40; 2., c. 43.

mente, auf welche die kirchliche Dogmatik hohen Nachdruck legt, wie das Leiden, die Kreuzigung, die Dornenkrönung u. s. w. niemals vorkommen. Nur Jesus vor Pilatus findet sich einige Male. Meistens ist Jesus lehrend dargestellt, von einigen oder von allen Schülern umgeben, und zwar entweder sitzend oder auf einem Berge stehend, aus welchem vier Quellen, Andeutungen der Paradiesesströme, hervorfließen. Die bei weitem beliebteste und am häufigsten vorkommende Darstellung Jesu ist in der ältesten Zeit die als guter Hirt. Sie tritt uns zunächst in großer Zartheit der Behandlung und mit vielfacher Veränderung in den Katakomben der heiligen Agnes, in einem Mosaik in S. Constanza in Rom, sodann in einem solchen zu S. Nazaro e Celso in Ravenna um 440 entgegen. Danach erscheint Jesus als ein elastisch schöner Jüngling mit einfacher Tunika in schreitender Stellung, das wiedergefundene Lamm sorglich auf der Achsel tragend, bisweilen auch dasselbe liebkosend; um ihn reihen sich in klar durchdachter Anordnung noch andere Figuren, deren Beziehung zu einander in sinniger Weise durchgeführt ist. Auf manchen Bildern steht oder sitzt Jesus unter den Schafen, in seiner Hand hält er den Hirtenstab oder die Flöte. Auf noch anderen führt ein Schüler dem guten Hirten ein Schäflein zu. Jesus nimmt dasselbe auf seine Schulter, und der Schüler steht im Begriff, noch andere im Hintergrunde weidende Schafe ihm entgegen zu führen, von denen die willig gehorchenden mit einem Gnadenregen überströmt werden.

Nahe verwandt damit, obwohl auf den ersten Blick sehr auffallend, ist die ältere Darstellung Jesu als Orpheus. Der innere Zusammenhang aber läßt sich leicht nachweisen. Schrieb man doch dem thrazischen Sänger geheimnißvolle Lehren, wie z. B. die von der Einheit Gottes zu, und sollte er doch durch die Macht seiner Töne die Bändigung der wildesten Thiere bewirkt haben. Ein Vergleich desselben mit Jesu lag demnach in der That sehr nahe. Schon Clemens von Alexandrien am Ende des zweiten Jahrhunderts und Eusebius von Cäsarea, der Zeitgenosse Constantin's des Großen, kennen denselben. Als

Orpheus hat Jesus eine ideal jugendliche Gestalt. Dieselbe entspricht ganz dem antiken Genius, der sich das Göttliche nicht in den alternden und verwelkenden Zügen des gemein Menschlichen zu denken vermochte. Als Orpheus erscheint Jesus in den Katakomben von San Callisto und zwar in einem Gemache, das wahrscheinlich aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts herstammt. Auf dem Haupte trägt er die phrygische Mütze, und in der Hand hält er die Lyra; anstatt der wilden Thiere jedoch umlagern ihn Lämmer. Im Cömeterium der Domistilla hat man sich sogar nicht gescheut, zweimal unverändert die ganz heidnische Darstellung anzunehmen. Mit der phrygischen Mütze auf dem Haupte und der Leier im Arme sitzt Jesus spielend unter Lämmern, während Löwen und Kamele sich herandrängen und Vögel auf den Zweigen ihm zuhören.

Auch einige Basreliefs von Sarkophagen, welche in Rom im Vatikan aufbewahrt werden, und die etwa der Zeit Julian's des Apostaten angehören, zeigen Jesum in voller Jugendlichkeit mit freier Stirn und zur Seite sanft herabwallendem Haar, aber ohne Bart; seine Gesichtszüge sind edel und mild.

Sehr merkwürdig ist eine Abbildung auf einem sehr alten becherartigen Gefäße von Elfenbein, welches sich in den Schätzen des berliner Museums befindet. Da erscheint Jesus wieder als Lehrer zwischen den zwölf zu beiden Seiten gleich vertheilten Schülern, in voller Jugend, mit rundem Gesicht, ohne Bart; das Haupthaar besteht aus krausen, meist zur Seite herabfallenden Locken.

Den plastischen Darstellungen dieser Zeitperiode entsprechen dann auch die gleichzeitigen Malereien. Die Bilder in dem Cömeterium des heiligen Callistus, oder wie man früher richtiger sagte, San Nereo und Achileo, oder der heiligen Domistilla und Priscilla gleichen in der Form wie im Ausdruck ganz den Darstellungen auf den späteren Sarkophagen, nur ist der Ausdruck noch idealer. Das Gesicht Jesu ist runder und voller, die menschliche Trauer ist verschwunden, und an ihre Stelle ist überirdische Kraft und göttliche Hoheit getreten.

Der Glaube an die Schönheit Jesu verleitete einzelne Künstler sogar zu dem gefährlichen Versuche, ihm den Stempel des Jupiter aufzudrücken. So erzählt unter anderem eine byzantinische Sage, welche zuerst Cedrenus um 462 in kurzer Form, dann ausführlicher Theodorus Lector im 6. Jahrhundert bringt, und endlich Johannes Damascenus wiederholt, daß ein Maler es gewagt habe, Jesum mit den Zügen des Olympiers zu versehen, darüber aber sei ihm die Hand erstarrt, und nur, nachdem er reuevoll gebeichtet, habe ihm der Erzbischof Gennadius die Gesundheit wieder hergestellt.

Die Kunstgeschichte verzeichnet eine ganze Reihe von traditionell gewordenen Jesustypen. Der am meisten verbreitete und der Beschreibung des Nicephorus übrigens in auffallender Weise entsprechende Typus beruht auf dem von Kosio auf dem Kirchhofe des Callistus gefundenen Jesuskopfe. Dieser callistinische Typus heißt auch der edessenische. Der Legende*) nach soll Jesus nämlich sein Bild Abgarus, dem Fürsten von Edessa in Mesopotamien geschickt haben. Als Veranlassung dazu wird folgende angegeben. Abgarus lag einst an einer Krankheit darnieder; er ließ deshalb eines Tages Jesum bitten, er möge zu ihm kommen und ihn heilen. Allein Jesus folgte der Ladung nicht, sondern sandte zur Wiederherstellung des Kranken nur einen von seinen

*) In kurzer Form finden wir diese Legende schon bei Eusebius († 430); ausführlicher erscheint sie bei dem armenischen Geschichtsschreiber Moses von Chorene im 5. und bei Evagrius in seiner Kirchengeschichte (I. 4. c. 26) im 6. Jahrhundert. Auch Papst Gregor II. berührt um das Jahr 726 in einem Schreiben an Leo den Isaurier den Briefwechsel zwischen Abgarus und Jesus und gedenkt dabei des wunderbaren Bildes. Am umständlichsten von allen jedoch spricht Johannes Damascenus über die Angelegenheit. Von einer Krankheit des Abgarus zwar weiß Johannes nichts; ebensowenig berichtet er etwas von einem Briefe an Jesus oder von dessen Antwort an den König; er erzählt nur, daß Abgarus, von großer Liebe getrieben, Gesandte an Jesum mit dem Auftrage geschickt habe, er möge an seinen Hof kommen. Für den Fall, daß sie ihn nicht dazu bewegen könnten, sollten sie ein Bild von ihm mitbringen. Als Jesus des inne wurde, nahm er eine Leinwand, hielt sie an sein Antlitz und drückte das Bild desselben darauf ab.

Schülern ab, welcher den Kranken wiederherstellte. Aus Freude und Dankbarkeit über die wiedererhaltene Gesundheit schickte Abgarus nach einiger Zeit einen Maler nach Judäa, damit er ihm ein Bild von Jesu nach dem Leben entwerfe. Als der Maler das Antlitz Jesu sah, mußte er, von dem aus ihm hervorstrahlenden Glanze geblendet, sein Gesicht zur Seite wenden. An eine Abnahme war nicht zu denken. Da kam Jesus dem Maler zu Hilfe. Er ließ sich ein Stück reine Leinwand geben, drückte darauf sein Gesicht, und als er es wieder abhob, war das Bild Jesu auf der Leinwand fixirt. Dieses Bild gab er dem Künstler mit der Weisung, es seinem Fürsten zu überbringen. Nach Angabe des Baronius soll dieses Bild nach Constantinopel und von da nach Rom*) gekommen sein**).

Von diesem Bilde des Abgarus existiren nun vielfache Nachbildungen; einige befinden sich im Besitze des Clemens Brentano, welche Wilhelm Grimm uns näher beschrieben hat. Danach hat Jesus ein edles Gesicht mit freier hoher Stirn, hellblickenden Augen, übernatürlicher, langer und grader Nase. Die Haare sind gescheitelt, der nicht lange, aber starke und dunkle, etwas röthliche Bart gespalten. Das Antlitz zeigt keine Spur von Schmerz, im Gegentheil es hat den Ausdruck völliger Ruhe und Klarheit. Die von allem Porträtartigen entfernte, leidenschaftslose, ideale Schönheit macht unbedingt den Eindruck der Hohheit und Reinheit. Der ganze Kopf, — der Bart, soweit er über das Kinn geht (denn vom Hals ist nichts sichtbar) ausgenommen, — wird von kurzen zarten Lichtstrahlen eingefaßt; dagegen über dem Kopfe und auf beiden Seiten ragen drei goldene, aus Zierathen gebildete Kreuzflammen hervor.

*) Der Kirchenhistoriker Scoglius, um die Mitte des 17. Jahrhunderts blühend, berichtet, das Bild des Abgarus (wahrscheinlich in Nachbildung) sei in der Kirche des heiligen Sylvester verehrt worden. Nach Hieronymus Xaverius († 1617) und Chifflet († 1660) soll sich das Bild auch zu Genua befinden.

**) Vergl. Dippel, Handbuch der Aesthetik und der Geschichte der bildenden Künste. Regensb. 1871. S. 642 ff.

Eine andere Nachbildung des Jesusbildes von Abgarus befindet sich nach einer Mittheilung des Professor Kugler in der hermesischen Sammlung zu Trier im Gymnasialgebäude. Es hat die Unterschrift: Imago Salvatoris nostri Jesu Christi ad imitationem ejus, quam misit Abgaro, quae Romae habetur in monasterio sancti Sylvestri.*)

Verwandt mit der Sage von der Entstehung des Abgarusbildes ist die vom Veronicabilde. Obwohl die Sage jüngeren Datums ist, so sind doch über sie erst in neuerer Zeit wichtigen Aufschluß gewährende Quellen zum Vorschein gekommen. Zwar kennt schon ein zu Justinian's Zeit (6. Jahrh.) lebender Schriftsteller den Namen des blutflüssigen Weibes**), aber die ausführliche Legende, daß dasselbe ein auf einem Tuche oder auf einem Stücke seines Gewandes abgedrucktes Bild Jesu besessen, durch welches die Heilung eines römischen Kaisers bewirkt und die Zerstörung Jerusalems als Strafe für die Kreuzigung herbeigeführt worden sei, findet sich erst in einer angelsächsischen Handschrift unter dem Titel: Nathanis legatio ad Tiberium und mit manchen Veränderungen bei späteren abendländischen Schriftstellern. Das Bild soll im Original in der Kirche von St. Peter existiren, wo es dem Volke in jedem Jahre während der Char-

*) Schon weniger frei und edel, wenn auch noch auf dem Typus des Abgarusbildes beruhend, ist das Antlitz Jesu auf einem Bilde im berliner Museum, das um's Jahr 1400 gesetzt wird. Der auf goldigem Grunde ruhende Kopf ist mit kleinen Strahlen umgeben, die Haare sind hellröthlich, in den wenig geschlossenen Augen liegt etwas Leidendes. Merkwürdig ist ferner das Jesusbild aus San Ponziano am Eingange des Baptisteriums, weil auf demselben zum erstenmale der durch das griechische Kreuz gespaltene Nimbus vorkommt. Das Bild stellt Jesum mit gradem und straff herabfallendem Haar und regelmäßig gelocktem Unterbart dar, aber in den halbkreisförmigen Bogen der Brauen und Augenlider, sowie in den derb dunklen Contouren zeigt sich schon conventionelles Machwerk. Offenbar soll dem Beschauer die Idee göttlicher Macht durch Erregung von Grauen beigebracht werden, ein Versuch, der durch die colossale Größe der Gestalt mächtig Unterstützung findet.

**) Diesem Weibe, welches Veronika hieß, schrieb man die Jesusstatue von Paneas (Cäsarea Philippi) zu.

woche gezeigt wird. Nach alten Dichtungen hatte Jesus auf diesem Bilde ein vollständig schmerzfreies, in überirdischer Schönheit leuchtendes Antlitz; allein nach erfolgter Umbildung der Sage wurden die Züge des Bildes ernster, sie erhielten die Signatur schwerer Leidenstiefe. Das älteste Zeugniß von dem Schweißtuche der Veronika fällt in den Anfang des 8. Jahrhunderts. Nach Jacob Grimaldo (16. Jahrh.) errichtete Papst Johann VII. im Jahre 705 ein Tabernakel zur Aufbewahrung desselben, und Bunsen theilt mit, daß der Altar unter dem Tabernakel mit dem Namen des Papstes Johann noch vorhanden sei.*) Allein nach Bzovius hat erst Bonifacius VIII. im Jahre 1297 das Tuch aus der heiligen Geistkirche in die Peterskirche bringen lassen. Er zeigte dasselbe mit eignen Händen dem König Jacob von Aragonien und Karl von Neapel und gab die Verordnung, das Volk sollte es an bestimmten Tagen im Jahre sehen. Später wurde es dem Kaiser Friedrich III. bei seiner Krönung in Rom im Jahre 1452 gezeigt. Nach Wilhelm Grimm befindet sich nun das älteste Veronikabild in einer gegenwärtig zu Helmstädt aufbewahrten Pergamenturkunde vom 28. Mai 1350. Schon etwas später fällt das Bild in einem Gebetbuche, welches vordem einer Herzogin von Geldern und Jülich zugehörte, sich jetzt aber in der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet. Jesus ruht da in goldenem Heiligenschein und ist von den beiden Armen des das Tuch haltenden Engels und der Spitze des schwarz eingezeichneten griechischen Kreuzes umgeben. Es ist dasselbe göttliche, ruhige und schmerzensfreie Gesicht, ohne Dornenkrone, welches den älteren Darstellungen der Legende angehört. Die Nase ist lang, das schlicht zur Seite herabhängende Haar stark röthlich, der kurze Bart gespalten. Vom Hals ist nichts sichtbar. Das ganze

*) Als ein authentisches Zeugniß jedoch ist die Nachricht bei Grimaldo nicht zu betrachten, zumal der Bibliothekar Anastasius, welcher im 9. Jahrhundert lebte, da, wo er von der Ausschmückung jener Kapelle in der Peterskirche durch Johann VII. redet, nicht das Mindeste von dem Tabernakel mit dem Tuche der Veronika erwähnt. Auch Innocenz VI. († 1216) und Honorius reden nur von einem Bilde Jesu in der Peterskirche schlechthin.

Gesicht ist übrigens von dünnen Lilastrahlen eingefaßt. Die übrigen Veronikabilder gehören sämmtlich der späteren Gestaltung der Sage an. Auf ihnen trägt Jesus schon die Dornenkrone, und wenn auch in einzelnen Fällen der schmerzlose Ausdruck noch zur Geltung kommt, so ist doch der leidende vorherrschend und steigert sich im Fortgange der Jahrhunderte. Einen Uebergang bildet ein Holzschnitt, den man Burgmair, einem Schüler Dürer's, zugeschrieben hat, der aber wahrscheinlich älteren Datums ist. Das Antlitz Jesu verräth deutlich noch den byzantinischen Typus, aber über Augen und Stirn rinnen schon Blutstropfen.

Allein es giebt auch einige Veronikabilder mit der Dornenkrone, welche an der Jesusgestalt noch lebensfreudige Züge durchblicken lassen. Dahin gehört ein Bild in einer Seitenkapelle des Doms zu Gelnhausen, auf welchem die göttliche Heiterkeit Jesu noch gänzlich den Schmerz besiegt. Ferner erwähnen wir ein die Kreuzigung vorstellendes Gemälde, welches der westphälischen Schule anzugehören scheint und wahrscheinlich aus den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts herrührt. Während Jesus in Todesblässe mit dem vollendeten Ausdrucke des Schmerzes am Kreuze hängt, erblickt man unter dem versammelten Volke Frau Veronika mit dem das abgedrückte Jesusbild enthaltenden Tuche. Trägt Jesus auch die Dornenkrone, so hat er doch im Gegensatze zu der am Kreuze hängenden Gestalt ein vollständig schmerzloses Antlitz mit gesunden frischen Farben. Auch das schöne Veronikabild von Schorcel († 1562), das in dem städelschen Museum zu Frankfurt aufbewahrt wird, zeigt nur einen sehr gemäßigten menschlichen Schmerz. Dasselbe ist der Fall auf einem Holzschnitt in der kleinen Passion von Albrecht Dürer vom Jahre 1510, welcher Veronika zwischen Paulus und Petrus darstellt *).

*) Grade den entgegengesetzten Ausdruck trägt ein anderes großes, kühn in Holz geschnittenes Veronikabild Dürer's. Das Tuch wird da nicht von Engeln gehalten, sondern es ist mit Nägeln angeheftet. Auf dem Antlitz Jesu ruht ein so starker Schmerz, daß man es nicht ohne ein peinigendes Gefühl betrachten kann. Jedenfalls war das Bild bestimmt, nur aus der Ferne betrachtet zu werden.

So gelangt denn die Kunſt nur allmählich und zögernd zu der Darſtellung des eigentlichen Martyriums Jeſu. Als aber die Bahn einmal betreten war, ſo dauerte es auch nicht lange, und der Cyclus der Leidensſcenen wurde mit Haſt aufgegriffen. Um ſo bezeichnender muß es daher ſein, wenn es ſelbſt auch hier wieder Darſtellungen giebt, welche Schmerz und Qual vollſtändig ausſchließen. So erſcheint Jeſus auf einem Bilde im Dom zu Sarzana vom Jahre 1138 am Kreuze hängend, aus ſeinen Augen blickt himmliſche Ruhe, menſchlicher Schmerz hat ihn nicht berührt. Nicht minder bewahrt das berliner Muſeum ein wahrſcheinlich aus dem 13. Jahrhunderte datirendes Kreuzigungsbild, auf welchem der todte Jeſus zwar einen ernſten, aber doch ruhigen Ausdruck hat. Auch in einigen Bildern der Schule von Siena, ebenſo in einem anderen aus der florentiniſchen Schule ſtammenden Gemälde vom Jahre 1400 begegnen wir ſanften und milden Zügen auf Jeſu Antlitz. Ganz entſchieden tritt dieſe Richtung bei Fieſole († 1455) hervor. Seine Calvarienſcenen künden, was Tiefe des Gemüthes und innere Belebung anlangt, ſchon den Geiſt Rafael's an. Die Dornenkrone, das Zeichen der Erniedrigung und Verſpottung, hat die Kunſt ziemlich ſpät als ſignificantes Moment in ihre Leidensdarſtellungen hereingezogen. Sie erſcheint erſt Ausgangs des 13. Jahrhunderts, dagegen fehlt ſie den Gemälden der ſpäteren Jahrhunderte faſt nie.

Werfen wir ſchließlich noch einen Blick auf die großen und berühmten Maler des 15. und 16. Jahrhunderts, ſo liegt ihren Schöpfungen zwar immer noch unverkennbar der alte byzantiniſche Typus zu Grunde, aber ſie zeigen dabei doch auch große Freiheit und Selbſtändigkeit. In den Jeſusköpfen der Grablegung und Himmelfahrt von Rafael gewahren wir die herrlichſte Vereinigung der alten Ueberlieferung mit freier Idealität. Michelangelo ſtellte Jeſum in ſeinem jüngſten Gerichte, welches er 1541 vollendete, wieder mit den Zügen des Jupiter dar. Ihm folgten Rafael und Nicolaus Pouſſin. In der Viſion des

Ezechiel von Rafael*) schwebt Jesus dem Jupiter ähnlich in den Wolken. Als Poussin bei einem für das Noviziat der Jesuiten in Paris ausgeführten Altarblatt vom Jahre 1641 der Vorwurf gemacht wurde, sein Jesus gleiche mehr dem Donnerer Jupiter, als einem Gotte der Barmherzigkeit, erklärte er, „er könne und dürfe sich niemals Jesum vorstellen, in welcher Handlung es auch sei, mit dem Gesicht eines Kopfhängers oder eines Pater Weichling, — da es sogar, als er auf Erden lebte, schwer gewesen, ihm ins Angesicht zu schauen." Von ganz vorzüglicher Schönheit ist der Jesuskopf in Titian's Christo della Moneta. Der spirituelle Ausdruck, der überlegene und doch mitleidsvolle Blick, der unbeschreiblich zarte, geistvolle Mund, das und noch manches andere machen denselben zu einer der hervorragendsten Schöpfungen der Malerei überhaupt**). Rühmliche Erwähnung verdienen ferner die Leistungen aus der Nachblüthe der venetianischen Schule. Besonders hat Tintoretto oder Jacopo Robusti (1512—1594) in seiner Grablegung einen Jesuskopf geschaffen, dem wohl kaum ein zweiter hinsichtlich der Schönheit zur Seite gestellt werden kann.

---

*) Um 1513, jetzt im Palast R. Pitti zu Florenz.

**) Ganz anders faßten Jesum die Maler der eklektischen Schule oder der Schule von Bologna auf. Sie nahmen den Laokoonkopf als Typus für ihre Jesusbilder, weil es galt, das Exaltirte und leidenschaftlich Erregte darzustellen. Auf denselben Typus weist später auch das berühmte Ecce homo von Guido Reni in der dresdner Gallerie hin. Was die deutschen und niederländischen Maler anbetrifft, so sind Eyk und Hemling zwar im Ganzen und Großen dem byzantinischen Vorbilde treu geblieben, aber es haftet ihren Jesusbildern doch eine sehr große Leidensfülle an. Besonders auffallend sind zwei Jesusbilder im berliner Museum von Hugo van der Goes, einem Schüler Eyk's, welcher im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts blühte. Obwohl dieselben von der sorgfältigsten Ausführung sind und auf dem einen der Typus noch deutlich durchblickt, so ist doch der ideale Ausdruck völlig verschwunden, und in den gerötheten Augen und den blauunterlaufenen Gesichtszügen kommt ein abschreckender Schmerz zum Vorschein. In dem anderen Bilde, welches den Typus völlig aufgegeben hat, kann man das gequälte Antlitz und die thränenden Augen nicht ohne Widerstreben betrachten.

Ob sich auch unter den Schöpfungen der Malerei aus der neuesten Zeit Jesusbilder von wahrhaft idealer Auffassung befinden, ist uns nicht möglich gewesen, zu ermitteln. Das dürfen wir aber aussprechen, daß eine Rückkehr der Kunst vom leidenden Jesus zum lebensfreudigen hoch an der Zeit wäre.

Wenden wir uns nach diesen Erörterungen betreffs der kirchlichen Plastik und Malerei auf einige Augenblicke noch der neuesten Geschichtsdarstellung zu, so fehlt auch ihr eine freundliche Ausgestaltung des Jesusbildes nicht. Mehrere Bearbeiter des Lebens Jesu haben in den Quellen anmuthige und lebensfreudige Züge aufgefunden. Vor allem ist in dieser Beziehung Heinrich König namhaft zu machen. Derselbe sagt in seinem Buche „Was ist die Wahrheit von Jesu?“ unter anderem: „Wir müssen uns für Jesu liebliche Erscheinung an den nationalen Typus halten. Und da finden wir noch heute nach Jahrhunderten und so weit vom Klima der Gazelle, unter den Juden nicht selten jene hohe verklärte Stirn, die den Propheten eignete, jene dunkelen feuchtstrahlenden Augen, die wir den Psalmisten beilegen. Für so leutselige Worte des Herzens, für so strenge Forderungen des Guten, wie wir sie von Jesu kennen, nehmen wir in seinem Bilde jenen milden, aber entschlossenen Zug des Mundes an, der sich bei den Juden schon seltener zu jenem edlen Obertheile des Gesichts einfindet.“ *) In Folge der inneren Harmonie der Geistes- und Gemüthskräfte fordert König einen entsprechenden Ausdruck des Gesichts. „Die ganze Haltung Jesu,“ sagt er, „war die einer edlen jugendlichen Männlichkeit.“ Auf ganz ähnliche Weise hat David Strauß Jesum geschildert. In seinem Leben Jesu **) schreibt er: „Die Stimme des jungen, seine ernsten Lehrsprüche verkündenden Zimmermanns nahm auf einmal eine außerordentliche Milde an. Ein unendlicher Zauber strömte von ihm aus und die, welche ihn bis dahin gesehen hatten, erkannten ihn nicht wieder. Er hatte noch keine Schüler, und die Schaar, die sich um ihn drängte, war weder eine Secte noch eine Schule;

*) Vergl. S. 148. **) Vergl. S. 105 ff. 3. Aufl.

aber man empfand ſchon einen gemeinſamen Geiſt, etwas Durchdringendes und Sanftes. Sein liebenswürdiger Charakter und ohne Zweifel eines jener entzückenden Geſichter, welche manchmal in dem jüdiſchen Volke auftauchen, bildeten um ihn gleichſam einen Zauberkreis, dem ſich faſt niemand inmitten dieſer wohlwollenden und naiven Bevölkerung entziehen konnte.“ Selbſt das von F. Delitzſch entworfene Ecce homo gemälde von Jeſu trägt nach einer Seite hin noch immer ein freundliches, von innerer Lebensfreudigkeit zeugendes Gepräge. „Jeſus,“ ſagt der Verfaſſer, „iſt ein Mann von mittlerer Größe, in welchem die Jugend noch nicht vom Alter verſchlungen iſt; die Reinheit und Anmuth des Jünglings iſt wie eine Roſe, aber nicht eine rothe, ſondern eine weiße, in ſeinem Antlitz mit der Reife und Entſchiedenheit des Mannes gepaart. Seine Geſichtsfarbe iſt weißer als die der ihn umgebenden Männer, welche mehr die bronzene Geſichtsfarbe ihres Volkes haben; die ſeinige iſt weiß und erſcheint, zumal unter dem weißen Sudar, um ſo weißer, da ſein Geſicht bleich und ohne alles geſundheitsfriſche Roth iſt. Der Schnitt ſeines Geſichts iſt nicht eigenthümlich jüdiſch, ſondern eher möchte man ihn für gemiſcht aus jüdiſchem und helleniſchem Typus halten, — ein regelmäßig gebildetes Menſchenantlitz, welches holdſelig und hehr, nicht minder Ehrfurcht gebietet als Liebe weckt und deſſen Augen den, welchen ſie anblicken, mit ihren wie durch Thränen gebrochenen und gemilderten Strahlen durchglühen. Seine Haltung iſt gebückt, in ſich gekehrt, und ſeine Bewegungen ſind weder linkiſch wie die manches Rabbi, noch plump wie die eines Idioten, ſondern ungeſucht edel und unwillkürlich graciös, wie die eines auch im Bettlergewande ſich nicht verleugnenden Königs.“ —

Wenn auch in allen den aufgeführten kurzen Skizzen ſich unverkenntlich viel phyſiognomiſches Phantaſiewerk findet, ſo bekunden ſie zweifelsohne doch das Beſtreben der Darſteller, die Jeſu inne wohnende Aufgeräumtheit, Anmuth und Lebensfreude auch in der äußeren Erſcheinung zum Durchbruch kommen zu

lassen. Und gerade nach dieser Seite hin sind diese Stimmen für uns von großem Werth; sie erschüttern die kirchliche Anschauung von Jesu Leidenszügen und Schmerzensmienen, von seiner Niedergebeugtheit, seinem Abgemüdet- und Abgezehrtsein.

§ 5.

Das harmonisch vollendete Bild Jesu.

Auf rein historischem Boden läßt sich kein sicherer Anhalt für eine scharfe Fixirung der äußeren Erscheinung Jesu gewinnen. Versichert doch schon der im zweiten Jahrhundert lebende Kirchenlehrer Irenäus, nichts von einem feststehenden Jesustypus zu wissen, und zwei Jahrhunderte später sagt ebenso Augustin, sowohl die Auffassung der leiblichen Gestalt, wie insbesondere der Gesichtsbildung Jesu sei eine sehr verschiedene. Wenn das nun seine Richtigkeit hat, so fragt es sich, ob nicht aus den Evangelien selbst ein geistiges Bild gewonnen werden könne. Diese Frage dürfen wir auf das Bestimmteste bejahen. Wir wollen in nachstehender Skizze ein solches Bild zu entwerfen versuchen.

Man mag Jesum betrachten in einer Situation, in welcher man will, immer wird man von seiner hohen geistigen Schönheit wohlthuend berührt, von seiner innerlichen Anmuth und Grazie entzückt werden. Das geistige Bild Jesu besitzt eine Reinheit, Klarheit und Harmonie dessen, was die Fülle und Kraft des gottebenbildlichen Menschen ausmacht. Alle Geistes- und Gemüthskräfte wirkten in Jesu zu einem wunderbaren Vollklange zusammen. Verstand, Gefühl und Wille standen zu einander im innigsten Wechselbezuge. Erfahrungsmäßig läßt sich ein solches lebendiges Ineinandergreifen nur bei wenigen Menschen nachweisen. Wohl regten sich in Jesu zuweilen heftige Affecte und Aufwallungen des Gefühls; ein heiliger Unwille und gerechter Zorn wogte mächtig in seinem Herzen*); aber es geschah dies immer nur dann, wenn seine Seele vom Wellenschlage des Gött-

*) S. Matth. 16, 23; vergl. auch Joh. 11, 33. 38.

lichen aufs höchste bewegt war; die Leidenschaft bildete durchaus nicht den Grundton seines Wesens. Sein Gemüth glich einem See, dessen vom Sturm aufgewühlte Wasser zuweilen zwar brausen und branden, die aber, wenn der Sturm sich gelegt hat, wieder ruhig werden und einen klaren Spiegel darstellen, in dem sich der schöne blaue Himmel mit seinem hellstrahlenden Tagesgestirn und die anmuthige Uferlandschaft mit ihren grünbelaubten Hügeln und Bergen aufs lieblichste abdrückt. So konnte Jesus auf der einen Seite über den Unglauben und die Verstocktheit der Menschen zürnen wie ein Moses, der die Gesetztafeln zerschlägt, aber in demselben Augenblicke leuchtete sein Auge wieder in Freundlichkeit und Milde; er konnte donnern in seiner Rede oft wie ein Elias, aber noch mehr strömten von seinen Lippen Worte der Sanftmuth und des Friedens. In der That ein wunderbares Zusammenklingen des Starken und Scharfen mit dem Sanften und Zarten zu einem reinen und harmonischen Vollklange der geistigen Persönlichkeit! Freilich mag zu dieser Harmonie auch die Jesum umgebende Natur das Ihrige mit beigetragen haben. Es ist ja allbekannt und die Erfahrung bestätigt es immer von neuem, daß die Natur einen großen Einfluß auf die Gemüthsverfassung des Menschen ausübt. Glich doch die Gegend um den Genesar einem Paradiese. Die schönen Nußbäume, die schlanken Palmen, die dunkelgrünen Feigen- und Olivenbäume, die mit Weinstöcken überzogenen Hügel, die das ganze Jahr mit bunten Blumen besäten Wiesenteppiche, die lachenden blauen Fluthen des Sees, der heitere blaue Himmel — das alles mußte auf das von wahrer Menschenliebe durchglühte und innig und brünstig zu Gott emporstrebende Gemüth Jesu gewaltig einwirken. Wie Windeshauch die Saiten der Aeolsharfe durchstreicht und in melodischen Tönen erzittern läßt, so mußte die herrliche Natur seine Seele berühren und in dem Zauber ihrer Harmonien die fröhliche, heitere und aufgeräumte Grundstimmung seines Wesens durch die Welt voll und rein erklingen lassen.

Was den religiös moralischen Charakter Jesu ferner anlangt,

ſo zeigt derſelbe eine faſt völlig einzigartige Eigenthümlichkeit. Wir mögen Jeſum betrachten von einer Seite, von welcher wir wollen, nie werden wir ihm das Bewußtſein eigener moraliſcher Selbſtthätigkeit, ein ununterbrochenes zur höchſten erreichbaren Vollendung fortſchreitendes Ringen nach den ſittlichen Idealen abſprechen können. Obwohl er ſich in ſeiner menſchlichen Willensſphäre wie jeder andere Menſch zwar vollkommen frei bewegte, ſo hat er doch niemals ein entſchiedenes Unrecht gethan. Die ſittlichen Kämpfe mit ſeiner ſinnlichen Natur hat er glorreich beſtanden und ſich von Ekſtaſen und ſchwärmeriſchen Anſchauungen, die ſich des noch unfreien und unveredelten Menſchen ſo leicht bemächtigen, durchaus fern gehalten. Zwar war ſeine Unſündlichkeit, ſoweit ſie ſich geſchichtlich bewährt und unſerem Urtheile unterliegt, keine abſolute und ewige, ſondern eine durch die Freiheit ſeines Willens bedingte und erworbene. Er hat die Liebe zu Gott und den Gehorſam gegen ſeine Gebote nicht mit auf die Welt gebracht, ſondern erlernt und ſich angeeignet. Auch der Entſchluß, ſich für die erkannte Wahrheit aufzuopfern, ſtand nicht gleich von vornherein bei ihm feſt, er hat ihn aber unter mancherlei Anfechtungen ſeiner ſinnlichen Individualität nach und nach gewonnen, und mit einziger und heiliger Selbſtbeherrſchung verwirklicht. Daher iſt denn in der That Jeſus in der ſtufenweiſen ſittlichen Vollendung das einzig reine, von Gott verherrlichte Vorbild für jeden Menſchen, zu dem derſelbe bei ſeinem auf das Wahre, Rechte und Gute gerichteten Streben ſtets aufſchauen kann, ohne ihm aber göttliche Anbetung und Verehrung zu zollen.

Erziehung und Schulbildung hatten Jeſum nicht mit großen und gelehrten Kenntniſſen ausgeſtattet; er ſtand nicht auf der Höhe helleniſcher Schulweisheit; er war kein Philoſoph, kein Künſtler, kein Staatsmann, aber er war ein Religionslehrer im eminenteſten Sinne des Wortes. Es beſeelte ihn ein Gottesbewußtſein von unendlicher Klarheit und Tiefe; er verſpürte ein namenloſes Sehnen nach der über alle Höhen der Erde hinaus-

liegenden göttlichen Macht. Gott zu denken und zu fühlen war der beherrschende Trieb seiner ganzen Persönlichkeit, zu ihm strebten alle Fasern seines Lebens. Gott war für Jesum der bleibende Gedanke seines ganzen Bewußtseins, er war der unverrückliche Mittelpunkt seines Wesens. Alle zerstreuten Gedanken versammelten sich bei ihm in die Einheit des Gottesgedankens; alles was er dachte, fühlte und wollte, dachte, fühlte und wollte er nur in, mit und durch Gott. Dürfen wir uns wundern, wenn er ein Leben reiner und wahrer Gottinnigkeit lebte, wenn er in keinem Momente sich von ihm ablöste, sondern immer mit ihm in unzerreißlichem Zusammenhange verblieb? Dürfen wir uns wundern, wenn er alles Eitle, Leere, Trübe und Gemeine von sich fern hielt und nur dem Guten, Reinen, Wahren und Rechten sich zuwandte? Jesus grübelte nicht über Gott, er suchte nicht nach physischen und metaphysischen Beweisen für das göttliche Dasein; er fühlte das Göttliche in sich selbst; Gott war ihm unmittelbar gewiß, denn er erkannte ihn als die eigentliche Quelle seines Lebens. Ein Gedanke wie der: „Gott ist nicht," oder: „das All ist Gott"*), konnte nach der religiös sittlichen Geartung seiner Individualität niemals in seiner Seele aufsteigen. Auf diesem unmittelbaren Gottinnesein beruht nun auch Jesu Gemeinschaftsverhältniß mit Gott. Jesus war ein eifriger Gottesdiener; sein Leben war an Gott gebunden; es war eine ganze und ungetheilte Hingabe an den großen Weltenvater. Seine sehnsuchtsheiße Seele verlangte allenthalben mit Gott zu reden; das Gebet war das Mittel, durch welches er sich zu seinem Weltenthrone emporschwang. Jesus hat oft zu Gott gebetet, in Freude und Schmerz, in guten wie in bösen Stunden, und immer war er der

*) Jesus hielt fest an dem Gedanken der Transcendenz und Immanenz Gottes, d. h. er dachte Gott über der Welt und vereint mit der Welt, welches letztere sich namentlich in der Bezeichnung Gottes als Vater ausspricht. Daß aber mit dieser Erkenntniß der Gottesgedanke noch nicht vollendet ist, sondern noch auf eine höhere Stufe erhoben werden kann, hat unter den neueren Philosophen Chr. Fr. Krause überzeugend gelehrt.

göttlichen Erhörung innerlich gewiß. Jesu Leben war ein freudiges Gebetsleben.

Sehr treffend und wahr hat Renan den Verkehr Jesu mit Gott erfaßt, wenn er sagt: „Jesus hat keine Visionen; Gott spricht nicht zu ihm wie zu jemand außer ihm; Gott ist in ihm; er fühlt sich in Gott, und aus seinem Herzen schöpft er, was er von seinem Vater sagt. In fortdauernder Gemeinschaft lebt er im Schoße Gottes; er sieht ihn nicht, aber er hört ihn, ohne daß er wie Moses des Donners und des feurigen Busches, des offenbarenden Sturmes wie Hiob, des Orakels wie die alten griechischen Weisen, des vertrauten Dämon wie Sokrates, des Engels Gabriel wie Muhammed bedarf. Die Einbildungen und Gesichte einer heiligen Therese z. B. kommen dagegen nicht in Anschlag. Der Rausch eines sich für Gott ausgebenden Sufi ist auch etwas ganz Verschiedenes. Jesus spricht in keinem Augenblicke den gotteslästerlichen Gedanken aus, daß er Gott sei, er glaubt sich aber in unmittelbarer Beziehung zu ihm. Das höchste Bewußtsein von Gott, was je im Schoße der Menschheit gelebt hat, ist das von Jesus gewesen."

Dieses Gottinnesein aber gab Jesu eine völlige Ungebrochenheit des innern Menschen; es verlieh ihm ein ausnehmend hohes und freudiges Selbstgefühl, eine geistige Frische und Spannkraft, die ihn weit über sein Zeitalter hinaushob. Er erkannte sich für den Thronerben Gottes*) und trug keinen Augenblick Bedenken, dieses Vorrecht vor seinen Zeitgenossen in Anspruch zu nehmen. Er legte sich die Namen „Menschensohn" und „Sohn Gottes" bei. Durch die erstere Bezeichnung wollte er sich aber nicht etwa über die Schranken der menschlichen Natur erheben, er wollte damit nur auf seine ächte Menschlichkeit hinweisen, seine Gleichheit

*) Wir wählen den Ausdruck „Thronerben Gottes" absichtlich, da nach Talmud und Midrasch jeder fromme und tugendhafte Mensch, der Gottes Werk treibt, ein Mitarbeiter Gottes ist und Theil an der göttlichen Weltregierung nimmt. Im Midr. Ber. r. Par. 43 spricht Gott zu Abraham: „Du hast mich erst meinen Geschöpfen bekannt gemacht, das betrachte ich, als wenn du an meiner Schöpfung mitgewirkt hättest."

mit den Menſchen und ſeine Dienſtbarkeit für dieſelben ausſprechen. Auch die letztere Bezeichnung hatte in ſeinem Munde nicht den Sinn, als ob er wirklich der eingeborene Sohn des Vaters in den Himmeln geweſen ſei und bei der Menſchwerdung die Ewigkeit und Uranfänglichkeit mit der Zeitlichkeit und Anfänglichkeit vertauſcht habe; der Name ſollte vielmehr nur auf ſeine göttliche Beſtimmung, ein Gottesreich von lauteren und reinen Gotteskindern auf Erden zu gründen, hinweiſen.

Demnach lag es durchaus nicht in Jeſu Sinn und Abſicht, ſich über die Grenzen der Menſchheit in Zeit und Raum hinaus zu erheben und mit der Gottheit ſich auf gleiche Stufe zu ſtellen und göttliche Verehrung für ſich in Anſpruch zu nehmen. Nur das Bewußtſein, in Gott zu ruhen und unter ſeiner Aufſicht und Leitung auf den Acker der Menſchenwelt den göttlichen Samen der Wahrheit und Tugend auszuſtreuen, läßt uns ſeine ſittliche Kraft im Vollmaße erſcheinen.

Als Hauptzweck ſeines Lebens betrachtete Jeſus, Zeugniß von der ihm innewohnenden Gottesgewißheit abzulegen*). Wie ſein Geiſt von dem heiligen Lichte der Gottheit erleuchtet, von der väterlichen Milde ihres Weſens erfüllt war, ſo ſollte dasſelbe heilige Gotteslicht auch in die Herzen der Menſchen hineinleuchten und ſie mit ſeiner wohlthuenden Wärme durchdringen. Deshalb bemühte er ſich, das zwiſchen Gott und Menſchen beſtehende Verhältniß zu klarer Anſchauung und zu faßlichem Verſtändniß zu bringen. Gott unmittelbar als Vater zu erkennen und mit allen Kräften der Seele zu lieben, darin gipfelte ſo recht eigentlich ſein ganzes Lehrwirken. Sehr treffend bemerkt wieder Renan: „Der Gott Jeſu iſt nicht jener willkürliche Herr, der uns tödtet, wenn es ihm gefällt, der uns verdammt, wenn es ihm gefällt und rettet, wenn es ihm gefällt. Der Gott Jeſu iſt unſer Vater.

*) Da Jeſus ſeine Gotteserkenntniß nicht als einen Vorzug des Genies, oder als eine beſondere göttliche Vorbegünſtigung, ſondern vielmehr als ſein Werk betrachtete, als das Werk ſeines Denkens, ſeiner fleißigen Schriftforſchung und ſeiner Naturverſenkung, ſo hielt er auch alle Menſchen für fähig, zu derſelben Erkenntniß zu gelangen.

Man hört ihn, wenn man dem leisen Hauche lauscht, der in uns „Vater“ ruft. Der Gott Jesu ist nicht der parteiische Despot, der Israel zu seinem Volke gewählt hat und es gegen alle Völker beschützt. Er ist der Gott der Menschheit. Jesus will kein Patriot sein wie die Makkabäer, kein Theokrat wie Judas der Gauloniter. Indem er sich kühn über die Vorurtheile seiner Nation erhebt, will er die allgemeine Vaterschaft Gottes begründen. Der Gauloniter beharrte dabei, daß man eher sterben müsse, als einem andern denn Gott den Namen des „Herrn“ geben. Jesus überläßt diesen Namen jedem, der ihn beansprucht, und bewahrt Gott einen lieblicheren Titel. Indem er den Mächtigen der Erde, welche ihm die Vertreter der Gewalt sind, eine ironische Ehrerbietung gewährt, gründet er den höchsten Trost, die Zuflucht zu dem Vater, den jeder im Himmel besitzt, das wahre Reich Gottes, das jeder in seinem Herzen trägt.“

So predigte Jesus nicht eine in äußeren Ceremonien bestehende Frömmigkeit, nicht einen Gottesdienst mit Mysterien, sondern einen Gottesdienst in der Einfalt und Demuth des Herzens, einen Gottesdienst der Gesinnung und der werkthätigen Menschenliebe. Nicht Opfer und Reinigungen fordert er, nicht eine mechanische Gesetzlichkeit, nicht willkürliche Schullehre, nicht Druck der Satzung, sondern den reinen vergeistigten Mosesdienst, die milde Gottesanschauung der Propheten, die Tugend der lauteren Sittlichkeit, die Religion des Herzens, eines reinen und gottinnigen Lebens, der liebewarmen That.

Das göttliche Alleinwirken, die Offenbarungen Gottes in Natur- und Menschenwelt, die Unsterblichkeit des Geistes, die Pflicht, Gott zu dienen mit demuthvollem, kindlichem Gehorsam, den Kampf gegen die sinnlichen, auf das Böse gerichteten Triebe, die Bruderliebe gegen alle Menschen, das sind die Ideale, nach denen Jesus strebte, und die er der Welt laut verkündigte. In Folge dessen gestaltete sich die von ihm geforderte Anbetung Gottes zu einer Anbetung der Natürlichkeit und Wahrheit. Seine Religion wurde zu einer Religion frommer Demuth, wahrer Menschenliebe, herrlicher Gewissensfreiheit, religiös sittlicher Weltverklärung.

Es war ein heiliges Gotteswerk, das Werk Jesu, denn es ruhte auf durchaus reinen und lauteren Motiven. Niemals mischten sich in seine Bestrebungen gemeine, niedrige und egoistische Absichten, niemals dachte er an sich und sein irdisches Wohlergehen, niemals machte er seine Person zum Mittelpunkte seines Wirkens. Sein tiefinniger und mächtiger Frömmigkeitszug, sein von Liebe durchglühtes Herz, die lodernde Inbrunst für alles Gute und Wahre ließen ihn nicht nur den Zuflüsterungen der Sinnlichkeit allezeit widerstehen, sondern sie gaben ihm auch die hohe sittliche Kraft, denselben allezeit gewappnet entgegen zu treten. Jesus ist niemals in seinem Wirken durch den ihm von Menschen gespendeten Ruhm bestimmt worden. Er betrieb sein Werk ohne Rücksicht auf menschliche Gunst und menschlichen Beifall. Erstaunenswerth ist der rastlose Eifer, den Jesus in seinem Wirken entfaltete. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht schwebte ihm die hohe Aufgabe seines Lebens vor Augen; er setzte die ganze Kraft seines Geistes für die gesteckten Ideale ein. In den Straßen des lieblichen Kapharnahum, wie am anmuthigen Ufer des Genesarsees, in der festlich belebten Hauptstadt wie in den unwirthlichen Districten Syrophöniciens — überall regte er die Hände; ununterbrochen schaffte und wirkte er an den Menschenseelen, um sie für den Eintritt in das Reich der Himmel zu begeistern. Sein ganzes Lehrwirken war für ihn gleichsam wie nur ein Tag, von dem kein Augenblick verloren gehen durfte. Ausgerüstet mit einer eminenten Thatkraft hielt er in seiner Arbeit fast keinen Augenblick inne. Er wußte, daß ihm nicht in müssigem Warten, in schlaffer Trägheit sein Theil zufallen würde. Die Tage vergehen, und das Vergangene kann für keinen Preis zurück erkauft werden, das war der Wahlspruch seines Lebens. Kein Wunder, wenn in seinen Augen derjenige, welcher die edlen von Gott in ihn gelegten Gaben brach liegen läßt, ein unnützer und fauler Knecht war, der in der Stunde der Rechenschaft der verdienten Strafe nicht entgehen wird.

Ein besonders charakteristischer Zug in Jesu ist der Hunger

und Durst nach dem leiblichen und geistigen Wohle der Menschen. Derselbe zeigte sich auf allen seinen Wanderreisen. Jesus verstand es durch den ihm eigenen Scharfblick, die Menschen in ihren tiefsten Bedürfnissen zu erfassen. Sein warmes Mitgefühl seufzte auf beim Anblick des Mißgeschicks und des Elends dieser Erde; zuweilen ergriff seine zarte Seele sogar eine Theilnahme und Rührung, die ihm Thränen entlockte*). Dabei aber haftete sein Auge nicht blos an der Außenseite des Unglücks; es schaute tiefer, es drang bis in den Kern hinein und spähte nach der eigentlichen Ursache der physischen Leiden. Im schmerzdurchfurchten Antlitz, in der den Körper quälenden Krankheit spiegelte sich für ihn fast immer eine verborgene sittliche Schuld ab. Dieselbe abzuheben war zunächst sein Bemühen; denn mit ihr mußte nach seiner Meinung auch das leibliche Weh sich mindern. In diesem psychologischen Verfahren Jesu liegt offenbar etwas ächt „Heilandsmäßiges". —

Erstaunlich war daher die Macht, großartig die Anziehung, die Jesus auf seine galiläischen Landsleute ausübte. Das Volk folgte ihm schaarenweise auf seinen kleinen Wanderungen nach. Unter seinen Zuhörern befanden sich Männer und Frauen, Greise und junge Leute, Gelehrte und Ungelehrte. Auch im apostolischen Zeitalter wirkte seine Persönlichkeit noch wie ein Zauber fort. Die Erinnerung an sie glich dem bononischen Stein, welcher, nachdem er während des Tages die Strahlen der Sonne aufgesogen, dieselben in der Dämmerung wieder ausstrahlen läßt.

Mußte sich aber nicht in Jesu, wenn er auf das schöne Ziel seines Wirkens, die Vollendung des Gottesreiches auf Erden, hinblickte, das freudige Bewußtsein herausbilden, seine Lehre werde sich Bahn brechen und die Weltherrschaft erlangen? Mußte nicht ferner dieses Bewußtsein wieder ihn leicht über die Dornen, über die sein Fuß bisweilen zu wandeln hatte, hinwegtragen?

*) Luc. 19, 41; vergl. Joh. 11, 35 ff.; Hebr. 5, 7.

Mußte er nicht wie auf Flügeln des Glücks und der Freude bei ſolch zuverſichtlichem Siegesgefühl über alle Hemmungen und Schwierigkeiten hinwegſchweben, welche ihm von ſeiner Gegnerſchaft bereitet wurden? Gewiß! Die ſichere Ueberzeugung, die Menſchen aus dem finſteren Reiche des Irrwahns und der Knechtſchaft in das lichte Reich der Wahrheit und Freiheit geführt, den ſchweren und bannenden Druck des Satzungsthums von den Gewiſſen abgehoben und dafür die reine und unverfälſchte Moseslehre mit ihrem herrlichen Gebote der Gottes- und Menſchenliebe, dem Principe aller Tugend und Sittlichkeit, verkündet und wieder in ihr Recht eingeſetzt zu haben, gab ihm ſogar den Muth und die Freudigkeit, in den Tod zu gehen, denn er ſah in ihm eine Beſiegelung ſeines Werkes. Demnach durchbricht ein freundlicher Lichtſtrahl auch ſchließlich das finſtere Wolkendunkel, das über der tragiſchen Endkataſtrophe Jeſu ausgebreitet liegt. Der blutige Ausgang ſeines Lebens war für Jeſum ſelbſt ein Triumph des Geiſtes und der Wahrheit.

Manche Gegner der Jeſuslehre haben zwar behauptet, es hafte derſelben etwas Krankhaftes an, da ſie wenig oder gar nicht die Intereſſen des Diesſeits betone, ſondern immer nur auf das Jenſeits verweiſe; ihre Conſequenzen führten nothwendig zu ſcheuer Weltflucht und mönchiſcher Askeſe. Allein dieſer Tadel iſt bei Licht beſehen ganz unbegründet und kann eigentlich nur dann erhoben werden, wenn man einzelne Ausſprüche Jeſu aus ihrem Zuſammenhange reißt und die Veranlaſſung, durch welche ſie hervorgerufen, ganz bei Seite läßt. Bei genauerem Hinmerken müſſen alle gegen die Jeſuslehre erhobenen Vorwürfe ſtichhaltlos verhallen. Wir mögen die Lehrvorträge Jeſu betrachten, von welcher Seite wir wollen, immer werden wir wahrnehmen, daß ſie von keinerlei krankhafter Gedankenbläſſe angehaucht ſind. Die Welt mit ihren herrlichen Gütern und reinen Freuden wird durchaus nicht unterſchätzt, der Menſch ſoll nur nicht die leiblichen Bedürfniſſe den geiſtigen vorziehen; er ſoll ſein Herz nur nicht an die Vergänglichkeit hingeben und ſich von ihr in Feſſeln ſchlagen

lassen. Jesus selbst hat das niemals gethan. Er hat die Schätze des Diesseits nicht verachtet, er hat aber auch niemals seinen Sinn auf dieselben gerichtet; er hat sein Gemüth nicht schimmernden Hoffnungen hingegeben, sein Glück nicht von Menschengunst abhängig gemacht. Sein Streben war auf das Ideale gerichtet. Wonach er trachtete, das waren Schätze der Unvergänglichkeit: die Seligkeit eines reinen Herzens, das zur Gottinnigkeit führt, ein edles und warmes Mitgefühl, der Friede eines guten Gewissens.

So gestaltet sich denn das Bild Jesu während seines Lehrwirkens zu einem vollendeten Herrlichkeitsbilde. Alle, auch die widersprechendsten Farbentöne lösen sich schließlich in dem hellen Strahle seines Siegesbewußtseins auf, welches wieder das nothwendige Ergebniß seines innigen Gemeinschaftsverhältnisses mit Gott war. Der Gedanke, Gottes Werk zu treiben, verklärte ihm die Gegenwart und ließ ihn muthig und lebensfreudig in die Zukunft schauen. Das Leben hatte für ihn nichts Niederdrückendes und Beängstigendes. Mit unbekümmerter Sorglosigkeit vollendete er heiter und wohlgemuth seine göttlich erhabene Laufbahn. Voll Bewunderung und Staunen blicken wir noch heute auf seine aufrichtige Religiosität, seine makellose Sittenreinheit und selbstlose Liebe; wir fühlen uns hingezogen zu seinem freundlichen Bilde, bei dessen Anschauen uns ein sanfter Friedensodem anweht.

Mit diesem harmonisch vollendeten Bilde Jesu stimmen unter den neueren Geschichtsdarstellern im Allgemeinen auch die Charakterzeichnungen von David Strauß, Heinrich König, Renan und Theodor Keim überein. Nach Strauß bildete sich in Jesu eine heitere, mit Gott einige, alle Menschen als Brüder umfassende Gemüthsstimmung aus. Er verwirklichte in sich das prophetische Ideal eines neuen Bundes mit dem ins Herz geschriebenen Gesetze *). In ihm selbst war der Mensch aus der Knechtschaft zur Freiheit übergegangen. Das schöne harmo-

*) Jeremias 31, 31 ff.

nische Gemüth Jesu war aber nicht etwa das Ergebniß schwerer Gemüthskämpfe und gewaltsamen düsteren Ringens; es hatte sich nicht aus einer langen Nacht geistiger Verirrungen und Fehlwege entwickelt, sondern es war das Ergebniß seiner Erziehung im mosaischen Gesetz und der eigenen Selbstvertiefung in den Geist dieses Gesetzes und in die sittlichen Anschauungen der Propheten. Auch die Versuchungsgeschichte und der letzte Ringkampf seiner Seele in Gethsemane dürfen nicht als lange Gemüthskämpfe aufgefaßt werden; sie erscheinen nur als vorübergehende, wenn auch gleich tief in das Innere einschneidende Momente, welche die bereits habituell gewordene heitere Einigkeit und innere Fröhlichkeit aus augenblicklichen Anwallungen des Zweifels aufs neue zum Durchbruch bringen, um sie fortan zum beständigen Besitzthum zu gestalten. In beiden Situationen sehen wir Jesum zwar in gewaltigen Selbstkämpfen, aber sie sind nicht lang dauernde Krisen, welche seinen reinen und abgeklärten Charakter, seine harmonische Gemüthsverfassung erschütterten. Soweit die Nachrichten über Jesum reichen, finden sich außer den beiden genannten schlechterdings keine Angaben von starken Gemüthserschütterungen. Alle diejenigen Naturen, welche erst durch lange und schwere innere Läuterungsprocesse, durch gewaltsame Erschütterungen hindurchgegangen sind, man denke nur an einen Paulus, Augustin, Luther und andere große Geister des Menschthums, behalten auch für die Folgezeit etwas Hartes, Herbes und Düsteres. Bei Jesu findet sich von dem allen keine Spur. Treffend nennt Strauß am Schlusse seiner Skizze Jesum „eine schöne Natur von Haus aus, die sich nur aus sich selbst heraus zu entfalten, sich ihrer selbst immer klarer bewußt, in sich immer fester zu werden, nicht aber durch Zerschmelzung selbstsüchtiger Triebe umzukehren und ein neues Leben zu beginnen brauchte."

Ganz ähnlich gestaltet sich das von Heinrich König entworfene Gemälde von der geistigen Persönlichkeit Jesu. Er prägt demselben sogar noch mehr als Strauß die Züge

inneren Frohsinns und heiterer Lebensfreude auf. In seiner bereits oben erwähnten Schrift (S. 145) sagt er: „Nach allem, was wir aus Jesu Reden und seiner Handlungsweise vermuthen dürfen, war er von zarter Constitution und mildem Naturell. Kein scharfer Charakter störte das schöne Ebenmaß seiner Kräfte und in dem engbeschlossenen Kreise seiner Begabung waltete mit wechselnden Stimmungen ein bewegliches Gefühl bei vorherrschendem Ernste, der nur in häuslicher Traulichkeit mit Freunden und edlen Frauen bis zu einem sinnreichen Scherz erheitert worden scheint." An einer anderen Stelle (S. 144) heißt es: „In seiner humanen Liebesstimmung und der aus ihr fließenden Thätigkeit fand Jesus sich über die gewöhnlichen Schranken und Hemmnisse des Menschenlebens hinausgehoben. Eine innere Glückseligkeit und Sorglosigkeit um das Irdische, Genügsamkeit in seinem Wanderleben, unbekümmert um Ehre und Ruhm, heiter, ungebrochen im Handeln aus Lust und Freudigkeit, so schwebt er uns vor als eine schöne Natur von Geburt aus, die ein reines Selbst entfaltet und sich immer bewußter und freier wird, auch wo sie irrt und kämpft. Er selbst giebt Zeugniß davon in dem herrlichen Ausspruch: „Selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen." Dazu die frühe Macht der Gottesempfindung, die unter Pflege einer jungfräulichen Mutterseele, in den Gewohnheiten der frommen Familie so vorherrschend gedieh, daß sie bald genug den Mittelpunkt aller übrigen Kreise seines Lebens bildete; denn innerhalb dieser Lebenskreise regte sich nichts von den vielfältigen Mißverhältnissen und Mißstimmungen des Weltlebens. Unbeirrt von stürmenden Leidenschaften, von Kämpfen um Erwerb und Genuß, vom Drang der Bedürfnisse und Ueppigkeit in der Bevölkerung um ihn her, ward er auch nicht gestört und gebeugt von eigenen körperlichen Leiden, von Pflichtenverwickelung und noch weniger von dem, was Shakespeare — „der Zeiten Spott und Geisel" nennt, „des Mächtigen Druck, des Stolzen Mißhandlung, den Uebermuth der Aemter und die Schmach, die Unwerth schweigenden Verdienst erweist"".

„Erſt zum letzten Paſſahfeſte ſeines Lebens ward ihm von jenem Stolz und Uebermuth, von jener Mißhandlung und Schmach ein ſchmerzlicher Antheil, wie eine zurückbehaltene Forderung an ſein Menſchenthum, zugemeſſen und bildete, wenn auch in Form eines Dornengeflechts, die Krone ſeiner erhabenen Beſtimmung und perſönlichen Vollendung."

Von ganz beſonderer Lebensfreude ſtrahlt das von dem geiſtvollſten Geſchichtsdarſteller des Lebens Jeſu in neuerer Zeit, Theodor Keim, entworfene Lebensbild Jeſu.*) Er ſagt: „In Jeſu begegnet die Widerſtandskraft des eigenen Genius einer eigenthümlichen, ja einer wunderbaren Begabung aus jenen Tiefen Gottes, welche ſelbſt gewöhnlichere Menſchen zum räthſelvollen Geheimniß ſtempeln, einer eminenten Stärke des Willens und der Entſchlüſſe, und einer Verkehrsrichtung, welche im Voraus noch voller und ſehnſüchtiger, als ſie in die Welt ging, rückwärts in die Tiefen des eigenen Geiſtes und in die Offenbarung Gottes im Menſchengeiſte ſich verſenkte. In dieſem Leben iſt thatſächlich eine wunderbare Verſchlingung der Weltoffenheit und Weltverſchloſſenheit. Die Evangelien erzählen oft genug und nicht allein in der Geſchichte der Verſuchung von contemplativen Rückzügen Jeſu aus der Welt, deren Urtheil er nicht hört, von den Jüngern, welchen er gleichſam entflieht, zur Einſamkeit der Wüſte, der Berge, zu ſtillen heiligen Nächten der Gedanken und Gebete. Es waren unter Aneignungen und Verwerfungen gegen Außen die Wehen, die Geburtsſtätten dieſes Selbſtbewußtſeins, dieſes Willens, dieſer Perſönlichkeit." „Bei einem Großen, wie er war, iſt freilich nicht zuerſt nach Einflüſſen, ſondern nach perſönlicher Ausrüſtung zu fragen. Aber auch hier entdecken wir

*) Keim's Geſchichte Jeſu von Nazara verdient beſonders deshalb vor allen früheren Bearbeitungen des Lebens Jeſu die größte Beachtung, weil in ihr der Anfang gemacht iſt, die Evangelien in enge Verbindung mit der rabbiniſchen Literatur zu ſtellen. Freilich hat der gelehrte Autor dieſelbe nur ſoweit benutzt, als ſie von chriſtlicher Seite bereits eruirt iſt. Allein es iſt das ſchon gegenüber der älteren Behandlungsweiſe ein großer Fortſchritt.

leicht: ſchon ſeine frühe Geburt iſt vom älteſten Volksgeiſt befruchtet. In dem melancholiſch reichen Elemente ſeiner Natur mit der wunderbaren Zugkraft für die Kranken, die Armen, die Verſtoßenen, für die Frauen und Kinder Iſraels entdecken wir den Propheten Jeremja, in der choleriſchen Ader Elia den Thisbiter. Den Galiläer erkennen wir unſchwer in der Fülle von Natürlichkeit, Gutherzigkeit, Tapferkeit, Hochſinnigkeit, welche Joſephus ſo ſchön den Galiläern nachrühmt, und in dem Anflug ſanguiniſcher Beweglichkeit, ohne welchen dieſer ideale Wurf mitten hinein in den ſtörrigen Realismus der Welt kaum geſchehen konnte. Das Geiſtesleben, welches ſich über dieſem Boden aufbaut, iſt ächt hebräiſch, die unendliche Vertiefung des Gemüths in die Gottheit und der brennende Eifer für die Nation und für die höheren ſittlichen Ordnungen des Menſchenlebens. In der Gravitation aller Geiſtesfunctionen zur Religion iſt er völliger Iſraelit. Sein ſittliches Pathos iſt im Voraus gänzlich religiös beſtimmt; ſeine ſittliche Weltgeſtaltung läuft aus religiöſen Impulſen, und für ſittliche Thätigkeiten außerhalb der unmittelbaren Religion fehlt ihm der Antrieb. Seine Erkenntnißthätigkeit eilt mit liebender Beachtung in die Natur und ins Leben der Menſchen und dringt mit jenem Scharfblick des Orientalen, den nur die tiefſinnlichſte Beſchaulichkeit begrenzt, in den Grund der heiligen Schriften des Volks, ja in Gottes Weſen ſelber; aber nicht allein für die Wiſſenſchaft der Fremden, für die reine Wiſſenſchaft überhaupt hat er kein Intereſſe. Sein Erkennen Gottes beſchränkt ſich im weſentlichen Unterſchiede von der alexandriniſchen Weisheit, an welcher ſich ſein größter Schüler Paulus nährte, auf die Enträthſelung göttlicher Liebesgedanken über die Kreatur, und in den Dingen der Welt genügte es ihm, das Spiegelbild göttlicher Herrlichkeit, Erbarmung und Geduld zu ſehen. Man kann dieſe Schranken menſchlicher Ausrüſtung anerkennen, man kann ruhig ausſprechen, daß Jeſus weder zum Philoſophen, noch zum Naturforſcher, noch zum Staatsmann geboren war, man kann daher auch die Phantaſiebilder der Dog-

matik von einer Allseitigkeit der Begabung, vom Boden der Geschichte und der Wissenschaft aus getrost belächeln. Um so stärker aber wird man es betonen dürfen, daß zu einem Helden und Sprecher der Religion das großartigste Material in ihm vorhanden war, eine sittliche Natur, scharf zugeschnitten, aber vielseitig und ohne schroffe Kanten, ein religiöses Gefühl, so warm, still und tief wie klar, weltoffen und anschauungsreich, ein Gestaltungstrieb voll Glut und Ueberlegenheit und mit der Waffe einer Rede, welche säuseln und stürmen, in lieblichen Gleichnißreden dichterisch spielen und in furchtbaren Ironien schneiden, in jesaianischen Donnern erschüttern konnte. Mit einem Worte, ein rechtes und edles Kind Israels, die Schlußgestalt des hebräischen Volksgeistes, der stolze Wipfel der hochgewachsenen, wenn schon im Wetter zerschlagenen Ceder Gottes."

In der That ein erhabenes Gemälde, eine Charakterzeichnung voll von Zügen heiteren Frohsinns und herrlicher Lebensfreudigkeit. Man darf sich nicht wundern, wenn von Jesus ein Zauber ausging, der die Gemüther noch heute fesselt, wenn der harmonische Vollklang von ihm in die Welt hineintönte und wirkte „wie das Nachtönen einer Glocke, die ein hohes Fest eingeläutet hat".

Zweites Kapitel.

Jesu Lebensfreude in seiner Lehrschau.

§ 6.

Das Terrain des Lehrwirkens Jesu.

Schon der Boden Nazareths, auf dem Jesus aufwuchs, die Landschaft, die ihn in seiner Kindheit umgab, mußte sein reines und empfängliches Gemüth heiter und lebensfreudig stimmen. Es war keine kalte, unwirthliche Gegend, welche den Menschen zur Melancholie treibt und ihn verdüstert und trübsinnig macht. Das Städtchen liegt heute noch in einem kleinen, aber freund-

lichen, rings von Bergen eng umgrenzten Gebirgsthal; terraſſenförmig ruht es an einem das Thal abſchließenden Abhange. Die Seiten der Berge überziehen liebliche, in üppigem Grün prangende Felder, und Feigenbäume überſchatten den fruchtbaren Boden. Es iſt ein liebliches Städtchen, das Nazareth, eine wahre Perle des nördlichen Galiläa. Namentlich bietet die Höhe des heutigen Nazarethhügels dem Betrachter ein überaus prächtiges Panorama. Nach Norden zu breitet ſich eine ſaatenreiche, anmuthige Ebene aus. Das obergaliläiſche Gebirge mit ſeinen hohen Gipfeln, die majeſtätiſch hinter einander emporragen, begrenzt den Horizont. Nach Oſten zu liegt der iſolirte Taborkegel und weiter davon der etwas düſtere Gilboa. Im Nordoſten erſchaut das Auge wieder die ſchneebedeckten Häupter des Hermon, des Königs aller galiläiſchen Berge. Im Weſten ruht der langgeſtreckte, waldige Karmel, ſeine Weſtſpitze in die Meeresfluth tauchend. Vor demſelben ſchlängelt ſich zwiſchen den Bergen in maleriſcher Schönheit „wie ein grüner Landſee“ die ſchlachtenberühmte Ebene hin, die manche große Erinnerung aus der Geſchichte des iſraelitiſchen Volkes wachruft. Nordweſtlich endlich breitet ſich auf ſanften Hügelrücken Sepphoris, das heutige Sefurjeh, aus. In der That eine wunderbare Rundſchau! Die ringsum waltende Stille und Traulichkeit ſtimmt zur Andacht und zum Gebet. Sicherlich hat Jeſus öfters den Nazarethhügel beſtiegen. Ein heiliges Entzücken mußte ihn ergreifen, wenn er auf der Höhe desſelben weilte, unter dem freien, heiteren Himmel, der von oben herab ihn begrüßte. Beſonders mußte beim Anblick des dämmernden Tages, des fliegenden Morgenroths, umweht von den Lüften und Geſängen, die aus den nahen Waldhügeln erwachten, ſein Herz mächtig gehoben und zu hehrer Andacht geſtimmt werden. Kam dann der feierliche Augenblick, wo der erſte aufblitzende Strahl der ſteigenden Sonne über die Landſchaft hereinbrach und, umfloſſen von ihrem jugendlichen Glanze, von dem goldenen Lichte, das durch alle dunkelgrünen Blätter ſpielte, in langem Scheine über die thauigen Fluren hinzitterte, und in den dam-

pfenden Nebeln wallte und wogte, die aus allen Tiefen zum Himmel aufstiegen, da empfand seine Seele unmittelbar und unwillkürlich den sanftmilden Odem Gottes, sie verspürte seine heilige Nähe, sie wurde hingerissen von der Pracht und Herrlichkeit, die von allen Seiten auf sie einwirkte. Aus dem vollen Schöpfungschore, aus dem wunderbaren Bau, der sich vor seinen Augen wieder zusammenfügte, hörte und sah er das göttliche Walten und Segnen, und mit einem freudigen: Lobe den Herrn, meine Seele! schwang sein Herz sich auf zu ihm, dem großen Weltenvater.

Auch des Abends, wenn das Feuer der Sonne sich in das Meer senkte, bot die Landschaft vom Nazarethhügel dem Blicke Jesu ein überaus erhebendes und zu heiliger Anbetung Gottes ermunterndes Bild dar. Einmal, als er in frommen Betrachtungen versunken, seine Schritte von der Höhe des Hügels wieder zum trauten, stillen, häuslichen Heerde lenkte, war es noch lebendig in den Gassen; es fand eben eine Hochzeitsfeierlichkeit statt. Ein Brautpaar kam dahergezogen. Der Bräutigam war von seinen Freunden (רעים) und seine Braut von ihren Paranymphen (שושנים) begleitet, welche brennende Lampen trugen. Unter Spiel und Gesang bewegte sich der kleine, wohlgeordnete Zug in das Haus des neuen Ehepaars, um den bekannten Forderungen des mosaischen Gesetzes zu genügen.*) Jesus, von dem Hochzeitsjubel ergriffen, folgte dem Zuge; bald war derselbe an dem Hause des Bräutigams angelangt; die geladenen Gäste gingen hinein und die Thür wurde hinter ihnen verschlossen. Jetzt erst kehrte Jesus in den Kreis seiner Familie zurück.

In einer so herrlichen und frohmüthigen Gegend verbrachte Jesus seine Knaben- und Jünglingsjahre. Es war eine Gegend, auf der noch der ungetrübte Naturfriede und die Ruhe heiliger Einsamkeit ruhte. Wie konnte sich da sein an Gedanken und Empfindungen reicher Geist in freier und ungebundener Weise ent-

*) Vergl. Mischna, Tr. Kidduschin und Tob. 8, 1; Matth. 25, 1 ff.

falten! Nicht unwahrscheinlich ist es, daß Jesus in dieser herrlichen Gegend schon die meisten jener Natureindrücke empfing, welche er später in überaus lieblicher Weise zu Sinnbildern des Himmelreichs verwandte. Wäre Jesus in dem nahen und düsteren Judäa aufgewachsen, hätte er in der dumpfen Gährung der Metropole seine Jugend verlebt, sein Geist hätte sicherlich nicht jene frische, gesunde und lebensfreudige Richtung bekommen.

Noch anmuthiger und freundlicher aber als Jesu Geburts- und Erziehungsstadt Nazareth war Kapharnahum, der Gennesarsee und die umliegende gleichnamige Landschaft, der Ort seiner Lehrwirksamkeit. Die ganze Gegend war gradezu ein wahres Wunder der Schöpfung, ein irdisches Paradies, ein lieblich zusammenhängender Fruchtgarten. Der Geschichtsschreiber Josephus hat uns ein überaus herrliches Gemälde von all der Schönheit, Lieblichkeit und Fülle der Landschaft entworfen. Er geräth bei seiner Schilderung selbst in Begeisterung und Entzücken. „Wegen der üppigen Fruchtbarkeit", sagt er*), „kommt jedes Gewächs fort, und alles ist aufs beste angebaut. Nußbäume, welche Kühle bedürfen, wachsen in unermeßlicher Fülle neben Palmen, die nur in der Hitze gedeihen, neben Feigen- und Ölbäumen, denen eine gemäßigte Temperatur zusagt. Es ist wie ein Wettstreit der Natur, das Widersprechende auf einem Punkte zu vereinen; wie ein schöner Kampf der Jahreszeiten, deren jede für sich das Land in Anspruch nimmt. Der Boden bringt die verschiedenen Obstsorten nicht nur einmal im Jahre hervor, sondern zu den verschiedensten Jahreszeiten. Die königlichen Früchte, Weintrauben und Feigen, liefert er zehn Monate lang unausgesetzt, während die übrigen das ganze Jahr hindurch neben ihnen heranreifen." Auf diesen in üppiger Fruchtfülle prangenden Fluren entfaltete Jesus seine Lehrthätigkeit, und die Zartheit und Schönheit der Palmenhaine, die rebenumrankten Feigenbäume, welche

*) De bello Jud. III. 10, 8.

die Landschaft überschatteten, der leuchtende und frische Schmelz des grünen Wiesenteppichs, die lachenden Weizengefilde, die weißglänzenden Lilien, die leise rauschenden Quellen, die wohlthuende milde Luft, der blaue Himmel — das und vieles andere träufelte in seine Seele den lebensfreudigen Glauben an eine ewige Weisheit und Liebe; da fand er die hindeutungsvollen Winke auf die fürsorgende Regierung Gottes in den Himmeln.

Einen ganz besonderen Reiz verlieh der Landschaft aber der dem Anschein nach ein regelmäßiges Oval bildende und etwa fünf bis sechs Stunden in die Länge und drei bis vier Stunden in die Breite sich hinziehende Genneſarsee. Sein glanz- und farbenreicher Spiegel nimmt an den Wandlungen des himmlischen Lichtes und der Wolken Theil, so daß ihre Bilder mit ihm verschmelzen. An heißen Tagen wallt der See wie geschmolzenes Silber, und an schönen Abenden wechselt das Blau mit goldig grünem Schiller. Beim Sinken der Sonne wieder fängt seine Weite an safrangelb zu brennen, und in feuchter, frischer Gluth leuchtet dann die sanft dahintreibende Fläche. Verdunkelt sich allmählich der Wiederschein abendrother Wolken und erlöschen die violetten Schleier der Ferne, so hüllen sich auch die Wasser in die Farbe der Nacht. Schon bei lindem Winde wird der See bewegt; in munterem Hüpfen kräuseln sich dann seine Wellen. Wird der Wind stärker, dann stürmen seine Wogen reihenweise einher mit zackigen, zerfliegenden, überstürzenden Schaumkronen; wie wildmähnige, zügellos davon rennende Rosse des Neptun wälzen sie sich über die Oberfläche dahin. Legt sich der wilde Sturm, so wird der See wieder ruhig und er leuchtet wieder wie ein stiller Weiher.

Was das Wasser des Sees selbst anlangt, so hat es einen süßen und lieblichen Geschmack, es ist weit feiner als das der Sumpfseen; hinsichtlich der Temperatur hält es gerade die rechte Mitte zwischen Wärme und Kälte. Der Ort Kapharnahum, wörtlich „Dorf des Nachum," lag nun an der äußersten nördlichen

Seite des Sees.*) Es war eine aufblühende Stadt**), bevölkert von Ackerbauern, Fischern, Händlern, Soldaten und Zöllnern. Nach Th. Keim war es in Folge von Verlegung des Schwerpunktes des Fürstenthums von Sepphoris nach Tiberias in Aufschwung gekommen. Der Handel führte eine Menge Juden aus allen Bezirken des Landes dahin; es war ein Stationsplatz für die von Süden und Norden, Osten und Westen ziehenden Karawanen. Die Stadt hatte eine Synagoge, welche die Bevölkerung des schönen und fruchtbaren Landes an jedem Sabbathtage zum Gebet und zur Vorlesung der Parascha (Gesetzesabschnitt) und Haphtara (Abschnitt aus den Propheten) vereinigte. Sie war kein großartiges architectonisches Bauwerk, sondern nur ein rechtwinkliger kleiner Saal, der einen mit griechischen Säulenordnungen geschmückten Eingang hatte. Noch heute findet man in Galiläa einzelne Ueberreste von solchen alten Synagogen. „Sie sind alle," wie Renan erzählt, „von starkem und gutem Material erbaut; aber ihr Stil wird durch die Ueberladung mit Pflanzenverzierungen, Laubwerk und Gewinden, welche den jüdischen Denkmälern eigen ist, sehr kleinlich. Im Innern standen Bänke, eine Kanzel für den Vorleser und ein Schrank, um die heiligen Rollen einzuschließen." ***) Jede Synagoge hatte übrigens einen Vorsitzenden (ἀρχισυνάγωγος), Aelteste (πρεσβύτεροι), einen Chazan, angestellte Leser oder Diener (ὑπηρέτης), Gesandte (ἀπόστολοι oder ἄγγελοι), welche den Verkehr der einen Synagoge mit der anderen besorgten, einen Schammasch oder Sakristan (διάκονος). †) In der Nähe von Kapharnahum lagen zur Zeit Jesu noch vier große Dörfer, Magdala, Dalmanutha, Bethsaida und Chorazin; jedes etwa

*) כְּפַר נָחוּם bei Josephus Kapharnôme, vergl. de bello J. III. 10, 8; Vita 72.

**) Vergl. Matth. 11, 23.

***) Vergl. 2. Esra 8, 4; Matth. 23, 6; Jacob. 2, 3; Megilla 3, 1; Rosch hoschana 4, 7.

†) Vergl. Mischna Joma 7, 1; Rosch haschana 4, 9; Talmud Jer. Tr. Sanhedrin 1, 7.

eine halbe Wegstunde von dem anderen entfernt. In dieser kleinen Welt schlug Jesus, wie gesagt, seinen neuen Wohnsitz als Volkslehrer auf und gestaltete sich denselben zu einer zweiten Heimath.*) Namentlich schien Kapharnahum ihm für seine Entwürfe und Pläne ein geeignetes und günstiges Terrain zu sein. Seine Abgeschiedenheit von Judäa, insbesondere von der Metropole Jerusalem, hielt es fern von dem moralischen Einflusse der daselbst wuchernden Afterreligiosität, die nur in der strengen Beobachtung der Halacha den wahren Werth des gläubigfrommen Menschen erkannte. Obgleich die Oertlichkeit bei der Hierarchie in dem Verrufe „einer Gegend der Finsterniß und der Unwissenheit" stand, so kümmerte das Jesum nicht; im Gegentheil es zog ihn gerade an und fesselte ihn. Denn die Bevölkerung, da sie noch nicht die Weisheit der rabbinischen Schulhäupter kennen gelernt hatte, war noch geistig unverdorben. Sie brachte seinen Lehranschauungen frische Empfänglichkeit und ungetheilte Hingabe entgegen. Ihr Geistes- und Herzensboden glich einem unbebauten Ackerland, welches den Schritten des Sämanns sehnsüchtig entgegen harrte. Jesus weilte gern in Kapharnahum, tagtäglich durchwanderte er seine kleinen Gassen. Er hatte daselbst ein Haus, wo er lehrte. Meist aber ging er hinaus an den See und hielt von einer Barke aus der am Strande lagernden Volksmenge einen Lehrvortrag. Gegen Abend nach Sonnenuntergang bestieg er bisweilen einen in der Nähe liegenden Hügel, um die Nacht mit seinem Gott allein zu sein. In brünstigem Gebet dankte er dann dem himmlischen Vater für den erfreulichen Segen seiner Tagesarbeit. Am Sabbath begab sich Jesus wieder in die Synagoge. In der versammelten Gemeinde sich erhebend, trat er an das Lehrpult, ließ sich vom Chazan die Rolle überreichen und trug den Abschnitt des betreffenden Tages vor, welchem er meist noch einen Midrasch, d. h. eine anziehende, in allegorisches

*) Matth. 9, 1; Marc. 2, 1.

Gewand gekleidete Auslegung beifügte.*) Da die Verſammlung das Recht hatte, dem Leſer Einwürfe zu machen und Fragen zu ſtellen, ſo verlieh ihr das den Charakter einer freien Zuſammenkunft. Auch an Jeſum traten bei ſeinen Auslegungen Einwürfe heran und bisweilen ſehr ſchwieriger Art; immer aber beſeitigte er dieſelben mit großer Gewandtheit und Sicherheit. Dadurch gewann er die gutmüthigen Galiläer mehr und mehr; ihre Herzen wandten ſich ihm in aufrichtiger Liebe und warmer Verehrung zu.

Von Tag zu Tag wuchs ſein Anſehn bei der Bevölkerung. Die Leute glaubten an ihn und betrachteten ihn als ein mit dem Geiſte Gottes erfülltes Rüſtzeug. Bald wurde dem lebensfreudigen Lehrer ſein Wirkungskreis zu klein, er bemühte ſich, denſelben zu erweitern. Deshalb verließ er auf einige Zeit ſeine Lieblingsgegend und machte Ausflüge nach anderen Orten. Im Oſten des Sees lag Gergeſa oder Gadara**), wahrſcheinlich identiſch mit der alten kananäiſchen Stadt Girgaſch***). In einer Barke ſchiffte er nach dieſem Orte. Im Norden, am Fuße des Hermon wieder, lag Cäſarea Philippi oder Panneas†). Auch nach dieſer Stadt wanderte er. Hier ſtand die berühmte Grotte des Pannium, welche der Sage nach die Quelle des Jordan barg und von welcher der Volksmund ſeltſame Legenden erzählte††). Desgleichen befand ſich hier der von Herodes zu Ehren des römiſchen Cäſars Auguſtus errichtete Marmortempel†††). Alle dieſe Merkwürdigkeiten hat Jeſus geſehen und mag ſie bewundert haben. Einmal machte er ſogar einen Streifzug nach dem ferneren Norden; er ging nach dem alten Phönizien und zwar nach Tyrus und Sidon*†), welche damals in voller Blüthe ſtanden; allein er ſcheint ſich daſelbſt nicht lange aufgehalten zu haben; wahrſcheinlich wirkte

*) Vergl. Miſchna Megilla 3, 4 f.; Luc. 4, 16; Act. 13, 15; 15, 21.
**) Marc. 5, 1; Luc. 8, 26; Matth. 8, 28.
***) Gen. 10, 16; 15, 21; Ex. 7, 1; Joſ. 24, 11.
†) Matth. 16, 13; Marc. 8, 27.
††) Vergl. Joſephus Antiqq. XV. 10, 3; de bello J. I. 21, 3; III. 10, 7.
†††) Vergl. Joſephus Antiqq. XV. 10, 3. *†) Matth. 15, 21; Marc. 7, 24. 31.

auf sein reines, dem Gotte des alten Bundes zugekehrtes Gemüth störend das ihn umgebende Heidenthum. Auf jedem Hügel der Umgegend stand ein dem Götzendienste geweihter Tempel in einem heiligen Hain. Daher lenkte er seine Schritte wieder dem anmuthigen Genneſargeſtade von Kapharnahum zu. Dasſelbe blieb von nun an der Mittelpunkt ſeiner Wirkſamkeit; da fand er Glauben und Liebe. Nach Tiberias, im Südweſten des Sees, der Reſidenz des Herodes Antipas und ſpäter des Tetrarchen Philippus, ſcheint Jeſus nie gekommen zu ſein. Das Leben dieſer Stadt mag ihn jedenfalls auch wegen ſeines heidniſchen Charakters abgeſtoßen haben*).

Das iſt in kurzen Strichen der eigentliche Schauplatz des Lehrwirkens Jeſu. Was Wunder, wenn ſein Gemüth bei ſolcher landſchaftlichen Friſche und Anmuth, wie ſie der lachende Himmel, das üppige Frühlingsgrün, die klar ſprudelnden Quellen und hellen Fluthen entfalteten, aufgeräumt und heiter geſtimmt wurde; wenn Frohſinn und Lebensfreude von ihm ausſtrömten wie der balſamiſche Blumenduft aus der im Lande ſich verjüngenden Erde. Jeſus war ein echtes Naturkind, die Natur war ſo zu ſagen ſeine zweite Mutter, an deren Buſen er Luſt und Liebe trank; ſie war die originelle Künſtlerin, die ihm mit ihrer Zauberkraft immer neue, naturfriſche Bilder für ſeine köſtlichen Gleichnißreden lieferte. Von ihr empfing er die Gefäße, in welche er den Himmelsgehalt ſeiner Lehre hineinſchüttete. Jeſus hat aber auch wieder auf die Natur belebend zurückgewirkt; er hat ſie durch die in ihm ſo ſchön pulſirende poetiſche Ader verklärt und vergeiſtigt. „Zu den politiſchen Hauptſtädten der Vierfürſten brachte er die religiöſe Welthauptſtadt, zum Lachen der Natur den Frieden und die Wonne der Herzen, welche unter ſeiner Gegenwart den Einzug des Reiches Gottes auf Erden feierten.“

*) Joſephus Antiqq. XVIII. 2, 3; Vita 12; 13. 64.

§ 7.

Jesu Lehrthätigkeit im Allgemeinen.

In lebendiger Gottesempfindung, persönlich so abgeschlossen, wie es sein Volk im nationalen Sinne war, trat Jesus als Lehrer auf. Er wies in seinen Lehrsprüchen und moralischen Vorträgen auf den eigentlichen und wahren Grund aller Religiosität hin. Gott war ihm die alles in allem wirkende Macht, auf die allein seine geistige Persönlichkeit gerichtet war. Durch tiefinnige Versenkung in das göttliche Wesen gelang es ihm, dasselbe aus seiner Unbegreiflichkeit und Verborgenheit herauszuheben und es der menschlichen Einsicht unter dem freundlichen Bilde eines Vaters nahe zu bringen. Gleichwie die Blüthe das innerste Leben der Pflanze, gewissermaßen die Seele derselben, ans Licht zieht, so hat auch Jesus das wahre Verhältniß der Menschheit zu Gott offenbart. Gerade durch die Gottesvorstellung als eines liebenden und fürsorgenden Vaters hebt sich das Bild Jesu selbst von seinem nationalen Grunde mit zunehmender Klarheit ab und läßt es von einem wunderbar freudigen Lichtglanz umflossen erscheinen.

Je mehr Jesus im Ansehen der galiläischen Bevölkerung stieg, desto mehr glaubte er sich zu höheren Dingen auserseben; er gab sehr bald die Rolle eines bloßen Bußpredigers, wie Johannes der Täufer war, auf; sein Selbstvertrauen wuchs, und er erklärte sich schließlich für den verheißenen Messias, der die Bestimmung habe, das Gottesreich auf Erden zu verwirklichen. Nicht plötzlich, d. h. nicht ohne innere Entwicklungsprocesse tauchte diese Ueberzeugung in ihm auf, sie bildete sich vielmehr allmählich in ihm unter den Eindrücken der Zeitverhältnisse heraus, gleich der Frucht, die ihren süßen Gehalt auch nicht gleich im Anfange birgt, sondern erst nach und nach durch die warmen Strahlen der Sonne gewinnt. Gerade aber der Messiasberuf erweiterte den geistigen Horizont Jesu, sein Blick nahm zu an Klarheit und Schärfe, er lernte seine Zeit in ihren sittlichen Bedürfnissen

immer beſſer verſtehen. Es durchdrang ihn jetzt die hohe Aufgabe, nicht nur den in den Gemüthern lebenden Erwartungen und Hoffnungen nach allen Beziehungen Rechnung zu tragen, ſondern ſich auch über die verſchiedenen Vorurtheile ſeines Volks hinaus zu erheben, die gezogenen nationalen und geſchlechtlichen Schranken zu überbrücken und, wenn nothwendig, ſie auch zu durchbrechen. Daher durften ſich ſeine Lehrſprüche in keinen eigentlich ſchulmäßigen Zuſammenhang ſtellen, ja ſie durften ſich nicht einmal an die herrſchende Meinung der Metropole anſchließen, ſondern ſie mußten frei und ungebunden einhergehen unter den Begegniſſen des Tages. Und ſo war es auch. „Seine Lehren gingen auf und nieder in leuchtenden Ausſprüchen nach allen Seiten des Lebens, durchſetzt mit Sternbildern von Gleichnißreden — alle durchzogen von der Bergpredigt wie der geſtirnte Frühlingshimmel von der Milchſtraße.“ Es zeigt ſich in der Lehre Jeſu nichts von angelernter Methode, von mühſamer Reflexion und Syſtematik; ſie iſt unmittelbares aus den tiefſten Quellpunkten ſeines Geiſtes aufſteigendes Leben, ſie iſt die Selbſtoffenbarung ſeiner ſittlichen Perſönlichkeit. Mit einem Worte, die Lehre Jeſu iſt nicht wie die des Johannes oder Paulus Theologie, ein dogmatiſch ausgeprägtes Syſtem, ſie iſt Religion, d. i. freie, unmittelbare, urſprüngliche Erfaſſung alles Göttlichen, Wahren, Guten, Rechten und Schönen *).

*) Jeſus war wohl ein ſcharfer Logiker, ein kühn emporſtrebender Denker, ein gewandter und nie verlegener Dialektiker, aber kein eigentlicher Syſtematiker, welcher alles ſtreng nach Kategorien geſondert und gegliedert hätte. Daher glich ſein Unterricht nicht dem Dociren eines Katheberlehrers der Univerſität oder eines modernen Schulphiloſophen. Seine Lehrvorträge waren vielmehr durch Zeit, Ort, Zuhörer und andere Umſtände bedingt. Sie tragen eben alle den Stempel ächter Urſprünglichkeit und Naturwüchſigkeit; denn ſie floſſen aus dem Borne ſeines durch die Bücher des alten Teſtamentes, durch die Betrachtung der Natur und die Beobachtung des menſchlichen Lebens und Treibens reich genährten Geiſtes. Gerade das giebt ihnen einen unvergleichlichen Reiz. Dazu kommt noch die große Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks. Auch da, wo es ſich um abſtracte Wahrheiten handelte, ſuchte Jeſus ſtets nach ſinnlichen Veranſchau-

Eines kennzeichnet faſt alle Ausſprüche und Vorträge Jeſu, das iſt der tiefe prophetiſche Blick, die gottbegeiſterte Fernſchau. Jeſus war ein ächter Prophet, er vereinigte in ſich alle jene Anlagen und Fähigkeiten, die zum Weſen eines Propheten gehören. Mit großer Lebendigkeit und innerer Wahrheit erſchaute er die Gegenwart und Zukunft; gleich dem raſchen Fluge eilten ſeine Gedanken den fernſten Zielen und Höhepuncten ſittlicher Entwickelung entgegen. Kaum ein anderer Sittenlehrer der Weltgeſchichte kann ſich mit ihm in Hinſicht auf Tiefe, Wahrheit und Lebendigkeit in der Erfaſſung der ſittlich religiöſen Ideale meſſen. Dabei aber erſcheint das perſpectiviſche Schauen Jeſu nicht etwa als etwas Uebernatürliches, es bewegt ſich vielmehr ganz in den Geſetzen menſchlichen Denkens und Fühlens *).

Viele Reden Jeſu tragen ein ächt prophetiſches Gepräge an ſich, ſelbſt in einer großen Zahl der von ihm vorgetragenen Gleichnißreden iſt der prophetiſche Seherblick nicht zu verkennen. Vergleichen wir ſeine Reden mit denen der altteſtamentlichen Propheten, ſo macht ſich ein auffallender Unterſchied bemerkbar. Die Prophetien Jeſu erſcheinen in einem ganz anderen Gewande. Während die altteſtamentlichen Propheten oft ſchwermüthige Elegien anſtimmen, während ihr Geiſtesflug oft niederwärts zur Erde geht, während ſie im Gemüthe oft jammern und zagen, leuchtet aus den Prophetien Jeſu allenthalben große Lebensfreude, ein heiterer und ungebrochener Muth, kühne Siegeszuverſicht. Selbſt in denjenigen Reden Jeſu, in welchen er auf die ſeinen Bekennern bevorſtehenden Verfolgungen und Kämpfe hinweiſt, wo er ſchildert, daß ſich ſeine Lehre werde den Durchgang durch feindliche Schwerter bahnen müſſen, und die heiligſten Familienbande um ſeines Namens willen ſich löſen werden, ſelbſt dieſe

---

lichungsmitteln, nach würdigen, lebensvollen Bildern. Immer hatte ſein erfinderiſcher Geiſt ſolche Bilder zur Hand, ſeine geſunde Phantaſie brachte ihn nie in Verlegenheit.

*) Vergl. Marc. 13, 32.

laſſen nichts von Wehmuth und Zaghaftigkeit verſpüren. Mochte auch den Hörern ſolcher düſterer Schilderungen vor der Zukunft bangen, in der Seele des großen Weiſen, der im kampfesſchweren Anfang zugleich das ſiegreiche Ende erblickte, war ſicherlich keine Spur von Angſt und Furcht vorhanden. Er zitterte nicht vor den Waffen weltlicher Bosheit; die Gewalten der Finſterniß und des Irrwahns konnten ihn nicht niederbeugen und irre machen. In ſeinem Herzen glühte ein heiliger und unerſchrockener Kampfesmuth, und er betrachtete es als ſeine höchſte Aufgabe, mit demſelben auch ſeine Schüler zu beſeelen. Daher beklagt er ſie nicht, obſchon er ſie im Geiſte verfolgt, geſchmäht, verleumdet, gehaßt, verſtoßen, vor Gericht, Statthalter und Herrſcher zur Verantwortung geführt, ſogar unter Qualen und Foltern ihr Leben verlieren ſieht. Die ſittlichen Ideale ſtanden ihm höher als die Leiden und Foltern der Erde*). Ganz beſonders deutlich giebt ſich die große Lebensfreude, das unerſchütterliche Siegesbewußtſein Jeſu in jenem Ausrufe kund: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht!“ Er wußte, daß ſeine Arbeit eine Arbeit für das Unvergängliche und Ewige war. So ſteht Jeſus als einer der größten Propheten aller Zeiten vor unſeren Augen; er gehört mit zu den großen Propheten der Univerſalgeſchichte.

§ 8.

Jeſu Stellung zum alten Teſtamente, insbeſondere zum Geſetz.

Von beſonders hohem Intereſſe iſt es, über die pſychologiſche und rationelle Entwickelung der Sittenlehre Jeſu auf der moſaiſchen und traditionellen Grundlage ein beſtimmtes Urtheil zu fällen. Daß es dem lebensfreudigen Meiſter von Nazareth nicht an kundigen Lehrern zur Erlernung der Elemente, ſowie an dialectiſchen Uebungen in der Schule und Synagoge, und namentlich

*) Vergl. Matth. 5, 10—12; 10, 18—20. 22; Marc. 13, 9; Luc. 6, 21—23; 12, 11. 12.

an eigenem Antriebe zum Denken und Forſchen gefehlt haben kann, ſteht außer allem Zweifel. Seine Unterredungen mit den Schriftlehrern zu Kapharnahum und ſpäter zu Jeruſalem, geben dafür ſchlagende Beweiſe. Die damals unter den Juden herrſchende und mit großem Eifer gepflegte Schriftauslegung war die halachiſche, d. h. diejenige, welche auf die Regelung der religiöſen Lebenspraxis abzielte. Danebenher aber ging noch eine andere, die hagadiſche oder allegoriſch-moraliſche, welche ſich immer mehr Geltung verſchaffte. Der Hagadiſt nahm eine viel freiere Stellung zu dem auszulegenden Texte ein; er war keineswegs ſo wie der Halachiſt an die äußere Autorität des Buchſtabens gebunden. Er durfte vor ſeinen Zuhörern aus dem Quell ſeines Geiſtes ſchöpfen und die ihn bewegenden Gedanken und Ideen ohne Bedenken ausſprechen. Jeſus neigte ſich nun entſchieden der hagadiſchen Schriftauslegung zu, da ihm dieſelbe als ein Product der freien Reflexion eben einen viel freieren Spielraum bot; denn er konnte durch dieſelbe nachdrucksvoller auf ſeine Zuhörer einwirken, die Herzen mehr für das Wahre, Gute und Rechte anregen und entzünden. Die Grundlage ſeiner Lehrthätigkeit blieb aber immer das alte Teſtament, über dasſelbe ging er ſachlich nicht hinaus.

Jeſus lebte und webte im alten Teſtamente. Das moſaiſche Geſetz mit ſeinen ſtreng ſittlichen Forderungen, die in frommer Begeiſterung gedichteten Pſalmen, die Drohungen und Verheißungen der Propheten übten einen gewaltigen Eindruck auf ſein religiöſes Gemüth aus. Hier fühlte und ahnte ſein Geiſt das Höchſte und Heiligſte, was überhaupt der Menſchengeiſt fühlen und ahnen kann. Moſes, David und die Propheten des alten Bundes, das waren die leuchtenden Vorbilder, die ihm auf dem Wege ſeiner geiſtigen Selbſtentfaltung als leuchtende Ziele vorſchwebten. Was Moſes über das Weſen und den Willen Gottes gelehrt, was David von ſeinem Wirken und Walten in der Natur- und Menſchenwelt mit frommer Begeiſterung geſungen, was die erleuchteten Seher von der dereinſtigen Entſtehung und Begründung eines Gottesreiches, das alle Menſchen zu geiſtiger Anbetung

und würdiger Verehrung des höchsten Wesens vereinen werde, geweissagt, das rief in seiner Seele einen mächtigen Wiederhall hervor. Besonders erfaßte Jesus die prophetischen Verkündigungen mit der ganzen und vollen sittlichen Spannkraft seines Willens. Er glaubte sich zum Verwirklicher des von ihnen geschauten Gottesreiches berufen, er wollte seine entgiltige Realisirung herbeiführen.

Was nun Jesu Auslegungen des mosaischen Gesetzes betrifft, so spiegelt sich in denselben eine große Reinheit der sittlichen Anschauung. Da begegnen wir keiner solchen Engherzigkeit und Pedanterie, keiner solchen mikrologischen Aengstlichkeit und scrupulösen Peinlichkeit in der Erfassung, wie bei den Halachisten seiner Zeit. Nicht an das leere und nackte Wort, an den äußeren Buchstaben klammerte er sich an, er drang in den Geist, in den wahren sittlich religiösen Gehalt ein. Wußte er doch nur zu gut, daß der Geist es allein sei, der lebendig und frei macht. Zwar bezeichnete Jesus als den Zweck seiner Sendung nicht die Beseitigung, sondern die Erfüllung des Gesetzes; er wollte die Gebote der jüdischen Sittlichkeit nicht umstoßen, die mosaische sittliche Weltordnung nicht zerstören. Nur für die Beobachtung der rituellen Vorschriften nahm er eine große Freiheit in Anspruch. Der reine sittliche Gedanke, die Idee hatte für ihn einen höheren Werth als das Ceremoniell, die von der Gesinnung losgelöste äußere Handlung. Diese sind nur Form und Schale und als solche vergänglich, jene dagegen bilden den wahren Kern, welcher so unvergänglich ist wie Himmel und Erde.*) Von diesem Gesichtspunkte geleitet, trat Jesus bald mit kühner Entschlossenheit der übermüthigen Theologie und pharisäischen Schriftgelehrsamkeit seiner Zeit entgegen. Er erkannte in dem nur auf die äußerliche Beobachtung gerichteten Satzungswesen, in der Masse der traditionellen Gebote und Verordnungen eine Beeinträchtigung, Vernachlässigung und Mißhandlung der alten mosaischen

*) Matth. 5, 17. 18.

Sittenordnung. Der bis ins Unsinnige übertriebene Pedantismus und Kleinigkeitsgeist belastete nach seiner Meinung die Gemüther, er machte sie ängstlich und engherzig und erstickte den eigentlichen Sinn für die wahren sittlichen Forderungen des Gesetzes. Jesus blieb im Ganzen und Großen der mosaischen Religionsverfassung treu, er besuchte am Sabbath die Synagoge, verzehrte mit seinen Schülern am Osterfeste das Pesachlamm. Er kümmerte sich aber nicht um die Gebote der traditionellen Zusätze. Er heilte am Sabbath, ließ seine Jünger an diesem Tage Aehren ausraufen, legte sich in der Woche keine freiwilligen Fasten auf und kehrte sich nicht an das Waschen der Hände vor dem Essen. Sehr heftig geißelte er in seinen peripatetischen Schulreden und Volksvorträgen die auf Blendwerk abzielende äußerliche Beobachtung religiös sittlicher Verordnungen. Die wahre Sittlichkeit muß im Herzen und in der Gesinnung ruhen. Worte und Werke sind nur leerer Schein, sie haben keinen Werth, wenn sie nicht der Ausfluß reiner und lauterer Gesinnung sind. Als die rechte Herzensgesinnung in allen sittlichen Fragen betrachtet Jesus die Liebe. Sie ist die Sonne, die alles erleuchtet und erwärmt, der Strom, der durch sein köstliches Wasser alles befruchtet*). Indem aber Jesus die Liebe für das Grundgebot des Gesetzes erklärte und sie zum Prinzip alles sittlichen Handelns machte, vergeistigte er zugleich das Gesetz. Matthäus hat uns eine ganze Reihe kurzer Auslegungen aufbewahrt, welche Jesu Erfassung des Gesetzes gegenüber der herrschenden seiner Zeit ins rechte Licht stellen. An erster Stelle erwähnen wir das Verbot des Mordes. Dasselbe ist bis zum Verbot des Menschenhasses erweitert. „Ihr habt gehört", sprach Jesus, „daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch: Jeder, welcher seinem Bruder ohne Grund zürnet, wird des Gerichts schuldig sein; wer aber zu seinem Bruder sagt: Reka, d. i. Nichtsnutziger, Ver-

*) Matth. 22, 37—40; Marc. 12, 29—31.

kehrter! wird des Synedriums ſchuldig ſein; wer aber ſagt: Narr! der ſoll dem hölliſchen Feuer verfallen ſein**). Welch' tiefer Blick in das menſchliche Herz! Alſo nicht blos der Todtſchlag, die rohe und gewaltſame That iſt ein gräuliches und abſcheuliches Verbrechen; ſondern auch das im Zorn ausgeſtoßene Wort der Beleidigung, die bittere, böswillige Kränkung, denn ſie ſind ein Mangel an Bruder- und Freundesliebe und entſtellen das göttliche Ebenbild im Menſchen. Der Menſch, deſſen Herz in Liebe für den Mitmenſchen ſchlägt, wird auch das Leben desſelben nach allen Beziehungen reſpectiren. Zum Morde, dieſem rohen Ausbruch menſchlicher Leidenſchaft, kann es gar nicht kommen; für ihn giebt es gar keine Strafe mehr**); ſchon das Zürnen, Läſtern, Beleidigen iſt ſittliche Uebertretung genug, es hat zeitliche und ewige Beſtrafung verdient.

Ebenſo erweiterte Jeſus das moſaiſche Gebot des Ehebruchs bis zum Verbote der ehebrecheriſchen Begierde. Die Ehe iſt das innigſte Gemeinſchaftsverhältniß zweier Menſchenherzen für die ganze Dauer des zeitlichen Lebens. Wer ehebricht, zerſtört daher nicht nur die Familie, ſondern untergräbt zugleich auch das Volksleben und führt den Ruin der ganzen Menſchheit herbei. Einer ſo groben Sünde darf ſich der Menſch nicht ſchuldig machen, ſie ſoll für ihn ganz außer dem Bereich der Möglichkeit liegen. In Folge deſſen ging Jeſus zunächſt und unmittelbar auf das criminalrechtliche Princip des Ehebruchs gar nicht ein, ſondern erweiterte dafür vielmehr den Begriff und die Sträflichkeit dieſer Handlung von der moraliſchen Seite. Es giebt auch einen inneren, geiſtigen Ehebruch, welcher, obſchon er die Schranken des Gemüths

*) Matth. 5, 21. 22.

**) Der Talmud Tr. Sanhedrin fol. 37a ſtellt den Mord eines Menſchen als ein Verbrechen hin, welches der Zerſtörung einer Welt gleich kommt. Es heißt: „Warum wurde ein einziger Menſch geſchaffen, Vater aller Geſchlechter der Erde zu ſein? Um uns zu lehren, daß, wer einen Menſchen tödtet, es ſei, wie wenn er eine Welt zerſtörte, und wenn er einen Menſchen rettet, es ſei, wie wenn er eine Welt rettet.

noch nicht überschritten hat, doch verwerflich und strafwürdig ist, das ist die geflissentlich im Herzen gehegte und genährte lüsterne Begierde nach den Reizen eines Weibes*). Demnach hat derjenige Mensch, welcher mit wollüstigen und begehrlichen Blicken Nahrung für seine Lüsternheit sucht und mit dem Anschauen eines Weibes, das ihm gefällt, sofort den regen Wunsch des Besitzes verbindet, schon die intelligible That des Ehebruchs mit dem Gegenstande seiner Lust vollbracht, und es ist nur noch ein Werk des Zufalls, oder Mangel an Gelegenheit, daß er sie nicht auch äußerlich vollzogen hat. Jeder wahrhaft sittliche Mensch wird zugeben müssen, daß diese Zurechnung einer inneren That, welche, so wie sie Jesus geschildert hat, zwar außer dem Gebiete des Rechts liegt, doch den Grundsätzen der reinen Moral vollkommen gemäß, und daher auch nach ihren Folgen und Wirkungen mehr als jede äußere Strafe geeignet ist, den Reiz zu diesem Verbrechen mit der Wurzel zu tilgen. Wenn Jesus dann weiter noch bedeutungsvoll hinzusetzt: „Wenn dich also dein rechtes Auge, oder deine rechte Hand zum Bösen reizt, so reiße jenes aus, haue diese ab und wirf sie von dir; es ist dir besser, eines deiner Glieder zu verlieren, als mit dem ganzen Leibe in den Feuerpfuhl geworfen zu werden," so hat er damit durchaus nicht einer frevelhaften Gewaltthätigkeit bis zur Verstümmelung oder Abtödtung des Körpers das Wort geredet; denn der Lebenstrieb als Geschlechtslust greift wie Hunger und Durst so tief in die Erhaltung und Fortpflanzung des Menschengeschlechts ein, daß er von einer schwärmerischen Willkür oder

*) Auch der Talmud warnt vor unnützem Scherz mit dem Weibe. Vergl. Pirke Aboth c. 3, 5, wo es heißt: „Jose, Sohn Johannes von Jerusalem, sagte: Dein Haus sei geöffnet der Straße zu, damit die Armen deine Hausgenossen seien, aber schwatze nicht mit dem Weibe. Gilt dieses schon vom eigenen Weibe, um wie viel mehr muß es vom Weibe des Nächsten gelten; daher pflegen die Weisen zu sagen: Wer viel mit dem Weibe schwatzt, ist sich selbst Ursache zur Sünde, er vernachlässigt das Studium der Thora und erbt schließlich das Gehinnom."

Selbſtzerſtörung nicht abhängig gemacht werden kann, ohne ſich an der göttlichen Naturordnung ſelbſt zu verſündigen. Was Jeſus wollte, war nur, vor der vorſätzlich gepflegten Begierde und unwürdigen Luſt, die zum Ehebruch führt, zu warnen. Der Menſch ſoll ſich durchaus von einer tiefgewurzelten Neigung durch freie Selbſtüberwindung losreißen, damit die ſich entwickelnde böſe That ſchon in ihren Keimen verhütet und niedergehalten werde.

Beſonders tief moraliſch erfaßte Jeſus das Gebot der Eheſcheidung. Er ging da ſogar noch weiter als das moſaiſche Geſetz und ſtellte ſich mit ſeiner Auffaſſung in ſtrengen Gegenſatz zur Schule Hillels. Während nach dem moſaiſchen Rechte ſchon das Weib aus dem ehelichen Verbande geſtoßen werden konnte, wenn es dem Manne nicht mehr gefiel, oder ihm ſonſt zur Unzufriedenheit Veranlaſſung gegeben hatte, ja die Schule Hillels ſogar die nachläſſige Zubereitung eines Gerichts für einen ausreichenden Scheidegrund erachtete, ſuchte Jeſus den lebenslänglichen Beſtand des ehelichen Verhältniſſes zu begründen, und den höheren Gedanken zu erfaſſen, daß die ſinnliche und eheliche Liebe eine Schule des ſittlichen und religiöſen Lebens ſei, aus der ſich vorzugsweiſe ein entſcheidender Grund für die innere Unauflöslichkeit der Ehe ableiten laſſe. Nach ſeiner Anſicht ſollte eine ſittlich geordnete Ehe gar nicht aufgelöſt werden. Auch die Scheidebriefe, welche „an eine thatſächliche, häßliche Schuld des Weibes ſich knüpfen", müſſen ein Ende nehmen, „da ſelbſt die ſittliche Schuld die Liebloſigkeit und den Bruch des ewigen Bundes nicht erlaubt."

In Beziehung auf das Gebot des Eides wieder zeigte Jeſus, daß eidliche Betheuerungen im Verkehr, im Handel und Wandel auf den Märkten und Straßen durchaus nicht nothwendig ſind, weil für ſittliche Menſchen die Wahrhaftigkeit ſchon an ſich eine heilige Pflicht iſt, die keiner Verſtärkung durch den äußeren Gebrauch des göttlichen Namens bedarf. Der leichtſinnige Schwur, wenn er auch nicht unmittelbar beim göttlichen Namen geſchieht, ſondern nur bei der Erde, dem Himmel, bei Jeruſalem oder bei

dem eigenen Haupte, bleibt immer eine nicht zu rechtfertigende Entweihung, da alle dieſe Dinge mit Gott in enger Verbindung gedacht werden müſſen. Auch das Kleinſte, das Unbedeutendſte kann von ihm nicht losgelöſt werden. Ein einfaches, ernſtes Ja, ja, Nein, nein! iſt völlig hinreichend für den Verkehr im häuslichen und öffentlichen Leben.*) Mit Unrecht iſt Jeſu öfters der Vorwurf gemacht worden, ſein Gebot, ſich aller eidlichen Betheuerungen zu enthalten, trage etwas Kränkelndes an ſich. Es iſt aber zu beachten, daß er den eigentlichen Eid, d. i. den ernſten und wohlüberlegten Schwur bei dem lebendigen Gott gar nicht verboten hat. Was er mit ſeiner Forderung bezwecken wollte, war allein die Entfernung der leichtſinnigen Schwurſpielereien, die tiradenartigen eidlichen Verſicherungen ſeiner Volksgenoſſen im täglichen Leben. Er drang auf einfache, runde Wahrhaftigkeit; der Mund ſoll allezeit ſprechen, was das Herz denkt. Und darin muß jeder ſtrenge Wahrheitsfreund ihm unbedingt beiſtimmen. Denn da Gott ein Gott der Wahrheit iſt, ſo kann ihn der Menſch auch nur durch Wahrhaftigkeit in allen Dingen würdig verehren und anbeten. Die Wahrheit iſt die ewige Ordnung alles Seins und Werdens, wie Irrthum und Lüge die Quelle aller Unordnung, Verwirrung und Zerſtörung iſt. Wer das begriffen hat, wird nicht allein wiſſen, wo er den höchſten Grundſatz der Tugend zu ſuchen hat, ſondern auch darüber ſich im Klaren ſein, daß da, wo der Gedanke der Unwahrheit mit dem Bewußtſein Gottes identiſch iſt, jede äußere unnütze ſchwurartige Betheuerung überflüſſig erſcheint**).

Ueberſchauen wir nun noch einmal alle die angezogenen Geſetzesauslegungen, ſo iſt es in der That eine wundervolle ſittliche Welt, die Jeſus ſeinen Zeitgenoſſen gegenüber als moſaiſch vertrat. Während die Phariſäer und Schriftgelehrten die Thora nur nach dem Buchſtaben auslegten, legte ſie Jeſus nach dem Geiſte aus. Ihr Begriff der Geſetzesüberſchreitung bezog ſich

*) Matth. 5, 33—37. **) Vergl. Descartes in ſeinen Meditationen.

lediglich auf die äußere Handlung; er war oberflächlich, juridiſch, polizeilich, dagegen ſein Begriff der Geſetzesüberſchreitung war tiefer, innerlicher, ethiſcher; er bezog ſich auf die wahre Erfaſſung der Gedanken- und Herzensſünden.

Nach denſelben Grundſätzen der reinen und geläuterten Sittenlehre beurtheilte Jeſus aber endlich auch alle äußerlichen frommen Formen und Handlungen ſeiner Zeitgenoſſen, mit welchen dieſelben die Gunſt des Himmels zu gewinnen ſtrebten. So geißelte er das prunkende Almoſenſpenden in den Synagogen und auf den Straßen, was nur in der Abſicht geſchah, von den Leuten geſehen und belobt zu werden. Ein ſolches eitles, auf Oſtentation berechnetes Mildthätigkeitshandeln ermangelt jedes ſittlichen Anſpruches auf höhere Vergeltung. Jeſus empfahl vielmehr allen Almoſenſpendern das Zartgefühl der ſittlichen Selbſtverbergung in dem ſchönen Bilde von der rechten und linken Hand. Das Auge des ſelbſtloſen Wohlthäters, der ſeine linke Hand nicht wiſſen läßt, was die rechte thut, erglänzt ganz anders als das Auge des ſelbſtgefälligen Gebers, der mit ſich und dem Beifall der Menge Götzendienſt treibt. Der ſelbſtloſe Wohlthäter, der von aufrichtigem Mitleid gegen die nothleidenden Mitmenſchen erfüllt iſt, braucht keinen Pfandbrief des Himmels, er findet in ſeinem Wohlthun ſchon den genügenden Lohn; es gewährt ihm die höchſte Befriedigung und das ſeligſte Glück. Der ſelbſtgefällige und lobſüchtige Wohlthäter dagegen, dem die Armuth nur als Folie ſeiner Eitelkeit dient, giebt durch Blick und Miene zu erkennen, was er Großes gethan. Auf ſeinem Geſicht iſt die Frage zu leſen: Habt ihr geſehen, ihr Leute, habt ihr gehört, welch mildes Werk ich an den Armen verrichtet?

In gleicher Weiſe tadelte Jeſus weiter auch die äußere Frömmigkeitsleiſtung des Faſtens auf das nachdrücklichſte. Mag der Menſch noch ſo viel Staub und Aſche auf ſein Haupt ſchütten, mag er ſein Angeſicht noch ſo ſehr ſchwärzen, mag er mit dem Blick noch ſo ernſt und finſter dreinſchauen, kommt nicht die aufrichtige Herzensgeſinnung hinzu, ſo hat das alles keinen ſittlichen

Werth. Durch körperliche Selbſtkaſteiung, durch übertriebene Enthaltſamkeit, durch ein dumpfes, heroiſches Unterdrücken des Fleiſches leiſtet Niemand Gott einen Dienſt; der himmliſche Vater will andere Opfer von ſeinen Verehrern. Der Menſch hat außerdem zum Faſten auch durchaus keine Urſache; denn das Leben ſoll ein Freudendienſt, nicht aber ein Trauerdienſt ſein. Wenn darum der Menſch ſeinen Körper in das Gewand der Freude hüllt, wenn er mit frommem Sinn ſein Haupt ſalbt und ſein Angeſicht wäſcht, ſo iſt das Gott wohlgefälliger, als wenn er im Sack und Aſche einhergeht. — Man wird zugeben, daß dieſe Seite der Lebenserfaſſung gerade bei Jeſu ſehr charakteriſtiſch iſt. Diametraler konnte er der einſeitigen Weltanſchauung der Phariſäer nicht entgegentreten Alle ihre äußerlichen religiöſen Ceremonien verwerfend, ſtellte er die reine und lautere Geſinnung des Herzens an ihre Stelle und entwickelte aus dieſer Umgeſtaltung eine wahrhaft geſunde und heitere Gottwohlgefälligkeit. Er mochte nichts von dem freiwilligen Asketenthum, der gefliſſentlichen Büßung und Niederknechtung des Körpers wiſſen. Die willkürliche Selbſtkaſteiung erſchien ihm wie das veraltete Federkleid eines aus der Aſche neuerſtandenen Phönix. An ſich ſchon etwas Unſchönes wird ſie ſogar zum ſchweren Unrecht, zur groben Verſündigung.

Wie heiter und klar war doch der Himmel Jeſu! Er war ſo hell und rein „wie der Himmel ſeines Vaters in den Himmeln.“ Treffend bemerkt Keim über Jeſu ſcharfe Beurtheilung der Frömmigkeitshandlungen ſeiner Zeitgenoſſen: „Sie reichte thatſächlich viel weiter, als ſie das Ausſehen hatte; ſie verwarf nicht blos die mangelhafte Geſinnung, ſie verwarf im Grunde die Handlung und den Geiſt der Handlung; mit dem Werkgeiſt, dem Hochmuthsgeiſt, mit dem Knechtsgeiſt, dem Trauergeiſt aufräumend, ließ ſie kein Gebot mehr übrig, ſondern nur Freiheit und Erlaubniß. Sie ſchuf die Handlung um oder hob ſie auf, indem ſie dringendere Leiſtungen für Gott und Menſchen, die volle Ethik der Herzens- und Lebensaufgaben in Sicht brachte; gegenüber dem

officiellen Formen- und Leierkaſten und der Nichtübung ſprach ſie keinerlei Drohung des Ausſchluſſes vom Himmelreich."

So ging denn Jeſus in ſeiner Stellung zum altteſtamentlichen Geſetze auf ein oberſtes höchſtes Geſetz zurück. Er verwarf nicht die alte ehrwürdige Hinterlaſſenſchaft des Moſaismus; er führte aber einen ſcharfen und unermüdlichen Krieg gegen die aus demſelben abgeleitete leichtfertige und oberflächliche Moral der jüdiſchen Ueberlieferung, welche von den Schriftgelehrten ſeiner Zeit in den Synagogen und auf den Märkten tagtäglich im Munde geführt und dem Volke zur Bewunderung und Nachahmung dargeſtellt wurde. Dieſe gebräuchliche Nationalitätsethik war nach ſeiner ſittlich religiöſen Anſchauung eine empörend raffinirte Verfälſchung der in der moſaiſchen Verordnung liegenden ſittlichen Begriffe, denn ſie ließ nicht nur die Gelüſte des Herzens zu, den Geiſt des Zornes und der vergeltenden Rachſucht, ſondern ſie beförderte auch in ihren äußerlichen Handlungen und Werken die Ehrſucht, den Stolz und Dünkel, die Prahlerei und Selbſtgerechtigkeit. Jeſus ſtellte in ſeiner gottinnigen Gemüthsrichtung, in ſeiner von wahrer und ächter Menſchenliebe überfließenden Herzensgeſinnung eine höhere, geiſtige Sittlichkeit auf; er ging auf das wahrhaft Gute, Reine, Heilige und Vollkommene zurück. Dabei trug die von ihm gepredigte Frömmigkeit keineswegs den Zug „eines unpraktiſchen Idealismus" an ſich; im Gegentheil, ſie war ſo geſund und frei, ſo lebensfreudig und heiter, ſo dem Irdiſchen und Menſchlichen angepaßt, ſo abgelöſt von äußerlichen und formellen Gottesdienſten und Opferhandlungen, wie ſie nur immer ſein konnte. Seine Frömmigkeit war in Wahrheit eine Frömmigkeit des Geiſtes, der unverfälſchten reinen Geſinnung, der liebekräftigen That, welche eine göttliche und eine menſchliche Seite hat. Ihre göttliche Seite iſt „ein Abdruck des Guten und Vollkommenen in den Himmeln," ihre menſchliche „ein Abdruck des Reinheits- und Vollkommenheitsdurſtes menſchlicher Natur."

§ 9.

Die Makarismen Jesu.

Unter den vielen Lehrsprüchen Jesu stehen in Hinsicht auf erhabenen sittlichen Gehalt oben an die Makarismen oder Seligpreisungen. Sie bilden den Anfang der sogenannten Bergrede bei Matthäus. Es liegen in diesen Glücksrufen die Grundprincipien der sittlich religiösen Anschauungsweise Jesu; sie enthalten sozusagen den Umriß seiner Lehre vom Reiche der Himmel. Wie Silberfäden ziehen die wurfartigen Gedanken durch seine ganze Lehrschau. Der Ueberlieferung nach sprach der Meister die Makarismen auf einem Berge in der Nähe von Kapharnahum. „Wahrscheinlich war es jener Ausläufer der Genneſarkette, der unmittelbar von Khan Minye mit dem Felsenvorsprung bis an den See dringt und dem Wanderer nach 'Ain Tabigha kaum den kahlen schmalen Durchpaß läßt." Unter den Füßen des Redners lag der lachende blaue Spiegel des Sees, über ihm war ein heiterer unbewölkter Frühlingshimmel ausgespannt, um ihn herum prangte ein junges saftiges Grün, aus welchem duftende Blumen anmuthig ihre Köpfchen emporstreckten. Es war ein reizendes Plätzchen der Natur, ein wahrer Tempel, der das Herz freudiger und wonniger stimmen mußte, als irgend eine Synagoge, ja selbst als das Nationalheiligthum der Metropole. Die treuen und anhänglichen Schüler hatten um Jesum einen engen Halbkreis gezogen, aller Augen waren mit Spannung auf den in der Mitte ruhenden Redner gerichtet. Von der Feierlichkeit des Moments ergriffen, that derselbe seinen Mund auf und sprach: „Selig sind die Armen im Geiste; denn das Reich der Himmel ist ihnen." Eine herrliche Begrüßung, ein herzliches und erhabenes Trostwort, das mit mächtiger Hand die Sinkenden aufrichtet, die Müden stärkt; oder, wenn wir uns eines von Jesu selbst gebrauchten Bildes bedienen wollen, das geknickte Rohr nicht zerbricht, sondern es zu einem himmelanstrebenden Stamme aufrichtet. Mit diesen Armen im Geist meinte Jesus die in ihrem Selbstbewußtsein Besitzlosen und

Bescheidenen, solche, deren Geist noch ein unbebautes Ackerfeld war, deren Sinn die Schulweisheit noch nicht gefangen genommen hatte, sondern die in sich das Gefühl der Anspruchslosigkeit trugen. Das sind die rechten für das Himmelreich empfänglichen Naturen; ihre geistige Frische und Unverdorbenheit befähigt für die Erfassung alles Guten, Wahren und Reinen. Sie bringen dreißig-, sechzig-, ja hundertfältige Frucht. Die Schüler Jesu waren solche einfache, geistig schlichte Menschen, es waren ächte, unverdorbene Volksgemüther; ihr Verstand war noch nicht durch die spitzfindigen Traditionen und Meinungen der eifernden Rabbinen bethört; sie brachten deshalb den Lehren des Meisters ihr ganzes und ungetheiltes Interesse entgegen. Seine Anschauungen konnten tief in ihr Herz eindringen, es einnehmen, erobern, umgestalten. Jesus verheißt ihnen in Folge dessen auch das Reich der Himmel, sie haben den ersten Anspruch auf den Eintritt in dasselbe. —

Mit derselben Weichheit und herzgewinnenden Hingebung sagt Jesus weiter: „Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden!“ Welch tröstliche Aussicht liegt nicht auch in diesem Worte! Es ist ein süßer, freundlicher Zuruf. Den Trauernden, die über ihre sittlichen Leistungen Betrübniß und Schmerz empfinden, die unzufrieden sind mit ihrem moralischen Zustande, ihnen soll Trost zu Theil werden. Sie werden sich bestreben, sich aus der geistigen Verdumpfung herauszuarbeiten. Jeder Fortschritt im Guten, jedes Anlangen auf einer höheren Staffel sittlicher Vervollkommnung wird in ihnen das Gefühl hoher Freudigkeit und wahrer Beseligung wachrufen. Sittliche Tüchtigkeit trägt stets ihren Lohn in sich selbst. Wenn sie nur nicht die Geduld und das Vertrauen auf sich selbst verlieren, so werden sie ans Ziel gelangen, ehe sie es ahnen. —

Ferner sagt Jesus: „Selig sind die Sanftmüthigen; denn sie werden das Erdreich besitzen!“ Abermals ein ächt freudiger Kernspruch, an sich zwar etwas paradox klingend, genauer erwogen aber von großer Tiefe und Wahrheit. Die Sanftmüthigen —

das ſind die frommen und ſtillen Dulder, die ſich nicht zur Erbitterung oder Rache reizen laſſen, ſondern lieber angethanes Unrecht ſtill und gelaſſen ertragen — ſie werden das Feld behalten, ihnen wird die Weltherrſchaft zufallen. Der wilde Zornesmuth, der trotzige Starrſinn, welcher rückſichtslos immer weiter greift und die von der Natur und dem ſittlichen Geſetze gezogenen Schranken durchbricht, muß endlich doch das Scepter niederlegen, er muß der gelaſſenen Sanftmuth, der duldenden edlen Geſinnung, dieſem köſtlichen Ausſtrahl der Nächſtenliebe, das Feld räumen. Der geiſtige Scharfblick Jeſu erkannte, daß die Sanftmuth „das wahrhaft weltüberwindende Princip“ ſei. Das Hohe wird erniedrigt, das Niedrige erhöht werden. Jeſus ſelbſt hat an ſich die Wahrheit dieſes Ausſpruchs erfahren. Er war das Muſterbild eines Sanftmüthigen, welcher ſich durch ſeine Gegner nicht erbittern ließ. Auch in der heißeſten Schlacht verlor er keinen Augenblick das ſchöne Gleichmaß ſeiner Gelaſſenheit; darum feierte er allenthalben Siegestriumphe, während ſeine Widerſacher ſchmachvolle Niederlagen erlitten. —

„Selig ſind,“ ſprach Jeſus weiter, „die da hungert und dürſtet nach der Gerechtigkeit, denn ſie ſollen ſatt werden!“ Abermals ein ſchöner Glücksruf an die nach Sittlichkeit ringenden Gemüther! Wenn der Menſch nur ein ernſtes Verlangen nach wahrer Frömmigkeit hat, wenn ihm nur als Ideal der Zuſtand der Willenseinheit mit Gott vorſchwebt, dann wird auch die Selbſtbefriedigung nicht ausbleiben. Der innere Drang des Herzens fordert die Verwirklichung des ſittlichen Ideals. Der nach Gott verlangende Menſch wird nach und nach umgeſtaltet und vollendet zu einer neuen ſittlichen Kreatur, zu einem gottebenbildlichen Weſen. Der Zöllner im Gleichniſſe iſt das Lebensbild zu dem Seligkeitsrufe Jeſu. —

Nachdem Jeſus die Tugenden des Verlangens, Hoffens und Harrens ſelig geprieſen, den Armen das Himmelreich, den Trauernden Troſt, den Sanftmüthigen die Weltherrſchaft, den nach ſittlicher Vollendung Ringenden volle Befriedigung verheißen

hat, wendet er sich zu den Tugenden des Besitzes, zu den Werken der Liebe, welche die Welt erneuern sollen. Er sagt: „Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!“ Die Barmherzigen sind die von Gefühlen inniger Theilnahme und menschenfreundlichen Wohlwollens Ergriffenen, welche in ihren Urtheilen stets Nachsicht beweisen und immer bereitwillig sind, andern zu helfen. Da ihnen die Ahnung von der Würde des Menschen aufgegangen ist, so steht ihnen nichts höher als der Mensch. Es schlägt in ihnen ein Herz voll wahrer und ächter Menschenliebe. Dafür wird ihnen aber auch wieder bei Gott und Menschen Wohlwollen und Erbarmen zu Theil werden.*) Jeder freundliche, aufopfernde Thäter hat Anspruch auf milde Beurtheilung bei seinen Unfällen und Schicksalen. Die Erfahrung bestätigt die Verheißung Jesu von allen Seiten und führt zu tiefen Betrachtungen über das bewundernswürdige Walten der Providenz in der natürlichen, wie in der sittlichen Weltordnung, welche überall auseinander zu gehen scheinen und sich doch immer wieder in der Wirklichkeit begegnen. Die pantheistische Naturphilosophie verstummt, und das Licht der theistischen Weltregierung tritt in seinem vollen Glanze hervor. —

Vom menschenfreundlichen Erbarmen geht Jesus zur Herzensreinheit fort. „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!“ Wie lebensvoll und tief empfunden! Das reine Herz ist die sittliche Reinheit des Bewußtseins und Gewissens, es ist die fromme Lauterkeit des Gemüths, die sich im Einklange mit sich selbst, mit den Mitmenschen und mit Gott weiß. Der Herzensreine vermeidet alles, was die Harmonie seines Gewissens stören könnte. Es ist etwas Herrliches um die Herzensreinheit, um die Aufrichtigkeit und Fleckenlosigkeit der Ge-

*) Vergl Midrasch. Bereschith. fol. 36a, wo die Stelle Psalm 145, 9: „Gott ist gütig gegen alle und erbarmt sich aller seiner Werke“ folgendermaßen gedeutet wird. „R. Samuel sagte: Gütig ist der Ewige gegen alle, und auch seine Barmherzigkeit ist in allen. R. Jochanan von Sichnin erklärte im Namen des R. Lewi: Gütig ist der Ewige und er theilt von seiner Barmherzigkeit seinen

ſinnung.*) Was Wunder, wenn ſolcher Lauterkeit des Weſens von Jeſu nun Gottesanſchauung verheißen wird! Wenn damit auch nicht eine unmittelbare Intuition, ein wirkliches, innerliches Anſchauen Gottes gemeint iſt, ſondern nur ein discurſives, reflectirendes oder ſchließendes Erkennen, ſo bleibt der Inhalt der Verheißung doch immerhin bedeutungsvoll. Der ſittliche reine Menſch wird einer immer lebendigeren und wahrhaft beſeligenderen Erkenntniß Gottes theilhaftig. Er fühlt ſich mit Gott ſozuſagen zur Einheit des Denkens und Wollens verbunden. Unreinheit des Herzens führt zur Lostrennung von Gott, denn ſie ſcheidet vom Guten, Reinen und Wahren. Der vorliegende Ausſpruch Jeſu greift theoretiſch und praktiſch tief in das Weſen des menſchlichen Glaubens und Handelns ein. Theoretiſch, indem er einen in, über und durch uns wirkenden Gott vorausſetzt, mit dem der ſich ſeiner ſelbſt bewußte Menſch ſittlich eins wird;

Geſchöpfen mit. R. Tanchuma und R. Abba bar Abin ſagten im Namen des R. Acha: Wenn ein unfruchtbares Jahr eintritt und die Menſchen Erbarmen miteinander fühlen, ſo erbarmt ſich auch der Ewige über ſie. Zur Zeit des R. Tanchuma waren die Iſraeliten eines Faſtens benöthigt (wegen Regenmangel), da kamen ſie zu ihm und ſprachen: Ordne ein Faſten an. Er that es. Am erſten, zweiten und dritten Tage regnete es nicht, er ging hin und predigte ihnen: Meine Kinder, habt Erbarmen miteinander, ſo wird der Ewige auch Erbarmen mit euch haben. Als ſie Almoſen vertheilten, ſahen die Leute einen Mann an ſein geſchiedenes Weib Geld geben. Sie kamen zu R. Tanchuma und ſprachen: Während wir hier ſitzen, iſt etwas (Sträfliches) geſchehen. Was? Ein Mann gab ſeinem geſchiedenen Weibe Geld. Der Rabbi ließ beide vor die Verſammlung fordern. Was haſt du, fragte der Rabbi den Mann, mit dieſem Weibe zu ſchaffen? Sie iſt meine Geſchiedene. Warum haſt du ihr Geld gegeben? Rabbi, gab er zur Antwort, ich ſah ſie in Noth und fühlte Erbarmen mit ihr. Da richtete R. Tanchuma ſein Antlitz gen Himmel und ſprach: Herr der Welt! wenn ſchon dieſer, der zur Ernährung ſeines Weibes nicht verpflichtet iſt, mit ihrer Noth Mitleid fühlte, um wie viel mehr ſollteſt du dich, von dem es heißt: Er iſt gnädig und barmherzig und wir ſind die Kinder deiner Geliebten, Abraham, Izchak und Jacob, nicht unſerer erbarmen? Sofort kam ein Regen und die Welt erholte ſich."

*) Vergl. Tr. Baba Mezia fol. 107a und Midr. Kohelet fol. 86a: „Glücklich, wer ſtirbt, wie er geboren wird, in der Reinheit des Herzens."

praktisch, indem er das sittlich reine Bewußtsein als den Culminationspunkt des menschlichen Geistes bezeichnet. Der Herzensreine erhebt sich zu einer Höhe des Lichtes und der freien Selbstständigkeit, auf welcher er sich würdig fühlt, durch Gesinnung und That mit Gott in Gemeinschaft zu treten. Welch eine Quelle des Lichtes, der Geisteserhebung und der Freude mußte für Jesum nun die Gewißheit sein, auf den sittlich reinen Höhen der Menschheit zu stehen! Wenn er auch Gott als Grundwesen in seinem unendlich reichen Wesensgehalte nicht vollständig begreifen konnte, so mußte ihn doch das Bewußtsein, in Gesinnung, Wort und That mit den weisen und heiligen Gesetzen der göttlichen Weltregierung übereinzustimmen, mit großer Lebensfreude erfüllen. Es mußte das sein ganzes Leben verklären; er mußte in sich das Gefühl einer Beseligung tragen, welche keine Weisheit, keine Pracht und kein Genuß der Erde gewähren kann. Noch heute erfährt der Mensch, welcher Jesu Ausspruch zu Herzen nimmt, wie Herzensreinheit der einzige Weg zu der Seligkeit ist, Gott zu schauen! —

Den weichen und sanften Tönen der Herzensreinheit mußte nothwendig der Nachhall der Friedfertigkeit folgen; verhalten sich doch beide Tugenden wie die Knospe zur Blüthe. Jesus sagt: „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen!" Die Friedfertigkeit ist die reale Bethätigung der Herzensreinheit. Friedfertig aber ist derjenige, dessen Dichten und Trachten dahin geht, den Frieden zu fördern und zu erhalten. Der Friedfertige sucht die in ihm zur persönlichen Erscheinung kommende Harmonie auch auf seine Umgebung zu übertragen; er wirkt und erstrebt im häuslichen, geselligen und öffentlichen Leben den Frieden *). Die Welt würde ein Paradies sein, wenn die

*) Vergl. Tr. Berachot fol. 17a. „R. Abaja sagte: Stets soll der Mensch bedacht (wörtlich: listig, klug) sein in der Gottesfurcht. Er antworte milde, besänftige den Zorn. Er vermehre den Frieden mit seinen Brüdern und seinen Verwandten und mit jedem Menschen, und sogar mit einem Fremdling auf der Straße, damit er geliebt werde oben (im Himmel) und angenehm sei unten (auf der Erde, und wohlgelitten werde unter den Menschen."

Menſchen in Eintracht neben einander wohnten, wenn ſie nachgiebig und verſöhnlich mit einander verkehren möchten. Die Friedensſtifter ſind deshalb rechte Kinder Gottes; denn er, da ſein Weſen Frieden iſt, will den Frieden; er hat kein Wohlgefallen an Zwietracht, Aufruhr, Krieg und Zerſtörung. Ein allgemeiner göttlicher Friede herrſcht zur Zeit noch nicht auf der Erde, und es iſt auch noch keine Ausſicht dazu vorhanden. Aber er wird kommen, wenn ſich die Völker zu dem Begriffe der einen und ganzen Menſchheit und des einen und ganzen Menſchheitslebens erhoben und dieſe Erkenntniß in Geiſt und Gemüth, in Willen und Leben werkthätig aufgenommen haben werden. Das in Jeſu Geiſte ſich fortentwickelnde Reich der Himmel wird und muß dann der mit ſich ſelbſt verſöhnten Menſchheit allgemeinen und bleibenden Frieden geben und den Krieg, ſowie überhaupt alle Uebel der Menſchheit zugleich mit jeder ſelbſtſüchtigen und unlauteren Geſinnung durch Liebe und rein ſittliche Güte aufheben.

Da aber zur Zeit noch die Menſchen in wilder Streitluſt das Gute und Rechte oft verfolgen, ſo fügte Jeſus tröſtend hinzu: „Selig ſind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich iſt ihrer.“ Abermals ein aufmunternder Ausſpruch! Der Wahn und die Verkehrtheit der Menſchen iſt groß. In wilder Leidenſchaft bekämpfen ſie oft die Herolde der Wahrheit, weil ſie in ihrer Engherzigkeit entweder ihr Streben nicht begreifen, oder weil ſie ſich in ihrem unbemeſſenen Ehrgeiz, in ihrer ſchrankenloſen Selbſtſucht verletzt fühlen. Da gilt es denn, daß die edlen Kämpfer um der guten Sache willen lieber den härteſten Widerſtand, die bitterſten Unbillen ertragen als Widerſtand und Unrecht erregen. Findet doch über kurz oder lang ein Ausgleich ſtatt. Die Verfolgten und Geſchmähten finden Erſatz, ſie werden das Reich der Himmel als den Inbegriff aller wahren Güter in Beſitz bekommen. Die Ausſicht auf die einſtige Vergeltung ermuthigt nicht nur zum geduldigen Ertragen der Leiden, ſondern ſie giebt auch Muth und Kraft zum Ausharren. Darum ſagt Jeſus am Schluß: „Freuet euch und

frohlocket, denn euer Lohn im Himmel iſt groß; denn alſo haben ſie verfolgt die Propheten, die vor euch waren." Ja, das herrliche Bewußtſein, in Gemeinſchaft mit anderen Kämpfern für die Wahrheit zu ringen, ſich an eine Zeugenſchaar anſchließen zu dürfen, welche im Streite für die ewigen Güter die Güter dieſer Erde preisgegeben, trägt in ſich den beſeligendſten inneren Hochgenuß! —

Das ſind in kurzen Strichen die acht Makarismen Jeſu. Es ſind erhebende, freudige Kernſprüche, lieblich und ſanft, durchweht von ächtem Geiſte reiner Gottes- und Menſchenliebe. Es ſind aufmunternde Glücksrufe; es ſind Wahrheiten von unvergänglicher Dauer, Wahrheiten, die ſich immer beſtätigt haben und ſich für alle Zeiten neu beſtätigen werden. Nur ein freudiges Gemüth konnte ſo glückverheißende Ausſprüche hervorbringen, nur ein lebensfrohes Herz ſo viel Seligkeit und Wonne ausſtrömen. In menſchlich faßbarer und doch zugleich göttlich erhabener Weiſe eröffnen ſie allen nach ſittlicher Vollendung ſtreben den Menſchen Freuden, die alle ſinnlichen Freuden überſteigen. Es ſind unverſiegliche Ströme göttlicher Gaben, Gewinnſte von unvergleichlichem Werth. Himmel und Erde mit all ihren Schätzen und Reichthümern werden mit einem Mal in den Schooß der Geladenen geſchüttet, wenn ſie den an ſie geſtellten ſittlichen Bedingungen entſprechen Schon Luther hat die in den Makarismen naturhaft quellende Wärme und überſtrömende Seligkeit mit großer Feinfühligkeit empfunden. „Das iſt ja ein feiner, ſüßer, freundlicher Anfang," ſagt er in ſeiner Auslegung der Bergpredigt, „denn Jeſus fähret nicht daher wie Moſes oder ein Geſetzeslehrer, oder ſogar wie ein Johannes mit Gebieten, Dräuen und Schrecken, ſondern aufs allerfreundlichſte mit eitel Reizen und Locken und lieblichen Verheißungen." Aehnlich urtheilt auch Keim. Nach ihm ſind die Makarismen herzliche, freudige Einladungsrufe zum Reiche der Himmel, „deren Seligkeiten die Wonne der lieblichen Gegend noch weit überbieten." Es iſt begreiflich, daß die Makarismen einen hinreißenden, überwältigen-

den Eindruck auf die empfänglichen Gemüther aller Hörer ausüben mußten. Die Lebensfreude, von der das Herz des Redners sichtlich erfüllt war, mußte wie ein geheimnißvoller Zauber auch auf sie einwirken; sie mußten sich unendlich gehoben, in ihrer Menschenwürde und in ihrem sittlichen Leistungsvermögen weit über das gewöhnliche Niveau hinausgerückt fühlen.

Doch mit den Makarismen hat Jesus seinen Lehrvortrag nicht abgeschlossen. Nachdem er die um sich versammelten Schüler als Genossen des Reiches der Himmel begrüßt und eine neue große sittliche Welt für ihr Denken, Wollen und Fühlen vor ihnen entrollt hatte, richtete er noch eine Apostrophe an sie, indem er ihnen ihren hohen Beruf vorhielt. „Ihr seid das Salz der Erde!“ ruft er ihnen zu, „wenn aber das Salz der Erde dumm wird, womit soll man es wieder salzen? Es ist weiter nichts nütze, als hinausgeworfen und von den Leuten zertreten zu werden. Ihr seid das Licht der Welt! Es kann die Stadt nicht verborgen sein, die auf einem Berge liegt; man zündet auch nicht ein Licht an, um es unter das Scheffelmaß zu stellen, sondern auf den Leuchter, so leuchtet es allen im Hause. So lasset auch euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ — Wie meisterhaft verstand es Jesus, das Selbstbewußtsein in seinen Schülern zu wecken, ihr Ehr- und Pflichtgefühl anzuregen und zu entzünden! Sie dürfen die in ihnen schlummernde Kraft nicht brach liegen lassen, sie dürfen sich nicht von der Welt zurückziehen. Wie das Salz ein edles, nothwendiges, unentbehrliches und über alles hochgehaltenes Element ist; wie es die Eigenschaft besitzt, die Dinge nicht nur vor Fäulniß und Zersetzung zu bewahren, sondern denselben auch Würze und Geschmack verleiht, ebenso sollen die Schüler als ein geistiges Salz die Menschheit vor der moralischen Verdumpfung schützen. Sie sollen bewirken, daß sie nicht fade und geschmacklos werde, sondern an sittlicher Kraft und Tüchtigkeit, an Herrlichkeit und Wohlgefallen vor Gott immer mehr zunehme. Zu so hoher Bestimmung hatte Jesus seine Schüler ausersehen, einen

ſolchen bedeutungsvollen Beruf übertrug er ihnen. Darum iſt es nothwendig, daß ſie ſelbſt die ihnen innewohnende Urkraft bewahren; ſie dürfen nicht in Lauheit, Gleichgiltigkeit und geiſtige Trägheit verfallen. Ein ſtarker, ungebrochener Glaube muß ſie beleben, ein lebendiges Ehr- und Pflichtgefühl ſie beſeelen. Kommt ihnen das Bewußtſein ihrer hohen Beſtimmung abhanden, werden ſie ſchwach, matt und ſtumpf, erweiſen ſie ſich untauglich für ihre weltgeſchichtliche Miſſion, ſo haben ſie nicht nur ihre bevorzugte Stellung im großen Ganzen der Menſchheit verloren, ſie ſind der gottentfremdeten Welt nicht nur gleich geworden, ſondern ſie ſtehen ſogar noch tiefer als dieſelbe. Und wo wären dann auch geeignete Organe, welche an ihre Stelle treten und das ihnen übertragene Berufsfeld übernehmen möchten! An das Bild des Salzes reihte Jeſus weiter noch das Bild des Lichtes. Die Schüler ſind das Licht der Welt. Ein herrlicher, von Lebensfreude zeugender Vergleich! Was die Sonne am Firmament für die Erde iſt, das ſollen die Schüler für die Menſchen ſein. Die Sonne vertreibt durch ihre Lichtkraft die dunkeln Schatten, welche die Gegenſtände der Betrachtung entziehen. Wenn ſie am Morgen aus ihrer Kammer heraustritt, ſo wird alles hell und klar, heiter und freundlich; nichts kann mehr verborgen, nichts unbekannt und verſteckt bleiben. Ebenſo ſollen die Schüler Jeſu die tiefen Schattendunkel der Erkenntnißloſigkeit in der Menſchenwelt entfernen; ihr geiſtiges Licht ſoll alles erleuchten und verklären; die religiöſen Vorurtheile ſollen immer mehr ſchwinden, Unvernunft und Thorheit immer mehr ausgemerzt werden. Welch' ſchöner und erhabener Beruf iſt es, an der Erleuchtung der Menſchen zu arbeiten, die Erkenntniß für das Wahre, Reine und Gute zu fördern, Liebe und Begeiſterung dafür zu erwecken, zu ſittlich großen Thaten anzuſpornen! Wie ſelbſtbewußt und ſtolz mußte dieſer Beruf die Schüler machen! Wie mußte es ſie ermuntern, ihr am Lichte des Meiſters entzündetes Licht in die Welt hineinſtrahlen zu laſſen, mit keiner gewonnenen Einſicht zurückzuhalten! Aber auch für den Charakter Jeſu iſt das Bild vom Lichte auf

dem Leuchter ſehr bezeichnend. Es ſpricht ſich darin eine ganz beſondere Weltoffenheit aus. Er war kein ſcheuer, verſchloſſener, in die eigenen Tiefen ſeines Gemüthes ſich hüllender Lehrer, ſondern ein freier, heller und weltoffener Herold, der Freude am Lichte der Erkenntniß hatte und nichts ſehnlicher wünſchte, als daß dasſelbe in alle Herzen ſeine leuchtenden Strahlen werfe.

§ 10.

Das Vaterunſer.

Sehr ſtrafend lautete Jeſu Urtheil über die frommthuende Heuchelei, das ſcheinbare Prunken, den affectirten Ernſt gedankenloſer Beter. Durch die Forderungen des ſpäteren Satzungsthums, oft und viel zu beten, hatte das Gebet allmählich einen mechaniſchen Charakter bekommen, ſeine eigentliche Weihe war faſt ganz verloren gegangen. Dreimal allein mußte das tägliche Gebet wiederholt werden, um neun, zwölf und drei Uhr; außerdem verſammelte man ſich zum Gebet am Montag und Donnerstag und am Sabbath in den Synagogen. Ein rechter Beter ſollte wenigſtens zwei Drittel des Tages auf das Gebet verwenden. „Die alten Frommen warteten eine Stunde," ſagt die Miſchna, Tr. Berachot 5, 1 „und beteten dann, um ſich hinzurichten zu ihrem Vater in den Himmeln." Die Gemara (fol. 32^b) bemerkt dazu: „Die Rabbinen haben gelehrt: Die alten Frommen warteten eine Stunde und beteten eine Stunde und warteten wieder eine Stunde. Wenn ſie demnach neun Stunden im Tage bei ihrem Gebete verweilten, wie wurde ihre Lehre bewahrt und ihre Arbeit gethan? Weil ſie fromm waren, ſo wurde ihre Lehre bewahrt und ihre Arbeit geſegnet." Faſt zahllos ſind die im Tr. Berachot aufbewahrten Gebetsſprüche; alle nur erdenklichen Eventualitäten ſind berückſichtigt. In großem Anſehn ſtanden die Synagogengebete; ihnen wurde eine außerordentliche Wirkung beigelegt, ſie galten für erhörlicher als die Privatgebete. Wenn die beſtimmte Gebetsſtunde nahte, ſo mußte das Gebet verrichtet

werden, mochte der Menſch ſich auf der Straße oder bei der Arbeit befinden. Wer auf einem Eſel ritt, ſollte abſteigen und auf der Erde ſein Gebet verrichten. Die Rabbinen forderten dabei zwar immer andachtsvolle Erhebung des Gemüths, der Beter ſolle alle ſeine Gedanken auf Gott richten, durch nichts, ſelbſt durch den Gruß eines Königs und durch den Biß einer Schlange ſollte er ſich nicht ſtören laſſen; aber das vorgeſchriebene Uebermaß, die große Gebetsfülle verhinderten eine gewiſſenhafte Befolgung ihrer Forderungen. Das Gebet wurde immer äußerlicher und gedankenloſer, es ſank zuletzt zu einer rein formellen Tugendäußerung herab. Viele Beter gingen auch wieder, um den Schein einer ganz beſonderen Frömmigkeit zu erwecken, abſichtlich darauf aus, zu den beſtimmten Gebetsſtunden an Orten zu ſein, wo ſie auf eine große bewundernde Zeugenſchaft ihrer Andacht rechnen konnten. Sie beteten nicht nur auf öffentlicher Straße, ſondern ſie ſuchten ſich hervorſpringende Ecken auf, an denen zwei Wege zuſammenkamen. Das war Heuchelei und ſcheinheiliges Weſen. Durch die Battologie verloren die Gebete vollends Sinn und Geiſt. Nicht nur, daß ſie über die Maßen lang ausgedehnt und ungemein wortreich waren, es fanden auch zahlreiche Wiederholungen einzelner Gedanken, Worte und Silben ſtatt. Daher lehrte Jeſus, daß Gott an ſolchem leeren Lippenwerk, an ſolchem eitlen, ſinnloſen Geplapper der Menſchen kein Wohlgefallen haben könnte. Er forderte ein vom Geiſte gottinniger Menſchlichkeit durchdrungenes Gebet, ein Gebet, welches das Herz erhebe, belebe und veredle, welches dem Gemüthe Schwung, der Seele Kraft gebe. Das Gebet ſollte daher im wahrhaften Sinne des Worts andächtiges Gefühl, Ausbruch der Empfindung, freies Opfer des Herzens ſein; es ſollte einer gemüthinnigen Stimmung entſtrömen. Der menſchliche Geiſt ſollte ſich ganz auf Gott hinrichten, er ſollte ſich gleichſam in das Weſen Gottes eintauchen. Auf keinen Fall aber ſollte das Gebet Folge eines außer dem Beter liegenden Beweggrundes, niemals das Reſultat einer kalten Pflicht ſein.

Da Jesus nun das Beten zu einer reinen Angelegenheit des Herzens machte und für ihn innige und warme Andacht bei demselben ein unerläßliches Erforderniß war, so gab es dafür auch keine bestimmte gesetzliche Vorschrift. Er hielt das Gebet wohl für eine heilige Pflicht des Menschen, er wollte es aber weder an ein bestimmtes Maß, noch auch an bestimmte Tagesstunden gebunden wissen. Wie konnte auch das allerhöchste Wesen an dem eingelernten, unverstandenen Hersagen gewisser Gebetsformeln, wovon weder der Verstand noch das Herz etwas wußte, Gefallen finden; wie konnte es ihm angenehm sein, daß die Menschen täglich ein-, zwei- oder mehrmal, je nachdem die Liturgie es vorschrieb und eigentlich nur, weil die Liturgie es vorschrieb, einige hundert oder tausend Wörter abbeteten, ohne daß dabei in Betracht kam, ob das Gemüth auch zum Beten aufgelegt war, ob es sich der Würde und Heiligkeit der Handlung gemäß gehörig vorbereitet hatte, ob es fühlte, was die Lippen sagten, ja ob es der Geist nur verstand?

Doch wir würden dem Judenthum der talmudischen Zeitperiode auch wieder Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, es habe von einer wahren Gottinnigkeit des Gebets gar nichts gewußt, das Gebet wäre stets nur eine äußerliche Frömmigkeitsceremonie gewesen. Zahlreiche Aussprüche besonnener und einsichtsvoller Rabbinen belehren uns, daß auch bei ihnen der Grundsatz galt: Lieber gar nicht, als ohne Andacht beten. So sagt R. Elieser Tr. Berachot fol. 32b: „Der Mensch müsse sich immer erst untersuchen: wenn er sich gestimmt findet, soll er beten; wenn nicht, soll er lieber nicht beten.“ Im Tr. Erubin fol. 65a heißt es: „Wessen Geist nicht dazu gestimmt ist, der bete lieber nicht.“ R. Chanina betete nicht an einem Tage, da er zornig war. Ferner wird gelehrt: „Ein Reisender soll in den ersten drei Tagen nicht beten; auch Samuels Vater betete in den ersten drei Tagen nicht, wenn er auf Reisen war.“ Und warum? Offenbar, weil diese Männer Beten ohne Andacht für ein leeres, eitles Geschwätz hielten, und den Ewigen durch Schwei-

gen mehr zu ehren glaubten, als durch ein ſolches Gebet. Sie fanden ihre Beruhigung in dem talmudiſchen Grundſatze: „Der Lohn gebührt ſowohl dem Thun als dem Laſſen.“ Einige Talmudiſten meinen ſogar, daß alle Tage eines und dasſelbe beten ſchon unter der Würde des Gebetes ſei, und ihm das Anſehn einer läſtigen Arbeit gebe, die man täglich zu verrichten habe *). Daß auch die ſpäteren Gelehrten der Andacht der beſonnenen Talmudiſten beigepflichtet, leidet ebenfalls keinen Zweifel, da ſie die talmudiſchen Sprichwörter: „Beſſer wenig mit Andacht, als viel ohne Andacht“ und „ein Gebet ohne Andacht gleicht einem Körper ohne Seele“ als Geſetzesvorſchriften betrachteten und ſie in ihre Codices eintrugen. Ganz deutlich erklärt ſich darüber der berühmte R. Jizchak Aramah im 58. Abſchnitt ſeines Werkes, wo er die Sentenz: „Wenn du beteſt, mußt du das Beten nicht als Arbeit betrachten **),“ folgendermaßen auseinanderſetzt: „Du mußt nicht glauben, als ſei es etwa blos eine körperliche Pflicht, täglich eine Stunde, oder mehr oder weniger, dazuſtehen und zu beten, je nachdem die Liturgie es vorſchreibt, ohne daß es darauf ankommt, ob das Herz daran Antheil nimmt oder nicht; denn wahrlich iſt zwiſchen einem ſolchen Beten und dem Gezwitſcher der Vögel, welches ohne Vernunft und Einſicht geſchieht, gar kein Unterſchied; wie ſollte ſich der allgebenedeiete Schöpfer zu einem ſolchen Gebete wenden? Und wenn es gar nach einem ſolchen Gebete heißt: „Mögen, Ewiger, die Worte meines Mundes und die Gedanken meines Herzens dir wohlgefallen,“ ſo widerſpricht ſich ja der Betende offenbar, wenn ſein Herz nichts davon weiß.“ Ebenſo bemerkt der Verfaſſer des Midraſch Sch'muel (ein Commentar zu Pirke Aboth) bei der oben angeführten Stelle: „Hieraus müſſen wir die Warnung wegen der Andacht bei dem Beten entnehmen; denn Gebet ohne Andacht gleicht einem Körper ohne Seele. Leider aber leidet der größte Theil der Menſchen an die-

*) Vergl. Tr. Berachot fol. 49b und Raſchi zur Stelle.
**) Vergl. Pirke Aboth, Abſchn. 2.

ſer Krankheit, indem ſie nicht wiſſen und nicht einſehen, daß Andacht und gottinniger Sinn beim Beten über alles geht."

Was der Schlußſatz dieſer ſchönen Stelle ſo bitter beklagt, das war eben zur Zeit Jeſu der Fall. Eine frömmelnde Partei der Phariſäerſchaft übte auf die Geſtaltung des religiöſen Lebens den ſchädlichſten Einfluß aus. Nicht nur, daß ſie ſtundenlang an den Straßenecken und auf den öffentlichen Plätzen beteten, es fehlte ihrem Gebete auch alle und jede Andacht, und ſie mußte ihnen fehlen; denn wie wäre es möglich geweſen, daß der Menſch bei dem Unvermögen ſeiner Natur die Gedanken längere Zeit in angeſpannteſter Weiſe auf einen Gegenſtand hätte heften können? Deshalb ſetzte Jeſus dieſer äußerlichen und gedankenloſen Gebetsverrichtung ſeiner Zeit als ein wahrer und gottinniger Beter in dem „Vaterunſer" die rechte Gebetsweiſe entgegen.

Das Vaterunſer iſt zwar kein kleanthiſcher Hymnus, kein davidiſcher Pſalm, kein ſalomoniſches Weihgebet und keine gregorianiſche Litanei, es iſt vielmehr nur eine Anthologie von kurzen Sätzen und Gnomen, dennoch aber ein überaus herrliches, in wunderbarer Zuſammenfügung ſtehendes Gebet. Als der Ausdruck einer zuſammenfaſſenden Gott- und Menſchenſchau birgt es einen unendlich reichhaltigen und großartigen Gedankenreichthum in ſich. Da iſt Göttliches und Weltliches, Geiſtiges und Irdiſches, Jenſeitiges und Diesſeitiges, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges eng mit einander verbunden. Es giebt kein Bedürfniß des Menſchen, das nicht ins Auge gefaßt wäre, oder das ſich nicht mit Leichtigkeit in dieſen oder jenen Satz einſchließen ließe. Die einzelnen Bitten, aus denen dieſer himmliſche Gebetskranz zuſammengeflochten iſt, ſind nicht loſe an einander gereiht, ſondern die eine weiſt immer auf die andere hin, die eine hat die andere ſtets zu ihrer nothwendigen Vorausſetzung. Holtzmann, welcher den logiſchen Fortſchritt und Zuſammenhang des Vaterunſers geiſtvoll erkannt hat, ſagt: „Es geht durch das ganze Gebet die eine Grundforderung der Zerſchmelzung und Läuterung alles Selbſtiſchen, Eigenen, Endlichen." Ganz beſonders verdient

aber der schöne Idealismus des Vaterunsers unsere Beachtung. Es läßt uns so recht eigentlich die Grundstimmung Jesu erkennen. Wir können hineinblicken in seinen Geistestempel, wir sehen, was sein Innerstes aufs lebhafteste erfüllte und bewegte. Schon der Anfang: „Unser Vater, der du bist im Himmel" setzt ein von Ehrfurcht und Liebe zu Gott erfülltes Gemüth voraus, ein Gemüth, welchem Gott wie dem Sänger von Ps. 73, 25, 26 das höchste Gut ist." Der Betende versenkt sich ganz und tief in die Anschauung Gottes, zu dem er sein Herz erhoben hat. Er betrachtet ihn als den Urheber seines Daseins, den unendlichen Wohlthäter und Segenspender. Ja noch mehr, er findet in dem Vaternamen Gottes auch das specielle Verhältniß seiner Kindschaft ausgesprochen. Mit welchem Wonnegefühl erfüllt das die bedrängte Brust; welches zuversichtliche und lebensfreudige Vertrauen erweckt es; wie macht es das Herz frei und weit! Obwohl der Mensch hienieden auf der Erde lebt, Gott aber im reinen und unermeßlichen Aetherhimmel thront, so besteht doch eine sittliche Verwandtschaft zwischen beiden. Mit liebendem Auge blickt er, der Vater, zu ihm, seinem Kinde, und dieses hebt voll Seligkeit und Entzücken sein Auge empor und freut sich der Rechte und Ansprüche, die es in dem Quell der ewigen Liebe findet. *) In der That, nach dem Vaterunser sind Gott und Mensch mit einander verwandt, das Wesen Gottes birgt eine menschliche Seite und das des Menschen wieder eine göttliche Seite in sich. Doch der Sinn der Anfangsworte des Gebets ist noch nicht erschöpft. Der fromme und andachtsvolle Beter weiß, daß er nicht allein vor

*) Vergl. Midrasch Schemoth Par. 21 (pag. 138b), wo in trefflicher Weise auf die Gleichheit aller Menschen im Gebete vor Gott hingewiesen wird. Die Stelle lautet: „Wenn ein Armer zu einem Menschen kommt und vor ihm etwas sagt, so hört derselbe nicht; kommt aber ein Reicher zu ihm und sagt etwas, so hört er sogleich und nimmt ihn auf. Bei Gott dem Heiligen ist es nicht so: denn vor ihm sind alle gleich, Frauen, Sklaven, Arme und Reiche. Die Schrift redet vom Gebete Mose, dem Fürsten der Propheten, mit dem nämlichen Ausdrucke wie von dem des Armen, s. Ps. 90, 1 und 102, 1. Alle sind in ihrem Gebete vor Gott gleich."

Gott steht. Mit dem Worte „unser“ schließt er sich mit der Gemeinde, mit der ganzen Menschheit zusammen. Forderten doch schon die alten Rabbinen, „der Mensch solle nicht ein kurzes Gebet im Singular, sondern im Plural sprechen, denn so werde es erhörlicher sein.“ Das Gemeinschaftsgefühl verleiht freudigen Muth und innige Zuversicht. Im Zusammenschlusse mit vielen oder gar mit allen Menschen wird der einzelne Mensch stark; er fühlt sich Gott gegenüber als lebensvolle, einflußreiche Macht. Welche Frische, welcher Frohmuth liegt doch in der Anrede! — Hat der Mensch sein Gemüth auf Gott als die ewige Vaterliebe hingerichtet, so schreitet er in der ersten Bitte zu seiner Verherrlichung. Er heiligt die Person Gottes, d. h. er erkennt sie in ihrer Einzigkeit an. Obgleich Gott unser Vater ist, und wir Menschen als seine Kinder ihm ähnlich sind, so besteht doch ein unendlicher Abstand zwischen beiden. Gott ist unendlich groß und erhaben, seine Natur und sein Wesen sind unergründlich. Kein Verstand kann Gott ausdenken, kein Gedanke ihn umspannen. Doch wohin immer das Auge schweift, nach der Höhe oder Tiefe, in die Ferne oder die Nähe, überall findet es die Spuren seines mächtigen und wunderbaren Waltens. Der weite große Weltentempel ist sein ewiges Herrschergebiet; da lebt und webt er, der große Baumeister, unsichtbar nach seinem ewigen Wesen, sichtbar in den sinnlichen Formen und Erscheinungen. „Darum neige sich mit heiliger Ehrfurcht vor ihm unsere Seele; voll Ernst und Anbetung gedenke sie seiner, des allmächtigen Herrn“. Eine ernste Scheu bewahre den Menschen vor dem Mißbrauch seines göttlichen Namens! — In der zweiten Bitte richtet sich das Bedürfniß des in die Anschauung Gottes versetzten Beters weiter auf das Reich Gottes; dasselbe soll zur Erde herniedersteigen. Dieses Reich ist das ewige Ziel alles Seins und Werdens; es ist die schließliche Realisirung des göttlichen Weltplans durch die sittliche Entwickelung der Menschen. Jesus nährte in sich die große Idee, das Gottesreich auf Erden zu verwirklichen, er wollte die Menschen zu Trägern frommer Sittlichkeit und Tugend machen. Wie

brünstig und sehnsuchtsvoll mag daher dieses Gebetswort seinen Lippen entströmt sein! — In der dritten Bitte fleht der Beter um den Vollzug des göttlichen Willens auf Erden. Derselbe bildet die Grundbedingung für die Ankunft des Gottesreichs. Wenn der Mensch mit dem Willen Gottes sich in vollkommener Einheit weiß, Wahrheit, Tugend und Recht auf Erden mit gestalten und verbreiten hilft, so lebt er dem göttlichen Allreiche, dem höheren Ganzen des Lebens, von dem das Erdenleben nur ein Theil ist, immer inniger und reiner entgegen. Bei diesem erhabenen Streben verschönert und verklärt sich aber zugleich das diesseitige Leben, indem die Erde zu einem Vorhofe des Himmels wird. So kann und soll schon diese Zeitlichkeit dem Menschen einen Vorgeschmack der vollendeten Ordnung der Dinge, der ewigen Harmonie der Sphären gewähren. Jesus hat diesen Vorgeschmack empfunden. Mit glühender Sehnsucht begehrte er das Kommen des Gottesreiches mit seinen geistigen Gütern der Gerechtigkeit, der Gottesfurcht, der Reinheit und der Menschenliebe. Welche Seligkeitsstimmung muß nicht sein Herz erfüllt haben, als er sein Lehrwirken durch glückliche Erstlingszeiten belohnt sah!

Auf sehr sinnreiche Weise erläutert Holzmann den Zusammenhang der ersten drei Gebetsworte. „Es ist charakteristisch für den hier Betenden", sagt er, „daß er sich vor allem mit Abstreifung alles Irdischen und Endlichen in die reine Fluth des Gottesgedankens versenkt und dann, mit Aufopferung alles Individuellen, in den größten Zusammenhang der Weltgeschichte hineinstellt, die zu einer Gottesgeschichte werden soll. Beides ist dasselbe, da in dem Maße, als die Menschheit in ihrer Entwickelung eine Verherrlichung des göttlichen Namens darstellt, auch die Schöpfung von göttlicher Heiligkeit und Liebe durchdrungen werden, das Reich Gottes sich verwirklichen muß. Höchst bezeichnend ist nun aber die Bitte, welche Matthäus diesen beiden als die dritte anfügt: „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel." Dabei ist also, was im Himmel geschieht, als Vorbild dessen gedacht, was auf Erden geschehen soll. In demselben

Verhältniſſe, in welchem der Wille Gottes auf der Erde erfüllt wird, verwirklicht ſich das Reich Gottes auf der Erde, ſchafft der Gott des Himmels auf der Erde ſein Reich, und rückt das irdiſche Werden der himmliſchen Vollendung näher. Die dritte dieſer beiden Bitten erläutert alſo die beiden erſten nicht blos, ſondern ſie knüpft auch das Diesſeits mit dem Jenſeits, das Irdiſche mit dem Himmliſchen, die Gegenwart mit der Zukunft ſo in ein einheitliches Ganzes, daß diesſeitiges und jenſeitiges Reich, von der ſpäteren chriſtlichen Lehre geſchieden und auseinander gehalten, ſich vielmehr als die Verwirklichung derſelben Idee, als eine innerlich zuſammenhängende, Erde und Himmel umfaſſende Entwickelung darſtellen. Denn wie aus dem Begriff des Himmelreichs der räumliche Gegenſatz zu entfernen iſt, da ja ſein Schauplatz dieſe Welt ſelbſt iſt, ſo auch der zeitliche. Das Himmelreich iſt „jenſeitig", nicht ſofern es in überirdiſchen Räumen bleibt, ſondern ſofern die Güter, in denen es beſteht, ihren Urſprung nicht in der bisherigen Entwickelung des menſchlichen Geſammtlebens, wie es thatſächlich iſt, ſondern nur in der übergreifenden Geiſtesmacht Gottes haben, aus der überſinnlichen Welt ſtammen und „von oben her" dieſem irdiſchen Leben ſich einſenken; und es iſt ewig, nicht ſofern es erſt in der Ewigkeit zu erwarten wäre, ſondern ſofern „die Kinder des Reichs" ihrer inneren, ſittlich religiöſen Beſchaffenheit, ihrem auf das Weſentliche, Bleibende, Ewige gerichteten Sinne nach ſich von den „Kindern dieſer Welt", die im Strome der Vergänglichkeit dahintreiben, unterſcheiden." —

Nachdem der Betende in den erſten drei Gebetsſätzen auf die Vollendung des göttlichen Reiches in der Menſchheit, auf die Verherrlichung des göttlichen Namens und auf den Vollzug des göttlichen Willens in dieſem Reiche ſeine Gedanken gerichtet, wendet er ſich in der vierten Bitte zu ſeiner eigenen Bedürftigkeit und zwar fleht er zunächſt um das zeitlich Nothwendige, um das tägliche Brot. Jeſus hat die irdiſchen Bedürfniſſe nicht unterſchätzt, war er doch ſelbſt an Speiſe und Trank, die Gaben dieſer Erde, gebunden; wußte er doch ſelbſt, daß der Menſch ohne ſie

nicht bestehen kann; aber er verfiel nicht in die beängstigende Sorge des gemeinen Lebens, in die materialistische Gesinnungsweise der modernen Welt. Er warnt ausdrücklich vor dem ängstlichen Sorgen um die zeitlichen Lebensbedürfnisse. „Es ist genug", sagt er, „daß jeder Tag seine eigene Plage habe." Die irdischen Güter sind im Ganzen doch nur Nebensache; der Mensch mag ihrer viel oder wenig haben, das ist gleich; die Hauptsache ist, daß er sich nicht durch dieselben aus dem Zusammenhange mit dem Ewigen und Göttlichen herausreißen läßt. Durch die Beziehung auf Gott gewinnen aber auch die Gaben der Erde erst ihre höhere Bedeutung; sie erhalten dadurch erst die rechte Weihe. Wer in den zeitlichen Gaben einen Ausfluß der göttlichen Liebe erkennt, wer in ihnen den ewigen Spender sieht, wird sie um so höher achten und schätzen. So hat Jesus die irdischen Bedürfnisse mit in seinen freundlichen Idealismus hineingezogen; er hat sie dadurch, daß er die Sinnesart andeutet, mit der wir bitten, empfangen und genießen sollen, in freisinniger Weise mit Gott in engen Zusammenhang gebracht. Vertrauensvoll dürfen wir unser irdisches Leben mit seinen nothwendigsten Bedürfnissen in seine Hände legen und ihre Gewährung von ihm erwarten. — Mit der fünften Bitte geht das Vaterunser wieder aus dem Gebiete der sinnlichen in die sittliche Sphäre über. Der sich im Spiegel des ernsten und heiligen Sittengesetzes betrachtende Beter wird sich der ihm anhaftenden Schuld bewußt. Ueber seiner Vergangenheit schweben schwere, düstere und verhängnißvolle Wolken. Sein Gewissen klagt ihn vor dem heiligen und allwissenden göttlichen Richter an, vor dem alle seine Geheimnisse, Gedanken und Rathschläge offenbar sind. Wer kann sein Inneres vor ihm verbergen, welches Auge kann ihn blenden, welcher Mund ihn belügen? Noch keinem Erdensohne ist es gelungen, ihn zu hintergehen und zu täuschen. Centnerschwer lastet es daher auf der Seele des Beters, es verbittert ihm die Gegenwart, sie verliert allen Reiz für ihn. Wer vermöchte auch mit Freuden zu essen und zu trinken, wenn der Himmel über ihm getrübt ist? Daher steigt der sehnsüchtige

Wunsch in dem Herzen des Beters auf, daß dieser ängstigende Bann von ihm genommen, dieses drückende Schuldgefühl von ihm abgehoben werde. Und siehe da, Gott ist ein barmherziger und nachsichtsvoller Vater, welcher dem reumüthigen Kinde vergiebt, wenn es als ein ihm würdiges Ebenbild auch seinen Schuldnern und Beleidigern vergiebt. Mithin betrachtet das fünfte Gebetswort den Menschen in seinem harmonischen Verhältnisse zu Gott und seinen Mitmenschen *). Von der versöhnlichen Stimmung, von der nachsichtsvoll beurtheilenden und vergebenden Liebe hängt es ab, ob der betende Mensch schuldig oder schuldlos vor Gott erscheint. Er kann mit Zuversicht auf die Nachsicht, Milde und Schonung Gottes rechnen, wenn er mit allen denen, die sich an ihm vergangen haben, versöhnt lebt, wenn kein Groll und kein Haß gegen sie in seiner Seele schlummert. Ein erhabener, tief ethischer, aber auch zugleich ein sehr tröstlicher und lebensfreudiger Gedanke! — Obgleich der Beter durch sein nachsichtsvolles Verhalten gegen seine Mitmenschen in der Gegenwart sein Bewußtsein von der vergangenen Schuld vor Gott entlastet weiß, so kann er sich doch nicht eines ungestörten inneren Friedens erfreuen. Die Zukunft mit ihren Anfechtungen und Drangsalen kann in einem unbewachten Augenblicke das ganze harmonische Verhältniß zwischen ihm und Gott wieder zerstören. Die Macht der Sünde ist groß, und der Wille in seiner Weltbeschränkung schwach. Nur zu leicht geräth der Mensch in Lebenslagen, die sein Auge verdunkeln und sein Gemüth verbittern; nur zu leicht läßt er sich von den trüglichen Gelüsten seines Herzens leiten und irreführen. Die sinnlichen auf das Angenehme gerichteten Triebe,

*) Vergl. Megilla fol. 28a und Baba Batra fol. 15b: „Die Schüler des R. Nechunja fragten ihn: Welche Tugenden hast du am meisten und liebsten geübt, um deretwillen dir ein langes Leben gewährt wurde? Der Meister antwortete: Ich machte nie die Herabsetzung meiner Genossen zum Werke meines Ruhmes, die empfangene Beleidigung begleitete mich nie in mein Bett, mit meinen Reichthümern war ich freigebig. Die zweite Tugend lernte ich von meinem Freunde Mar Sotra, der jeden Abend, wenn er zu Bette ging, so betete: Mein Gott! verzeihe allen denen, die mir Böses gethan haben!"

wenn sie auch anfangs nur wie ein Wanderer durch seine Seele hindurchgehen, beanspruchen doch sehr bald das Gastrecht und erlangen bei öfterer Wiederkehr sogar das Hausrecht. Schlummert das Nattergift des Bösen einmal im Busen, so bedarf es nur eines geringen Anlasses, um es in Gährung zu versetzen, und seine verderblichen Wirkungen in Worten und Handlungen bleiben nicht aus. Darum bittet der schwache Mensch um sittliche Kraft, damit er dem ihm sich entgegenstürzenden Wellenspiel des sinnlichen Lebens Stand halten könne. — Einen ganz besonders freudigen Charakter trägt endlich die Schlußbitte, der Flehensruf um die Erlösung von dem Weltbösen. Es giebt zwar in dieser Weltbeschränkung Böses, es finden sich Uebel, wodurch der Verkehr zwischen Gott und dem Menschen gehemmt wird; allein es kommt einst eine Zeit, welche ihm Erlösung bringt, welche alles, was ihn quält und drückt, was ihn traurig und elend macht, von ihm wegnimmt. Wie frei wird sich dann der Mensch fühlen, mit welch froher Begeisterung, mit welch seligem Entzücken kann er dann zu Gott, seinem himmlischen Vater aufschauen! Der Himmel ist dann für ihn in Wahrheit auf der Erde und im ungestörten Genuß kann sich die sehnsuchtsdurstige Seele laben an der Herrlichkeit ihres ewigen Urbildes.

So haben sich vor unseren Blicken die Tiefen des Vaterunsers erschlossen. Wer dasselbe unbefangen liest und überdenkt, der wird die sittliche Würde und Schönheit desselben erfassen und empfinden. Es ist wirklich ein vom Geiste ächter und lauterer Gottinnigkeit und reinherziger und schöner Sittlichkeit durchdrungenes Gebet. Deshalb bildet es auch einen wesentlichen Theil der von Jesu vorgetragenen Lehre vom Reiche der Himmel. Schließt sich das Vaterunser auch nach Form und Inhalt an die alten Synagogengebete des Kaddisch und Schemone esre an, hat es auch der Geist Jesu nicht absolut neu geschaffen, so fordert doch sein überaus herrlicher und lebensfreudiger Charakter, daß es von den Menschen in Ehren gehalten werde. Schon die Kürze und Schlichtheit, die schöne Gliederung und der rasche Gedankenfort-

schritt, die wunderbare Vielseitigkeit und der unendliche Gedankenreichthum der Gebetsworte machen es zu einem Mustergebet. Vor allen Dingen aber ist der freundliche und erhebende Idealismus zu beachten, der über dem Vaterunser ausgebreitet liegt. Die einzelnen Bitten sind mit süßduftenden Blumen zu vergleichen, welche auf jeden Beter ungemein wohlthuend wirken. Die in dem ganzen Gebetskranze waltende Panharmonie und sittliche Verklärung des Lebens nach allen Beziehungen und Richtungen muß den Betrachter mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Der in fromme und ergreifende Andacht versetzte Mensch spricht darinnen mit Gott, wie das Kind mit dem Vater und der Freund mit dem Freunde; er erfleht sich seinen göttlichen Schutz gegen die Uebel des Lebens und legt sein ganzes Schicksal vertrauensvoll in seine Hände. Es ist nicht zuviel behauptet, wenn wir sagen, durch das Vaterunser ist die Anbetung Gottes in Wahrheit zu einer Anbetung im Geist und in der Wahrheit geworden. Und nun erwäge, lieber Leser, wie lebensfreudig und frohsinnig die Gemüthsstimmung Jesu gewesen sein muß, die aus den herrschenden Synagogenformeln seiner Zeit ein solches Gebet auswählen und zusammenstellen konnte!

§ 11.

Die Gleichnisse Jesu im Allgemeinen.

Dieselbe lebensvolle Frische und heitere Frohmüthigkeit Jesu, die uns aus den Makarismen und dem Vaterunser entgegen weht, empfinden wir auch bei der Betrachtung aller seiner andern Gelegenheitsreden. Ganz besonders klar und überzeugungsvoll tritt uns dieselbe in den Gleichnißreden oder Parabeln vor Augen. Jesus trug die Wahrheiten vom Himmelreich seinen Zuhörern gern in Gleichnissen vor.*) Gerade diese Lehrform erschien ihm für seine Zwecke die angemessenste zu sein. Hatte er es doch vorzugsweise

*) Matth. 13, 3.

mit einer ungeschulten Zuhörerschaft zu thun, welche für die Erfassung von abstracten, geistigen Wahrheiten einer ganz ausnehmenden Anregung bedurfte. In der Bildrede konnte er nun an Bekanntes Unbekanntes, an Sichtbares Unsichtbares anlehnen; von sinnlichen Vorstellungen konnte er sich die Brücke zu übersinnlichen schlagen. Das Gleichniß, welches, wie ein großer Denker sich ausdrückt, „das Göttliche mit dem Menschlichen in Gemeinschaft bringt", will ja am Sinnlichen das Geistige, am Irdischen das Himmlische, am Vergänglichen das Unvergängliche malen. Freilich eine absolut neue Lehrform war auch der von Jesu eingeschlagene Weg, durch Gleichnisse zu unterrichten, nicht. Das Gleichniß war im Morgenlande etwas Geläufiges und Bekanntes. Die Bücher des A. T., vom Buche der Richter bis zum Propheten Ezechiel enthalten viele und treffliche Gleichnißreden. Der Talmud rühmt namentlich Bar Capara und R. Meïr wegen ihrer Geschicklichkeit im Maschal. Der letztere gilt geradezu als unerreichter Parabelredner. Auch im Hellenenthume finden wir das Gleichniß. Socrates bediente sich zur Belehrung und Bildung seiner Schüler öfters desselben und erreichte dadurch oft mehr, als durch scharfsinnige und subtile Abstractionen oder philosophische Beweise.

Was nun die Gleichnisse Jesu selbst anlangt, so zeichnen sie sich sowohl in Hinsicht auf Glücklichkeit und Zweckmäßigkeit der Erfindung, als auch in Hinsicht auf Trefflichkeit und Tiefe der Gedanken aus. Obwohl ihr Inhalt zum größten Theil auch in den Talmuden und Midraschim gefunden wird, so müssen sie doch als musterhaft und für den Volksunterricht als unschätzbar bezeichnet werden. Alle Gleichnisse ohne Ausnahme sind sittliche Gemälde, welche die tiefsten Geheimnisse des Himmelreichs veranschaulichen. Alles was für die Menschen auf religiös sittlichem Gebiete von Wichtigkeit ist, was ihnen Erleuchtung, Trost, Ruhe, Frieden geben kann, wußte Jesus in eine Bildrede angemessen und leicht einzukleiden. Daher liegt in allen Gleichnissen viel Lehrreiches und Tröstliches, Ermunterndes und Warnendes.

Den Stoff zu den Gleichnissen entlehnte Jesus aus den Gebieten der Natur- und Menschenwelt. Das lebendige, ihn umgebende Reich der Schöpfung, seine Zeitgenossen in ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Lebens- und Beschäftigungsweisen bilden die sinnlichen Gefäße, in die er den göttlichen Lehrgehalt hineinlegte. Nichts war für ihn Lampe ohne Oel, nichts Körper ohne Geist. Selbst das Alltägliche, Allbekannte und Unscheinbare wußte er zum Träger eines geistig erhabenen Inhalts zu machen. Durch Jesu Gleichnisse ist die ganze Erde sozusagen ein gelobtes Land und das Leben ein Gottesdienst geworden, oder sie kann es wenigstens werden, wenn wir die Augen haben, zu sehen und die Ohren, zu hören. Die meisten Gleichnisse geben Zeugniß, wie scharf und tief und doch zugleich wie sinnig und ansprechend der große Meister alles beobachtete. Der Natur sind die Geheimnisse des Himmelreichs aufgeprägt, sie ist eine laut redende Zeichensprache Gottes. Sie umgiebt den Menschen fortwährend, nachdem er sie einmal im Gleichniß gehört hat. Der Spiegel wendet sich immer nach ihm, einmal muß er doch hineinblicken. Auch an der einfachsten Form, der unscheinbarsten sinnlichen Gestalt offenbart sich die Weisheit Gottes. Und was die Hauptsache ist, Jesus hob in seinen Gleichnissen die sinnliche Welt der Erscheinungen; denn er machte sie zu dem, was sie ihrem Wesen nach sein sollte, zu einer Offenbarung Gottes. —

Niemals stand der große Meister den sinnlichen Erscheinungen in apathischer Gleichgiltigkeit gegenüber, er blieb auch nicht blos ein gedankenloser Zeuge der äußern Vorgänge; im Gegentheil er fühlte sich immer und überall von ihnen auf's tiefste berührt und ergriffen. In dem in der Natur sich manifestirenden Leben speciell erkannte er nicht nur den Verlauf einer blinden Gesetzmäßigkeit, nicht blos das Spiel einer reinen Zufälligkeit; sondern es pulsirte für sein Auge alles unter dem fürsorgenden Vaterauge Gottes. Der ganze Naturverlauf vollzog für ihn sich unter der göttlichen Regie, die Entwickelung und Vollendung alles Lebens erfolgte auf das Geheiß des Allvaters in den Himmeln.

Aber auch die aus dem Menſchenleben geſchöpften Gleichniſſe zeigen auf eine tiefe Meditation hin, auf eine lange und ſcharfe Beobachtung der menſchlichen Natur, auf eine große Klarheit und Schärfe des Verſtandes, auf ein heiliges von der reinen Idee des göttlichen Reiches durchdrungenes Gemüth. Vor Jeſu Blicken war die Menſchenwelt in ihrem Thun und Treiben gewiſſermaßen ein aufgeſchlagenes Buch. Er kannte den Menſchen durch und durch und fand in ſeinem Empfinden, Denken und Handeln Gleichnißbilder für Gottes Verhalten zum Menſchen. Worauf gründen ſich jene Gleichniſſe vom verlorenen Sohn, von dem Hausherrn und den mit verſchiedenen Talenten betrauten Dienern, vom großen Abendmahle, vom hartherzigen Richter, von dem mit ſeinen Unterthanen Rechenſchaft abhaltenden König anders, als auf die Wahrheit: Das rein Menſchliche iſt ein Sachbild des Göttlichen! Wenn ein Menſch ſchon hilft, um wieviel mehr wird Gott helfen; wenn ein Menſch ſchon auf ſeinem Willen beſteht, um wieviel mehr wird Gott auf ſeinem Willen beſtehen; iſt ein Menſch ſchon langmüthig, gerecht, verſöhnlich, wie langmüthig, gerecht, verſöhnlich muß dann erſt Gott ſein; wenn ein Vater ſchon ſein Kind nicht verſtößt, wie ſollte wohl Gott die Menſchen verſtoßen können? Wie die äußere Natur in ihren Lebensäußerungen bei rechter Erfaſſung Aufſchluß, Klarheit und Ueberzeugung über die ſittliche Natur des Menſchen verbreiten kann, ſo kann wieder die ſittliche Natur des Menſchen einen Spiegel für die Natur Gottes abgeben. Die menſchliche Vaterliebe erinnert an Gottes unendliche Vaterliebe; die an Beleidigern ſich bethätigende Nachſicht und Schonung an die unendliche Nachſicht und Schonung Gottes; die unverbrüchliche menſchliche Treue an die unverbrüchliche göttliche Treue. Welch frohe und heitere Perſpective! Muß ſie nicht in dem Menſchen die herrlichen Gefühle der Freude und Seligkeit erwecken? Wird der Menſch nicht über die Erde hinausgehoben zu den reinen und lichten Höhen des Himmels, der Wohnung der ewigen Liebe, in der er lebt, webt und iſt?

Was nun den vollen und ganzen Zweck Jeſu, in Gleich-

niſſen zu unterrichten, anlangt, ſo haben wir denſelben im Vorausgehenden bereits angedeutet. Zunächſt wollte Jeſus bei ſeinen Hörern einen geſunden, beſchaulichen Naturſinn und eine rege Empfänglichkeit für das Leben und Treiben der Menſchen erwecken. Sie ſollten nicht an den Eindrücken der ſinnlichen Erſcheinungswelt mit Leichtſinn, Zerſtreutheit oder Gleichgiltigkeit vorübergehen, ſondern ſie ſollten in allem, was ſie ſahen und hörten, ein Bild für das Geiſtige und Ewige erblicken. Sie ſollten Gottes heilige Schriftzüge in der Natur und in der Menſchenwelt leſen lernen. Jeſus wußte, daß der Menſch nur dasjenige aufnimmt und feſthält, was er klar und mit Bewußtſein erkannt hat. „Die Wahrheit iſt ernſt," ſagt Krummacher, „und hat wenig Freunde, darum erſcheint ſie gern im einfach fröhlichen Gewande, menſchlich unter den Menſchen, ob ſie möchte Freunde und Jünger gewinnen."

Hier ſah Jeſus einen Samen ſtreuenden Säemann; er war ihm ein Bild von dem die Wahrheiten des Himmelreichs verkündenden Volkslehrer. Dort lieh ihm der Fiſcher auf der See, welcher Zug für Zug alle Arten von Fiſchen, gute und ſchlechte, große und kleine, ins Netz bringt und dann am trockenen Lande eine große Leſe abhält, das Bild von der dereinſt ſich vollziehenden Scheidung der Böſen von den Guten. Hier lieferte ihm ein mit Unkraut vermengtes Weizenfeld das Bild von dem Zuſammenleben der guten und böſen Menſchen auf Erden. Dort wieder ſah er einen Perlen ſuchenden Kaufmann und verſinnbildlichte an ſeinem Funde den herrlichen Werth des Himmelreichs. Hier ſah er eine reich mit Gäſten beſetzte Tafel, da glich ihm das Himmelreich einer großen Mahlzeit; dort beobachtete er ein Weib, die ein beſtimmtes Quantum Sauerteig unter die Mehlmaſſe miſchte, und da erſchien ihm das Himmelreich in ſeiner ſich erneuernden Wirkſamkeit wie eine das ganze geiſtige Leben durchdringende und läuternde Macht. Alle die aufgeführten Bilder ſind aber ſo treffend und wahr, daß ſie gradezu als treue Wiederſpiegelungen von Wahrheiten des Himmelreichs gelten müſſen.

So hat denn Jesus seine religiösen und moralischen Ideen immer bildlich eingekleidet und mit einer äußeren, sinnenfälligen Anschauung in enge Verbindung gebracht. Unter seinen Händen gestaltete sich alles zum lebensvollen Schema, zum gehaltreichen Sinnbild. Jede menschliche Berufsarbeit gewann für ihn eine höhere Bedeutung. Selbst die Elemente, die ihn umgaben, redeten für ihn eine symbolische Sprache. Das Licht der Sonne wurde ihm Bild der göttlichen, alles erfüllenden Liebe; die verschiedenen Bodenarten Bilder der Empfänglichkeit der menschlichen Herzen; das Wasser Bild der erquickenden, belebenden, reinigenden und stärkenden Kraft der Wahrheit. Jeder neue Tag war ihm ein Bild seines eigenen Lebens, welches ihn mahnte, die fliehenden Stunden auszubeuten; jeder Schlaf und jede Nacht ein Bild des Todes, welches in seinem Ernste ihm zurief, sich zuzubereiten, damit er das Erscheinen desselben nicht zu fürchten brauche. Trotz der zahlreichen Gleichnißbilder aber macht doch keines den Eindruck des Gesuchten und Geschraubten, alle tragen vielmehr den Stempel schlichter Einfalt und Natürlichkeit an sich. Die zur Versinnbildlichung herangezogenen Gegenstände liegen stets der Anschauung so nahe, daß selbst die ungeübte Fassungskraft sie begreifen mußte. Allein es wäre ganz falsch, zu glauben, die Gleichnisse Jesu selbst seien Producte großen Nachdenkens oder langdauernden Suchens gewesen. Nachdem er einmal Natur und Menschen scharf beobachtet hatte, gestalteten sich beide wie von selbst zu Gefäßen seiner religiösen und sittlichen Gedanken. Ohne große Gedankenarbeit trat die fortlaufende Aehnlichkeit des sinnlichen Bildes mit der darzustellenden geistigen Wahrheit in lebensvoller Klarheit ihm vor die Seele. Schon der äußerliche Charakter der Gleichnisse giebt dieselben als Schöpfungen des begeisterten Moments zu erkennen. Die Gelegenheit, die Situation rief sie hervor, der Jesu innewohnende Wahrheitssinn, das ihm eigenthümliche tief religiöse Gefühl gab sie ihm ein: Sie stiegen in Jesu Seele empor wie Frühlingsblumen, die eilig und lustig aus dem Erdboden hervorbrechen. Darum dürfen auch die Gleichnisse

nicht in dem Sinne aufgefaßt werden, als ob Jesus durch dieselben das Wohlgefallen und die Unterhaltung der Hörer hätte erregen oder die Befriedigung des künstlerischen Triebes hätte erzielen wollen; Jesu Absicht war nur, zu belehren, zur Sittlichkeit heranzubilden, von Vorurtheilen und Irrthümern zu befreien. Die geistige Wahrheit ging ihm über alles, sie war der unverrückliche Zielpunkt seines ganzen Strebens. Der Kritiker darf mithin an die Gleichnisse nicht mit einem scharfen Secirmesser herantreten, denn er würde dann vielleicht manchen Zug nicht ganz glücklich gewählt finden, oder er würde zur dichterischen Ausschmückung vielleicht noch diesen oder jenen Gedanken vermissen. Selbst in moralischer Beziehung fällt manches in den Gleichnissen auf. Wir erinnern unter anderem nur an das Gleichniß vom aufgefundenen Schatze im Acker. Da geht der Finder hin und veräußert sein ganzes Besitzthum, um den Acker erwerben zu können; es wird aber nicht in's Auge gefaßt, daß er sich gerade dadurch einer unsittlichen Handlung schuldig macht. Auch bei dem Gleichnisse vom ungerechten Haushalter greift das Bild nicht recht in den Hauptgedanken ein, es kann leicht zu einem Mißverständniß führen, welches moralisch keineswegs unbedenklich ist. Man darf deshalb bei der Auslegung der Gleichnisse nicht vergessen, daß manche Bilder und Vergleichungen auch eine schwache und dunkle Seite haben. Wie es in der Natur keine vollendete Erscheinung und in der Geschichte kein nach allen Beziehungen hin mustergiltiges Beispiel giebt, so gelingt es auch der schöpferischen Phantasie nicht, für eine erhabene Idee ein gleicherhabenes und in allen Beziehungen angemessenes Gleichnißbild zu finden. Der Erklärer der Gleichnisse Jesu wird deshalb immer die goldene Regel vor Augen haben müssen, die himmlische Wahrheit nicht nach dem irdischen Bilde, sondern umgekehrt das irdische Bild nach der himmlischen Wahrheit zu bemessen. Freilich muß mit der Frage, ob die Gleichnisse Jesu in ihrer inneren Form und Darstellung mit der dargebildeten Sache in harmonischer Uebereinstimmung stehen, zugleich die andere aufgeworfen werden, ob

die neuteſtamentlichen Quellen überhaupt uns dieſelben ſo wiedergegeben haben, wie ſie der Mund Jeſu wirklich geſprochen hat. Wie leicht konnten ſich nicht einzelne Züge verrücken und verſchieben! Daß dasſelbe wirklich geſchehen iſt, darauf deuten ſchon die mancherlei kleinen Abweichungen eines und desſelben Gleichniſſes hin, welche ſich bald bei dieſem, bald bei jenem Berichterſtatter vorfinden.

Obgleich nun aber die Gleichniſſe Jeſu nicht ſo hoch ſtehen, daß ſie allen Anſprüchen der ſtrengen Kunſtkritik entſprechen, ſo ſind ſie doch nicht ohne äſthetiſchen Schmuck; ſie ſetzen eine hervorragende geiſtige Anlage und Begabung des Urhebers voraus. Sie deuten auf einen Hoheit, Kraft, Ruhe und Milde gleich ſchön vereinigenden Genius hin. Insbeſondere läßt ſich den Gleichniſſen das charakteriſtiſche Merkmal der Lebensfröhlichkeit nicht abſprechen. Ein friſcher, geſunder, lebensvoller und anmuthiger Geiſt weht faſt aus allen hervor. Sie ſind beredte Zeugen von dem frohherzigen Sinn Jeſu und ſpiegeln die Heiterkeit und Aufgeräumtheit ſeines Gemüthes in hohem Grade ab. Auch da, wo es ſich um die höchſten ſittlichen Ideale, um das tief ernſthafteſte Ringen und Streben des Menſchen nach ewigen Gütern handelt, offenbaren ſie eine ſeltene Fülle von Anmuth und Lieblichkeit. Das Düſtere wird durch das Heitere verklärt, dem mühevollen Kampfe eröffnet ſich eine lebensfreudige Fernſchau. Hätten wir von Jeſu weiter nichts überkommen, als ſeine Gleichniſſe und wir ſollten aus denſelben ſein Bild entwerfen, wahrlich, es würden die Züge des Frohſinns und der Lebensfreude den Grundton, gewiſſermaßen die Signatur desſelben bilden. Von einer ſchmerzbeladenen Knechtsgeſtalt, von einem geduldigen Lamm Gottes, das die Sünden der Welt auf dem Altar des Kreuzes in blutiger Weiſe ſühnt, iſt in den Gleichniſſen keine Spur zu finden.

Schließlich noch ein Wort über das Verhältniß der Gleichniſſe Jeſu zu ſeinen ſittlichen Lehrſprüchen. Während die Lehrſprüche, inſonderheit die Makarismen, die ſittlichen Grundlinien

von der Lehrschau Jesu enthalten, liefern die Gleichnisse die sittlichen Lebensbilder zu denselben. Man kann die Gleichnisse sogar gradezu die Illustrationen zu den Lehrsprüchen nennen. Was in den Lehrsprüchen mit einfachen, nackten Worten gesagt ist, wovor gewarnt, wozu aufgefordert, ermuntert und angespornt wird, das alles tritt in den Gleichnissen als plastisches Gemälde vor unsere Augen; wir schauen die moralischen und religiösen Gedanken verkörpert, sie haben sich in Fleisch und Blut verwandelt. Daher mußte Jesus bei dem Entwerfen der Gleichnisse auf eine wirksame Gegenüberstellung der Contraste Bedacht nehmen. Die Menschen in ihrer verschiedenen sittlichen Beschaffenheit mußten einander scharf gegenübertreten; der Gute mußte neben dem Bösen, der aufrichtig Fromme neben dem scheinheiligen Heuchler, der gottvergessene Reiche neben dem im stillen Dulden bis an's Ende ausharrenden Armen, der stolze und hochmüthige Selbstgerechte neben dem reuevollen, in wahrer Herzensdemuth um Vergebung bittenden Sünder stehen. Wie meisterhaft die Zeichnung dieser sittlichen Contraste Jesu gelungen ist, beweist wohl am Besten die große Wirkung, welche die Gleichnisse auf seine Zeitgenossen und auf die Nachwelt hervorgebracht haben und noch immer hervorbringen.

Bei einzelnen Gleichnissen springt der dargebildete Lehrspruch sofort in die Augen. So ist das Gleichniß von dem großmüthigen König, welcher seinem Schuldner die Schuld erläßt, die Versinnbildlichung von Matth. 6, 14 und 7, 1—6, 12; das Gleichniß vom barmherzigen Samariter die sinnliche Einkleidung des Gebotes von der Nächstenliebe, die sich nicht selbstsüchtig und engherzig, sondern hingebend und aufopfernd erweist*). Das Gleichniß vom reichen Thor, der in der Ueberfülle von eitlen irdischen Entwürfen gänzlich seine unsterbliche Seele vergißt, ist die plastische Gestaltung des Lehrspruches: „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, im Himmel sammelt euch Schätze; denn wo euer Schatz

*) Matth. 5, 43—48.

ist, da ist auch euer Herz" *). Das Gleichniß vom Reichen und dem Armen endlich halten wir für die sinnliche Ausmalung von Matth. 25, 31—42, wo gesagt ist, daß der Mensch im Jenseits einzig und allein nach dem Maßstabe seiner Bethätigung der Nächstenliebe gerichtet wird; doch wir geben dabei zu, daß auch eine Hindeutung auf Matth. 6, 24 nicht ausgeschlossen ist.

§. 12.

Die Gleichnißreden der Matthäusquelle.

Nach den vorangegangenen Erörterungen über die Gleichnisse Jesu im allgemeinen wenden wir uns nun den einzelnen und zwar zunächst den von der Matthäusquelle überlieferten Gleichnissen zu. Wir beginnen mit dem

Gleichnisse vom Säemann.

Jesus nahm beim Vortrag desselben einen ungewöhnlichen Lehrstuhl ein. Er war von seinem Hause in Kapharnahum nach dem Gestade des Genneſarsees gegangen. Da versammelte sich eine große Anzahl von Menschen der Umgegend um ihn, welche ihn zu hören begehrten. Er begab sich deshalb auf den See, setzte sich in eine Barke und trug von hieraus der am Ufer gelagerten Versammlung das Gleichniß vor. Es ist zwar für den ersten Augenblick ein sehr unscheinbares und schlichtes, aber bei genauerem Hinmerken doch ein außerordentlich liebliches und freundliches Gleichniß, der Form nach überaus klar und durchsichtig, dem Inhalte nach gedankenreich, ja fast unerschöpflich. In natürlicher Einfalt stellt es die Pflanzung des Reiches der Himmel dar, indem es seinen Entwickelungsproceß in den verschiedenen Menschenherzen versinnlicht. Das Gleichniß beginnt mit den Worten: Siehe, es ging ein Säemann aus zu säen. Jesus vergleicht die Unterricht und Belehrung empfangenden Menschen mit einem Saatfelde. Nicht alle Theile desselben sind für die Aufnahme

*) Matth. 6, 19—21.

und Fortentwickelung des Samenkornes gleich empfänglich. Ein Theil ist Weg, der von Fußgängern und Lastthieren festgetreten ist; ein anderer Theil ist bei der Urbarmachung des Bodens mit Steinen beworfen worden; weiter hinein ist der Grund zwar tief, aber er ist mit Felddornen und Gestrüpp überzogen; erst nach der Mitte zu ist der Boden gutes und fruchtbares Land. In Wahrheit eine für die Fassungskraft der Zuhörer Jesu, welche sicherlich vorzugsweise aus Ackerbauern bestand, anschauliche Naturbetrachtung! Die schöne Ernte am Schlusse des Gleichnisses mußte in den Herzen aller Anwesenden einen freundlichen Eindruck hervorrufen. Ihr Blick heftete sich nicht auf den hartgetretenen Weg, nicht auf das oberflächliche Felsenland, nicht auf den mit Dornen überzogenen Boden, sondern ruhte auf der empfänglichen und fruchtbaren Dammerde. Im Geiste schauten die Hörer das grüne Aehrengefilde, das von Gottes Sonne erwärmt, vom Regen des Himmels befruchtet wird und im sanften Windhauche hin- und herwogt. Doch Jesus begnügte sich nicht mit dem einfachen Vortrage des Gleichnisses; auf die Klage seiner Schüler über die Dunkelheit seiner Lehrmethode hin eröffnete er ihnen sofort die rechte Fassung desselben. Der Same am Wege, sprach er, bezeichnet die Menschen mit vorwaltend sinnlichem Bewußtsein, welche das Wort vom Reiche der Himmel zwar hören, aber nicht verstehen und in Folge dessen nur einen sehr flüchtigen Eindruck von ihm mit hinwegnehmen. Das ist die niedrigste Stufe der Empfänglichkeit für den Unterricht im Guten und Wahren. Das Herz nimmt ihn zwar auf, aber er bleibt wegen der inneren Gleichgiltigkeit auf seiner Oberfläche liegen, der geringste Widerspruch nimmt ihn hinweg und er kommt in völlige Vergessenheit. Die Saat des steinigen Bodens ferner bezeichnet die Flachheit des Gemüthes, welches zwar leicht erregbar ist und das Gute und Wahre gern und freudig vernimmt, aber der Hang zur Oberflächlichkeit verhindert seine Fortentwickelung. Die Saat unter den Dornen wieder bedeutet ein zwar tiefer in das Geistige eindringendes, aber noch nicht durch-

gebildetes Gemüth. Das Wahre und Gute ſchlägt wohl Wurzel und beginnt ſich zu entfalten, aber es kommen weltliche Beſtrebungen und verführeriſche Sinnenreize und erſticken dasſelbe. Die Saat auf dem guten Boden endlich iſt ein Bild des freien und edlen Herzens, in welchem klare Einſicht, lebendiges Gefühl und beharrliches Wollen zuſammenwirken und nach der Verſchiedenheit des Talentes und des Wirkungskreiſes das Wahre und Gute zu einer fröhlichen Gottesernte heranreifen laſſen. Es gewährt große Freude, vor einer Menſchenſchaar zu ſtehen, die mit offenem Ohr und offenem Sinn das Wahre und Gute vernimmt, es tief in das Herz einſchließt und zu ſittlichen Thaten umgeſtaltet. Jeſus erfreute ſich eines ſolchen Anblicks. Obwohl er wußte, daß manches Wort vom Reiche der Himmel in Folge von Gleichgiltigkeit und Oberflächlichkeit, von trügeriſchem Sinnenreiz und leiblicher Sorge verloren ging, ſo wurde er doch nicht müde, dasſelbe zu verkündigen, zumal da er ſah, daß es in vieler Herzen zum ſiegreichen Durchbruche gelangte und ſie feſt machte in Hitze und Sturm. Der in fortdauernder Steigerung begriffene Zuzug der Hörer, ihr heißer Sehnſuchtsdrang nach dem Reiche der Himmel verliehen ſeiner gottbegeiſterten Seele einen hohen Schwung. Die Zukunft hatte für ihn nichts Düſteres, denn er wußte, über kurz oder lang würde das Reich der Himmel eine glänzende Eroberung unter den Menſchen feiern. Er ſtand als fröhlicher Säemann auf einem Boden, der von allen Seiten her fruchtbeglückte Felder zeigte, und das gab ihm Fug und Anlaß, lebensheiter und lebensfroh ſeine Pfade zu wandeln.

Das Gleichniß vom Unkraut unter dem Weizen.

Auchim Gleichniß vom Unkraut unter dem Weizen, welches die Miſchung der Menſchen auf Erden verſinnbildlichen will, empfinden wir trotz mannichfacher Diſſonanzen den Ausdruck des Frohmuths und der Lebensfröhlichkeit. Zwar giebt es Menſchen voll Zorn, Neid und Rachſucht, aber es giebt auch Menſchen voll Liebe, Freundlichkeit und Barmherzigkeit. Es giebt Menſchen,

die in ihrem thierischen Erdensinn dahingehen, als wenn kein Gott im Himmel wäre, es giebt aber auch Menschen, welche nach der Erkenntniß der Wahrheit, nach Religiosität und innerer sittlicher Vollendung trachten und mit edlen Thaten sich schmücken. Werden nun die Frevler wohl die Uebermacht über die Guten gewinnen? Nein! Obwohl die Kinder der Finsterniß gar mächtig die Geißel schwingen, die Kinder des Lichts siegen doch, denn das Gute ist unüberwindlich. Am Ende der Weltzeit, wenn das Gute vollständig zur Reife gekommen ist, wird das Böse von selbst aufhören. „Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich!“*) Welche Freude, welche Seligkeit! Sie ist so groß und so allfühlbar, so ruhig und doch so wirksam; sie ist so still, sanft und mild und doch so durchdringend hell und klar. Das wirklich Gute kann eben so wenig dereinst verkannt werden, wie die Sonne, das hellstrahlende Tagesgestirn am Himmel. Wie beruhigend mußte dieser Glaube für Jesum selbst, wie bedeutungsvoll muß er für alle sittlich Frommen sein! Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne! Die Worte sind ein freudiger Gruß aus einem überfreudigen Herzen, heilige Wonnenschauer und Himmelsfrohgenuß erregend. Der Zuruf eröffnet allen, die nach Gottähnlichkeit trachten, eine freundliche Fernschau, er erweckt kühnen Muth und unüberwindliche Ausdauer. Alle Schmerzensseufzer stillend, senkt er in die zagende Brust süßen Trost und selige Beruhigung. Die Macht des Guten kommt zum Siege. Die Frommen werden selig sein und selig machen; sie werden belebend und befruchtend wirken. Wahrlich, lebensfroher und freudigmuthiger konnte Jesus das Gleichniß von dem mit Unkraut vermengten Weizenfelde nicht abschließen als mit den Worten: „Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne.“

*) Vergl. Tr. Joma fol. 23a und Schabbath fol. 88b: „Wer seinen Verfolger nicht verfolgt, zu Beleidigungen schweigt, das Gute aus Liebe thut, in dem Leide heiter ist, der gehört zu denjenigen Freunden Gottes, von denen die heilige Schrift (Jud. 5, 31) sagt, daß sie glänzen, wie die Sonne in ihrem stärksten Lichte.“

Jeder Morgen, an dem die Sonne Licht und Lebenskraft ausströmend über die Erde schreitet, malt das Bild von dem einstigen Siege der Gerechten von neuem hin, damit die Menschen die dem Guten, Reinen und Heiligen innewohnende Freude und Wonne nicht vergessen möchten.

Die Gleichnisse vom Senfkorn und dem Sauerteige.

Ein lebensfrisches, lebensheiteres und lebensfrohes Hoffen weht ferner auch in den kurzen und doch außerordentlich inhaltreichen Gleichnissen vom Senfkorn und Sauerteige. In beiden spricht Jesus nur von Ausbreitung des Reiches der Himmel, von der sittlichen Durchdringung und geistigen Umgestaltung des Weltstoffes; er weiß noch nichts von Einbußen, von Widerstand und störenden Hemmungen. „In vollendeter Herrlichkeit steht er selbst in diesen Parabeln da; sein Werk unendlichen Werths hat unendliche gegen alle Schranken irdischer Schwachheit und Bosheit siegreiche Aussichten!“

Was zunächst das Gleichniß vom Senfkorn anlangt, so versinnbildlicht Jesus darin die tiefe Bedeutung von dem Entwickelungsgange des Himmelreichs. Ueber die ganze Menschheit soll sich das Himmelreich ausbreiten, alle Räume soll es erfüllen. Ohne Unterschied soll es den geistigen Bedürfnissen aller Menschen und Völker entgegenkommen und sie dauerhaft befriedigen. Mit einem Worte, das Himmelreich soll zu einer allumfassenden Weltmacht werden.

Die Weltgeschichte giebt Zeugniß, daß diese Anschauungen nicht aus einer utopischen Phantasterei hervorgegangen sind, sondern aus einem tiefen und klaren Verständniß der Sache. Wie bereits angedeutet, ahnte Jesus in dem Augenblicke, wo er das Gleichniß vom Senfkorn sprach, noch nichts von den Mächten der Finsterniß, von den hemmenden und störenden Gewalten seines Baues. Er wußte noch nicht, wie im Laufe der Jahrhunderte Nord und Süd, Ost und West gegen das Licht der Wahrheit sich zusammenschaaren würden, um es auszulöschen.

Sowohl die Verfolgungswuth des prunkenden Heidenthums mit seinen letzten Glanzesüberresten, als auch das unklar ringende Mittelalter, wo des Schattens so viel, des Lichtes oft so wenig war, war seinen Augen noch verhüllt. Ebensowenig standen vor seiner Seele die schrecklichen Nachtgemälde der Ketzer- und Inquisitionsgerichte, die thörichten Verirrungen einer selbstgerechten Askese, die blutigen Kriege des religiösen Fanatismus. Er schaute nur, wie das Reich der Himmel in die Welt eingehen und sich den Zugang in die Herzen der Menschen, Völker und Nationen bahnen werde. Schließlich erschien ihm dasselbe wie eine die ganze Welt überschattende saftige grüne Staude, zu der alle Menschen herbeieilen und unter ihrem schützenden Laubdache zu friedlicher Wohnung sich niederlassen. Mußte nicht der Gedanke, Schöpfer dieses großen Werkes der Freiheit und Wahrheit zu sein, Jesum in die hochbeglückteste, freudigste Stimmung versetzen? Mußte nicht sein Auge freudenhell glänzen und seine Brust vor Lust und Wonne schwellen?

Hat das eben besprochene Gleichniß vom Senfkorn einen rein historischen, so hat das gleich darauf folgende vom Sauerteig einen mehr psychologischen Charakter. Während ersteres das von Jesu gestiftete Reich nach seiner expansiven Seite ins Auge faßt, stellt letzteres seine Stiftung nach seiner intensiven Seite dar. Dort ist das Gottesreich in seiner die gesammte Menschheit überwältigenden Herrlichkeit betrachtet, hier in seiner den einzelnen Menschen durchdringenden, läuternden und umwandelnden Kraft. In dem einen wie in dem anderen schwebte Jesu ein überaus herrliches und erhabenes Ziel vor Augen. Er, der feine und scharfsinnige Psychologe, kannte das menschliche Gemüth mit seinen guten und bösen Regungen; aber sein auf das Ideale gerichteter Geist erschaute hell und klar, daß das Gute selbst im bösen Menschen noch zum Siege kommen würde. Nach seiner Ueberzeugung kann auch die gesunkene Seele noch das Feuer der reinen Liebe entzünden, auch sie kann sich durch den Lichtglanz der Wahrheit noch auf den Höhepunkt ächter Sittlichkeit erheben.

In der That, wer so wie Jesus an den Sieg des Guten und Wahren glaubt, der muß eine durch und durch freudige und heitere Natur sein. Das Jesusbild wird entstellt, wenn die Kirche es mit dem Trauerflor ununterbrochener Leiden umhüllt!

Die Gleichnisse von dem verborgenen Schatz im Acker und der köstlichen Perle.

„Wiederum gleicht das Reich der Himmel einem im Acker verborgenen Schatz, den ein Mensch fand und verheimlichte, und vor Freude verkaufte er alles, was er hatte und kaufte den Acker. Ebenso ähnelt das Himmelreich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte. Als er nun eine überaus kostbare Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte und kaufte sie."

Durch diese Gleichnisse, wie einfach und kunstlos auch ihr Gewand ist, suchte Jesus den unendlichen Werth des Reiches der Himmel darzustellen. Viele Menschen kommen zu demselben, wie zu einem glücklichen Fund. Man sieht es dem Acker nicht an, daß ein kostbarer Schatz in ihm verborgen ruht. Hunderte gehen über ihn hinweg, und ahnen nicht, welch herrliches Kleinod unter ihren Füßen liegt. Das Gleiche ist der Fall mit dem Reiche der Himmel. „Es macht keinen Lärm und Effect im Stil des sinnlichen Messiasreiches, denn es ist kein Reich des Prunkes und der Wunder, sondern des Wortes und der liebekräftigen That. In schlichter Einfachheit kommt es vielen Menschen entgegen und mühelos nehmen sie es an und sehen, sobald sie nur ein offenes Auge haben, daß ihnen sofort werthvolles Metall entgegen schimmert." Andere Menschen suchen dagegen nach dem Reiche der Himmel wie ein Kaufmann nach edlen Perlen. Es sind die nach Gerechtigkeit hungernden und dürstenden Seelen, welche in der Sinnlichkeit nicht vollen Genuß und dauernde Befriedigung finden. Sie trachten nach edleren, höheren Gütern, sie streben nach Gewissensreinheit und Frieden mit Gott. Ihr Suchen ist nicht vergeblich. Das Reich der Himmel blinkt ihnen gleich einer kostbaren Perle entgegen. Sie erkennen den unend-

lichen Werth des Fundes, und in ihrer Freude eilen sie und bieten alles auf, um das Anrecht auf den köstlichen Juwel zu erwerben. Mit der Darangabe aller Schätze, mit dem geistigen Verzicht auf alles Irdische, auf Haus und Hof, auf Vater und Mutter, ja sogar auf die eigene Person erringen sie seinen Besitz. Der Gedanke, die Menschen einem so überaus herrlichen Fund entgegenzuführen, mußte Jesum über alle Mühen und Hemmungen hinwegtragen; er mußte sein Streben beflügeln und sein ganzes Wesen mit lebensfreudiger Begeisterung erfüllen.

Das Gleichniß vom Fischernetz.

Wie das Gleichniß von dem Samen ausstreuenden Säemann in seinem Schlusse eine erfreuliche Ernte in Aussicht stellt, so nicht minder das Gleichniß von dem ins Meer geworfenen Fischernetz. Dasselbe wird nicht leer ans Land gezogen, sondern es hat reiche Beute in sich gesammelt. Wenn auch nicht alle Fische bei der Auslese am Uferrande sich als brauchbar erweisen, so sind es doch viele. Die Mühe des Netzauswerfens geschieht daher nicht umsonst, der Fischzug bringt reichlichen Lohn. Ohne Zweifel verstand Jesus unter dem Netze wieder das von ihm gepredigte Wort vom Reiche der Himmel. Viele Menschen wurden durch dasselbe herbeigelockt und ließen sich gewinnen. Freilich befanden sich unter denselben oft auch solche, die, weil im Herzen faul und verdorben, als unbrauchbar ausgeschieden werden mußten. Das hinderte ihn aber nicht, das Fischergewerbe in der Menschenwelt weiter zu betreiben. Die Aussicht auf neuen Gewinn spornte ihn immer wieder an, sie erfüllte ihn mit Lebensfreude und Siegeszuversicht. Himmlische Wonne erfüllte sein Herz bei jedem Zuge; seine Seele jauchzte in brünstiger Dankbarkeit zu Gott, seinem himmlischen Vater, auf; wenn er sah, wie die Zahl der Bürger des Himmelreiches von Tag zu Tag größer wurde.

Gleichniß von den zwei Schuldnern.

Ein Grundgedanke der Lehre Jesu war die harmonische Gestaltung des menschlichen Lebens. Selbst ein Feind aller Entzweiung und Zerklüftung wollte er, daß der Mensch nicht nur in Harmonie mit Gott und sich selbst, sondern vor allen Dingen auch mit seinen Mitmenschen leben sollte; darum wies er mit großem Nachdruck auf die Ausübung der Nächstenliebe hin. In ihr erkannte er das Bindemittel für ein inniges Menschengemeinschaftsverhältniß, für eine allgemeine Menschenzusammengehörigkeit und große Menschenverbrüderung. Mit Rücksicht auf diesen Grundgedanken sprach er daher das Gleichniß von den zwei Schuldnern. Es ist ein großer Maaßstab, mit dem alles in diesem Gleichnisse bemessen wird. Der König als Bild Gottes im Himmel tritt mit Huld und Liebe auf; er hält die Ordnung seines Reiches aufrecht, indem er mit seinen Dienern Abrechnung hält. Der eine von ihnen hat ihm eine Schuld von zehntausend Talenten zu entrichten, ist aber unfähig dieselbe zu bezahlen. In Folge dieser großen Schuld lautet das Urtheil des Königs zwar hart und streng, aber er mäßigt die Strenge sofort, indem er dem Flehenden die Schuld erläßt. Selbst nach dem neuen Vergehen des Begnadigten soll die wieder eingetretene Strenge des vergeltenden Gesetzes nur so lange Bestand haben, bis die wiederholte Verschuldung getilgt ist. Der eigentliche Schwerpunkt, um welchen sich das Gleichniß dreht, liegt in den Schlußworten: „So wird auch mein himmlischer Vater euch thun, wenn ihr nicht vergebet ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler von ganzem Herzen.“ Gott vergiebt dem Menschen alle seine Schuld; nur Lieblosigkeit und Härte finden vor ihm kein Erbarmen. Will daher der Mensch der göttlichen Vergebung sicher und gewiß sein, so muß er zuvörderst an seinem Mitmenschen bedingungslose Vergebung üben. Milde und Liebe muß ihm höher stehen, als das strenge Recht. Wer sich von der Pflicht der Nachsicht und des Wohlwollens los-

bindet, der sagt sich auch von seinem Rechte los, weil nur Liebe des Gesetzes Erfüllung ist.

Das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge.

In Folge von kleinen Eifersüchteleien im Kreise der Schüler trug Jesus einmal das Gleichniß von den zu verschiedenen Stunden des Tages gemietheten Arbeitern im Weinberge vor.*) Er wollte darin den großen Gedanken versinnbildlichen: Im Reiche der Himmel giebt es keine Privilegien, es herrscht kein bevorzugtes Bürgerthum**). Daher hat kein Mensch ein Recht, die Erhebung auf eine besondere Rangstufe zu fordern, es darf Niemand mit besonderen Lohnforderungen hervortreten. „Gleich sollen alle sein in den Gewinnsten, gleich auch in den Rechten und Ansprüchen im Gemeinschaftsleben." Die Letzten werden den Ersten gleich gestellt. Auch diejenigen, welche nur eine Stunde bis zur allgemeinen Abendruhe thätig gewesen sind, empfangen denselben Lohn wie diejenigen, welche den ganzen Lebenstag hindurch gearbeitet haben. Der göttliche Hausherr übt damit keine Härte oder Ungerechtigkeit. Auch der Lohn derjenigen, die ihre Pflicht den ganzen Tag über erfüllt haben, ist ein Lohn über Verdienst. Sollte es dem Herrn nicht zustehen, auch denjenigen, welche ihre Pflicht nur kurze Zeit gethan, denselben Lohn ohne Verdienst zuzuerkennen? Das Gleichniß bekundet einen schönen und lebensfreudigen Universalismus. Alle Menschen werden von

*) Vergl. Midrasch Schir haschirim fol. 31b, wo ein ähnliches Gleichniß erzählt wird. „Ein König hatte einen Weinberg und miethete Arbeiter für denselben. Da war ein Arbeiter, welcher sich der Arbeit mehr als alle andern hingab. Als das der König sah, rief er ihn zu sich und fing an sich mit ihm zu unterhalten. Zur Abendzeit kamen die Arbeiter, um ihren Lohn zu empfangen, und es kam auch jener Arbeiter und der König gab demselben den gleichen Lohn. Da fingen die anderen Arbeiter an zu murren und sprachen: Unser Herr König, wir haben den ganzen Tag gearbeitet und dieser hat etwa nur zwei oder drei Stunden gearbeitet und er erhält denselben Lohn wie wir. Da sprach der König: Was murrt ihr, dieser hat in zwei oder drei Stunden so viel gearbeitet, als ihr den Tag."

**) Vergl. Matth. 8, 10—12; Luc. 13, 24—30.

Gott als Tagelöhner für das Reich der Himmel gesucht. Dadurch, daß sie sich dingen lassen, werden sie Mitarbeiter Gottes; sie nehmen Theil an seiner Weltregierung, indem sie die ewigen göttlichen Pläne und Absichten zum zeitlichen Vollzuge bringen. Dafür aber erwartet auch alle in der großen Feierstunde ein schöner Tagelohn. Niemand bleibt unberücksichtigt für seine Arbeit. Selbst denjenigen, die erst in der letzten Stunde ihres Lebens der Arbeit für das Reich der Himmel sich zugewendet haben, wird derselbe Lohnantheil, wie denen, welche in mühevollem Ringen ihr ganzes Leben dafür eingesetzt haben. Die Dienstzeit bildet im Reiche der Himmel durchaus kein entscheidendes Moment, es kommt darauf nicht das Mindeste an. Maßgebend allein ist der sittliche Werth, die Wahlverwandtschaft des Geistes, die bewährte Gesinnung, das die Zeit der Arbeit ausfüllende redliche Streben des einzelnen Arbeiters. Ein überaus freier und lieblicher Horizont! Wir sehen das Walten der ewige Liebe Gottes in ihrer grenzenlosen Milde und Freundlichkeit gegen alle Menschen. Jeder Arbeiter im Reiche der Himmel, welcher die sittliche Gotteserne mit vorbereiten hilft, d. h. für die zeitliche Verwirklichung des Guten und Wahren in seiner Weise thätig ist, erhält von Gott, dem Urheber, Besitzer und Anordner des Reiches der Himmel, seinen Lohnantheil. Der später in die Arbeit Eintretende wird gegenüber dem früheren Arbeiter nicht zurückgesetzt, er braucht nicht vor ihm für sein Müßigstehen zu erröthen.

Muß nicht diese reine Anschauungsweise Jesu, wenn sie von den Menschen mit ganzem Herzen erfaßt und auf das Leben übertragen wird, eine schöpferische, das ganze Gemüth erneuernde Gewalt ausüben? Also auch derjenige, welcher sittlich gefallen ist, darf bei energischem Willen des freudigen Glaubens leben, er werde sich sittlich wieder emporarbeiten und Gottes beseligender Gemeinschaft sich würdig machen können. Schon Luther macht auf diesen lebensfrischen und wahrhaft beseligenden Gedanken unserer Parabel aufmerksam, indem er bemerkt: „Kein Mensch ist so hoch, noch wird so hoch kommen, der nicht zu

fürchten habe, er werde der Allerniedrigſte werden. Wiederum niemand iſt ſo tief gefallen oder mag ſo tief fallen, von dem nicht zu hoffen ſei, er möge der Höchſte werden, weil hier alles Verdienſt aufgehoben und allein Gottes Güte gepreiſet wird.*)" Auch Keim hat das Lebensfreudige des Gleichniſſes von den Arbeitern im Weinberge, wenn er auch dasſelbe zunächſt nur auf die Schüler Jeſu anwendet, richtig erkannt. Er ſagt: „Ergreifend ſchön iſt es zu ſehen, wie Jeſus mit dem Vorrange der Schüler, der ſich für einzelne aus ihrer Leiſtung und Geiſtesüberlegenheit naturgemäß ergab, immer wieder das Gleichgewicht der Ebenbürtigkeit zu verbinden ſich bemüht, wahrhaftig nicht bloß zur Dämmung zufällig vorhandener Hochmuthsgelüſte, ſondern in der Anwaltſchaft der Würde und Hoheitsſtellung menſchlicher Perſönlichkeit, welche er aus dem Begriffe Gottes und des Menſchen von ſelbſt folgerte."

Das Gleichniß vom königlichen Gaſtmahl.

Derſelbe Frohmuth, der ſich in dem Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge abſpiegelt, herrſcht auch in dem Gleichniß vom königlichen Gaſtmahl. Anmuthsvoller und wonniger konnte Jeſus das, was das Himmelreich den Menſchen in Ausſicht ſtellt und was es als Bedingung dafür fordert, kaum vor Augen führen. Nicht eine drückende Laſt laden ſie auf ihre Schultern, wenn ſie dem Einladungsrufe Folge leiſten, nein, hohem Genuß und reiner Befriedigung gehen ſie entgegen. Wie auf einem glänzenden Königsfeſte allen Bedürfniſſen Genüge geſchieht, wie den geladenen Gäſten alles dargeboten wird, was zur Sättigung und zur Erheiterung dient, ſo ſollen auch im Reiche der Himmel die vielfaſſenden und vielbedürftigen Menſchenherzen erquickt werden; es ſollen ihnen Freuden und Seligkeiten zu Theil werden, die ſie zuvor noch nicht geahnt haben.

*) Vergl. Werke Th. X. S. 705. W. A.

Das Gleichniß von den Brautjungfern.

Auch das Gleichniß von den Brautjungfern, die mit Fackeln dem Bräutigam entgegenziehen, ist von einem lebensheiteren, frohen, freudigen und frischen Odem durchweht. Es ist, als ob Jesus alles aufgesucht habe, um in die nach dem Himmelreiche trachtenden Herzen der Menschen Lebenslust und Lebensfreude zu träufeln. Eine Hochzeit ist ein herrliches Fest! Ergötzungen sinnlicher und geistiger Art erwarten da die Gäste. Ebenso ist es im Himmelreich. Nur der eitle Wahn, es gäbe ein Erbglück, oder der Mensch könne sich fremdes Verdienst zueignen, schließen von der himmlischen Hochzeitsfreude aus.

Das Gleichniß von den anvertrauten Talenten.

Wenden wir uns zur Betrachtung des letzten Gleichnisses der Matthäusquelle, zu dem Gleichniß von den anvertrauten Talenten, in welchem Jesus die Aufgaben, Erwartungen und Gewinnste der Arbeiter im Reiche der Himmel zur Veranschaulichung bringt, so lassen sich auch in ihm deutliche Spuren frischen Muthes und hoher Freudenfülle erkennen. Schon das ist ein lebensfreudiger Zug, daß es auf den eigentlichen Quell aller Lebensfreude, auf die Ausnützung der von Gott in die Menschen gelegten Gaben und Kräfte hinweist. Alle Knechte empfangen von ihrem Gebieter bei seiner Abreise in ein fernes Land bestimmte Geldsummen, der eine erhält mehr, der andere weniger Talente, je nachdem die Leistungsfähigkeit eines jeden beschaffen ist. Bei der Rückkehr wird den Knechten dann für ihre Arbeit ein unerwarteter Lohn zu Theil. Nur der eine Knecht, bei dem sich das Gefühl der Pflicht nicht geregt hat, ja bei dem nicht einmal der Ehrgeiz erwacht ist, sondern der thatlos sein Talent verborgen gehalten, verfällt der verdienten Strafe. Die Anwendung des Gleichnisses besteht durchaus die Probe. Alle Menschen sind von Gott mit Gaben und Kräften für die Arbeit im Reiche der Himmel ausgerüstet; keiner ist völlig baar und ledig ausgegangen. Wo ist ein Mensch, der behaupten könnte, er besäße gar keine Kraft zum Guten, er könnte schlechterdings

kein Sittlichkeitswerk ordnen oder zu Stande bringen? Jeder besitzt Verstand, Herz und Gefühl für Recht und Unrecht. Selbst der an Einsicht und Verstand Beschränkteste ist noch fähig, das Gute und Wahre zu erkennen; selbst der Schwächste hat noch Kraft zur Vollbringung sittlich edler Thaten. Und was von dem einzelnen Menschen gilt, das gilt im höheren Maßstabe auch von ganzen Geschlechtern, Völkern und Nationen. Jedes Volk hat für seine weltgeschichtliche Mission von Gott das entsprechende geistige Kapital als Mitgift erhalten. Obwohl nun zwar diese göttliche Ausrüstung an und für sich der Mensch am Tage der Rechenschaftsablegung sich nicht zum Verdienst anrechnen darf, so empfängt er doch für die gewissenhafte Anwendung seine Vergeltung. Dem rastlosen Pflichteifer, der redlichen Treue, der standhaften Beharrlichkeit erblüht ein schöner Herrlichkeitslohn. Wie aussichtsvoll und ermunternd, wie erhebend und tröstlich! —

§ 13.

Die Gleichnisse der Lucasquelle.

Das Gleichniß vom barmherzigen Samariter.

Unter den der Lucasquelle angehörigen und besonders von ihr aufgeführten Gleichnißreden Jesu steht obenan das inhaltsreiche Gleichniß vom barmherzigen Samariter. Dasselbe beruht auf dem tiefen, in Jesu fest gewurzelten Glauben an eine durch das Band der Liebe verbundene Menschheit. Mit prophetischem Seherblicke erschaute der Meister von Nazareth den Anbruch einer Zeit, wo die Nächstenliebe in Folge der Anerkenntniß der sittlichen Würde und Ebenbürtigkeit eines jeden Menschen ihr unumschränktes Recht behaupten, wo keiner den anderen nur nach den zufälligen, äußerlichen Kriterien der Nationalität, des Ranges, Standes und Bildungsgrades bemessen werde. „Das Gleichniß" ist doppelt schön," bemerkt Keim, „indem es den Nächsten nicht nur draußen, sondern auch drinnen im Menschen zeigt." Und in der That verräth die in demselben niedergelegte Grund-

anschauung eine große Erhabenheit und Reinheit der Gesinnung. Sie weist auf einen Zustand edler Humanität und Toleranz, einer geistigen Zusammengehörigkeit und sittlichen Verschwisterung hin, wo der Mensch dem Menschen in selbstloser Liebe begegnet, wo er auch an dem Liebe zu üben sich gedrungen fühlt, der nicht zu seinem Volke, zu seinem Stande oder zu seinen Religionsverwandten gehört. Nicht einmal gegen den offenkundigen Feind soll sich der Mensch, wenn er ihn von Gefahr umdroht sieht, rachsüchtig zeigen; selbst er hat in seiner Nothlage noch gerechten Anspruch auf Schutz und Hilfe. Sehr treffend sagt Jesus in einer seiner Schulreden: „Wenn ihr nur die liebt, die euch lieben, was thut ihr Großes dabei? Thun nicht auch die Zöllner dasselbe?“ *) Noch ist der Zustand einer allgemeinen Menschenverbrüderung, welchen Jesus verwirklicht sehen wollte, nicht zur Wahrheit geworden; es giebt noch keine geeinte Menschheit in dem Sinne, daß der eine zum anderen wie Bruder zum Bruder stände; es muß noch immer an den Schranken, welche der Particularismus, der Nationalstolz, die Unduldsamkeit, der Verfolgungsgeist zieht, gewaltig gerüttelt werden. Allein blicken wir auf frühere Jahrhunderte zurück, so drängt sich uns von selbst die Wahrnehmung auf, daß mit dem Fortschritte der Civilisation auch die Erkenntniß von der allgemeinen Gleichberechtigung der Menschen zugenommen hat. Während im Alterthum der Mensch nur wie eine Sache geachtet, und sogar der Grundsatz aufgestellt wurde, mancher Mensch verdiene schlechterdings kein Mitleid, hat man in der Neuzeit doch eingesehen, daß alle Menschen vom ersten bis zum letzten Paar wesentliche Theile und Organe der Menschheit sind, alle völlig gleiche Glieder, gleich würdig und vortrefflich, mit der Bestimmung, im Menschheitsbunde zu einem Leben vereinigt zu werden. Es wird eine selige Zeit sein, eine Zeit wahrhaft messianischer Beglückung, wenn jeder von Gefahren umdrohte Mensch, er mag hoch oder niedrig, aus diesem oder jenem

*) Matth. 5, 46—47.

Volke, in der oder jener Religion erzogen sein, seinen barmherzigen Samariter, d. i. seinen freundlichen Rettungsengel findet!

Das Gleichniß vom bittenden Freunde.

Zeigt das Gleichniß vom barmherzigen Samariter den freudig zuversichtlichen Glauben an eine Menschheit, die in dienender Liebe sich jedes kranken und nothleidenden Gliedes annimmt, so verkündigt das Gleichniß vom bittenden Freunde wieder die frohselige Gewißheit einer göttlichen Gebetserhörung. Das menschliche Bitten, Suchen und Anklopfen macht einen Eindruck auf das Vaterherz Gottes, es läßt dasselbe nicht kalt oder gleichgiltig. Für den beharrlichen und ernstlichen Beter, der kräftig und keck in Gott hinein dringt, hat Gott gewissermaßen keinen Willen mehr. Zwar kann der Beter Gott niemals zu einem Disponiren mit Bruch seiner Ordnungen verleiten, das göttliche Geben muß immer ein freies Schenken und Darreichen mittelst seiner heiligen Ordnungen bleiben, an dem ewigen Weltplan läßt sich nichts ändern, daher ist auch die Wahrheit des Gleichnisses keine absolute, sondern nur eine relative. Aber es ist doch ein frischer, heiterer und freundlicher Idealismus: der Glaube, Gott erhöre unser dringliches Flehen, es bestehe ein geistiger Rapport zwischen Himmel und Erde, es herrsche ein Austausch, ein Geben und Nehmen, ein Suchen und Finden, ein Anklopfen und Aufthun. Jesus war von diesem Glauben aufs lebendigste durchdrungen. Nach seiner Ueberzeugung beruht das wahrhaftige Gebet nicht nur auf einer subjectiven Einbildung, es verhallt nicht spurlos im Weltenraum, sondern der Vater in den Himmeln hört es und achtet darauf. Er sieht den frommen Beter und antwortet ihm ohne Täuschung. Jesu Gleichniß vom bittenden Freunde ist demnach ein ächter Ausdruck seines starken und festgewurzelten Gottesbewußtseins; es ist ein volltönendes Echo seines innigen Zusammenlebens mit dem Vater der Welten.

Das Gleichniß vom unfruchtbaren Feigenbaume.

Wenden wir uns von dem Gleichniſſe vom bittenden Freunde zu dem vom unfruchtbaren Feigenbaume, ſo zeigt dasſelbe ſelbſt mitten im Drohen die rettende Liebe nach Grund, Größe und Ende. Gott ſchaut dem Menſchen in ſeinem Thun und Wirken nicht mit Gleichgiltigkeit zu, es iſt ihm nicht einerlei, ob er ſich von ihm ab- oder ob er ſich ihm zuwendet; er nimmt vielmehr ein lebendiges Intereſſe an ihm. Er übt an denen, die ihr Herz dem Licht der Wahrheit verſchließen, Geduld und Langmuth; er behandelt ſie mit Schonung und Milde; er läßt ſie ſeine Huld und Freundlichkeit ſchmecken und überſchüttet ſie mit Wohlthaten ſeiner ewigen Liebe, vielleicht daß ſie noch zur Erkenntniß kommen und Frucht bringen.

Die Gleichniſſe vom Schaf und der Drachme.

Ueberaus lieblich und rührend ſind die beiden kleinen gleichnißartigen Reden vom verlorenen und wiedergefundenen Schaf und von der verlorenen und wiedergefundenen Drachme. Jeſus wollte in denſelben die Himmelsfreude über die aufrichtige ſittliche Beſſerung eines Menſchen malen. Ein Herr von hundert Schafen bleibt nicht gleichgiltig, wenn eins von ihnen ſich verläuft, ſondern er läßt die neunundneunzig auf der Weide zurück, geht auf die Berge und ſucht das verlorene Schaf, und wenn er es gefunden, trägt er es jubelnd auf den Schultern heim. Ebenſo thut ein Weib, die im Beſitz von zehn Drachmen iſt, wenn ſie eine verliert. Sie zündet ein Licht an, ſäubert das Haus und hört nicht eher mit Suchen auf, bis ſie die Drachme gefunden hat. Dann läuft ſie jubelnd zu den Freundinnen und Nachbarinnen und verkündet ihnen den Fund. Auch Gott ſucht die von ihm abirrenden Menſchenſeelen, denen er ſein Bild aufgeprägt hat. Sie haben ſelbſt in ihrem Abirren noch einen unendlichen Werth vor ihm. Er geht ihnen mit ſeiner Liebe nach, ja ſein Liebeseifer richtet ſich der Art auf ſie, daß es ſcheint, als gäbe es gar

keine andere Menſchen außer ihnen, als bekümmere er ſich gar nicht um die Guten und Frommen. Wohl könnte Gott zuſehen, bis ſich der in den Schmutz der Sünde gerathene Menſch von ſelbſt ihm wieder zuwenden würde, doch nein, er wartet nicht, er ſucht ihn und wird nicht müde, bis er ihn gefunden hat. Und wenn er ihn gefunden, verfährt er nicht hart und lieblos mit ihm, er züchtigt ihn nicht, ja er hält ihm nicht einmal das Unrecht ſeines Vergehens vor; ſondern vor Freude nimmt er ihn in ſeine Obhut und behandelt ihn mit ſolcher Auszeichnung, daß ſich ſelbſt die Augen aller Himmelsbewohner auf ihn richten. Wie herrlich und freundlich erſcheint doch die göttliche Liebe in dieſen beiden Gleichniſſen. Gott iſt ein Weſen, das mehr Freude an der Buße eines Sünders als an der ſittlichen Würde von neunundneunzig Gerechten hat. Wie mußte es das frohmüthige Beginnen Jeſu fördern, die ſuchende Sünderliebe Gottes, welche er in ſo ſeelenvoller Tiefe erkannt hatte, auf Erden nachzuahmen, die vor der Welt ſittlich Zurückgeſetzten und Verkommenen aufzuſuchen, ſich ihrer anzunehmen und nicht eher müde zu werden, als bis ſie ſittlich aufgerichtet und für das Wahre und Gute wieder gewonnen waren.

Das Gleichniß vom verlorenen Sohne.

In innigem Zuſammenhange mit den beiden eben beſprochenen Gleichniſſen ſteht ferner das Gleichniß vom verlorenen Sohn. Es iſt von derſelben heiteren und lebensfreudigen Grundanſchauung getragen, denn es verſinnbildlicht mit unübertrefflicher Wahrheit das von innigwarmer Liebe durchdrungene Vaterherz Gottes zu den Menſchen. Wenn ſich auch der von einem falſchen Weltzuge, von dem Hang der Zerſtreuung und den Reizen der Sinnenluſt geleitete Menſch von Gott abgekehrt hat, ſo wird ihm doch bei aufrichtiger Sinnesänderung das göttliche Vaterhaus wieder geöffnet, Gott wird wieder ſein Vater und er ſein Kind. Freilich konnte der ſittlich heruntergekommene Sohn, welcher in Liederlichkeit das väterliche Erbe durchbrachte und endlich in eine ſolche

Nothlage gerieth, daß er sogar sein Nationalbewußtsein als Jude aufgab, an einen heidnischen Schweinebesitzer sich hing und auf dem Felde Hunger litt, sittlich immer noch tiefer sinken. Ein falscher Ehrgeiz, ein unrichtiges Schamgefühl konnte ihn vom Heimzuge zum Vater zurückhalten, er konnte zum Diebe oder zum Mörder werden, ja er konnte in der Trostlosigkeit und Verzweiflung seiner Lage sogar Hand an sich selbst legen. Allein ein Rückblick auf die ehedem genossene Vaterliebe läßt ihn an die Fürchterlichkeit der beiden Abwege gar nicht denken. Sein schlummerndes besseres Selbstbewußtsein erwacht, seine Seele füllt sich mit freudiger Hoffnung und zuversichtlichem Vertrauen. „Ich will doch", spricht er, „heimkehren zu meinem Vater und ihm meine Unwürdigkeit bekennen, er wird mich nicht von sich stoßen. Nimmt er mich auch nicht als sein Kind in sein Haus auf, so macht er mich vielleicht zu einem seiner Tagelöhner. Als der Vater den verloren geglaubten Sohn in der Ferne erblickt, läuft er ihm entgegen. Seine Augen haben den Blick für den durch Ausschweifung und Elend Entstellten und Verkommenen nicht verloren, sie entdecken noch immer die Spuren des väterlichen Ebenbildes an ihm. Nachdem der Sohn sein Bekenntniß und die Bitte um Wiederaufnahme hergestammelt, spricht die Vaterliebe nicht etwa: „Ich vergebe dir, sondern, indem sie schon vergeben hat, nimmt sie ihn wieder als Sohn auf. Mit keinem Worte gedenkt sie der vergangenen Verirrungen, sie sind vergessen, in die Tiefen des Meeres geworfen. Nicht einmal ein vorwurfsvoller Blick, eine strafende Miene trifft den Sohn; im Gegentheil, er erfährt eine so freundliche und herzliche Behandlung, als ob er gar keinen Fehltritt begangen hätte. In's Vaterhaus geleitet wird dann ein Freudenfest veranstaltet, er wird herrlich gekleidet und bewirthet.*)

*) Vergl. Midrasch Debarim fol. 290a, wo die göttliche Vaterliebe gegen die auf die Abwege der Sünde gerathenen Israeliten durch folgendes Gleichniß versinnbildlicht wird. „Der Sohn eines Fürsten hatte ungeregelte Sitten und war widerspenstig gegen den Vater. Als ihm heftige Vorwürfe und Drohungen darüber gemacht wurden, entfloh er. Der arme Vater schickte ihm seinen Hofmeister

In der That ein frisches, frohes und lebensfreudiges Sittengemälde von ergreifender Wirkung! Jesus enthüllt in ihm jedem reinen und in das Gesetz der vollkommenen Freiheit schauenden Auge das himmlische Geheimniß der Menschenerlösung nicht nach mystischer oder crimineller Straftheorie, sondern anthropologisch, psychologisch und theologisch. Schon Lavater legte auf das Gleichniß von dem sich selbst verlierenden Sohn einen so hohen Werth, daß er mit Begeisterung erklärte, Jesus würde sich schon ein unsterbliches Verdienst um die Menschen erworben haben, wenn auch nichts weiter, als dieser einzige Vortrag von ihm auf die Nachwelt gekommen wäre. Und er hat Recht! Jeder in das Leben der Sinnenreize versunkene Mensch kann aus und durch sich selbst wieder zum wahren Leben des Geistes erwachen, er kann von den Irrwegen des Lasters wieder auf die Pfade der Tugend gelangen. Der Vater in den Himmeln öffnet dem Verirrten ohne Tadel und Vorwurf seine Arme und bringt ihn in seine beseligende Gemeinschaft. Ist diese Glaubensgewißheit nicht geeignet, jede Menschenbrust mit himmlischer Freude zu erfüllen? Vor Gott gleichen wir ja alle mehr oder minder dem sich selbstverlierenden Sohne. Aber seine ewige Huld und Liebe kommt uns mit Weisheit und Schonung entgegen, sie vergiebt uns unsere Fehler, sobald wir nur ernstlich den Anfang machen, an unserer sittlichen Läuterung und Besserung zu arbeiten.*)

---

nach, um ihn zurückzurufen. Der Sohn aber, voll Scham und Reugefühl über solche Beweise der väterlichen Liebe, hatte den Muth nicht mehr zurückzukehren und vor dem Vater zu erscheinen. Da ließ ihm der Vater sagen: Mein Sohn, welches Kind schämte sich jemals zu seinem Vater zurückzukehren? Es ist dein Vater, zu dem du zurückkehren sollst."

*) Dasselbe sagt auch der Jalkut Schimoni fol. 71a in folgender interessanten Stelle. „Welches ist das Loos des Frevlers? wurde die menschliche Weisheit gefragt, und sie antwortete: Das Unglück. Welches ist das Loos des Frevlers? wurde die Prophetie gefragt, und sie antwortete: Er soll sterben. Welches ist das Loos des Frevlers? wurde das heilige Gesetz gefragt, und es antwortete: Er bringe ein Sühnopfer und er soll leben. Welches ist das Loos des Frevlers? wurde Gott gefragt, und er antwortete: Er thue Buße und es wird ihm verziehen werden."

Das Gleichniß vom Reichen und Armen.

In dem Gleichniß vom Reichen und Armen suchte Jesus die Armen dieser Welt mit ihrer Nothlage zu versöhnen. Wenn auch das Diesseits die durch die Vertheilung irdischer Glücksgüter hervorgerufenen grellen Dissonanzen nicht immer ausgleicht, so findet doch nach dem Tode ein solcher Ausgleich statt. Der gottvergessene Reiche, welcher in Schwelgerei und Sinnengenuß sein irdisches Leben verbracht hat, muß im Jenseits leiden, er kommt in einen Zustand der peinvollsten Gewissensqual; der Arme aber, welcher bei allem Mangel doch den Glauben an die göttliche Weltregierung nicht verloren hat, wird in ein besseres Daheim versetzt.

Zwar leidet der galiläische Majoratsherr im Jenseits nicht, weil er in diesem Leben mit irdischen Gütern gesegnet war, sondern er leidet wegen seines niederen Erdensinnes, der in ihm jede Regung für Menschenglück erstickt hatte. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, das Loos des armen nothleidenden Dulders zu verschönern *), seine Genußsucht kannte aber weder Mitleid noch Barmherzigkeit. Grundfalsch wäre es, wenn man aus dem Gleichnisse die Folgerung ziehen wollte, Jesus habe den Reichthum verachtet und dem Pauperismus das Wort geredet. Obwohl Jesus Arme in seiner Anhängerschaft zählte, so war er doch nicht der Führer einer Armenbewegung. Er erkannte in dem Reichthum ebensowenig ein Hinderniß für das Reich der Himmel,

*) Daß der mit irdischen Gütern Gesegnete die herrliche Aufgabe habe, durch Mildthätigkeit das bittere Loos des Armen zu mildern, lehrt folgende Stelle im Jalkut Schimoni zu Jesaia fol. 56a: „Der Unglückliche, der in Armuth seufzt, wird manchmal von seinen Schmerzen verleitet, gegen die Vorsehung zu murren. Er denkt bei sich selbst: Bin ich nicht auch ein Geschöpf Gottes? Warum ist ein so großer Unterschied zwischen mir und jenem Reichen? Er schläft ruhig in dem Hause, das sein ist; und ich liege in dieser armen Hütte, die nicht mir gehört. Er schläft im weichen Bette, und ich auf dem nackten Boden. Der wohlthätige Mensch beruhigt durch seine Mildthätigkeit die Klagen des Armen und bringt sie zum Schweigen. Gott spricht zu diesem wohlthätigen Menschen: Durch deine Mildthätigkeit versöhnst du jenen Armen mit mir, du machst Frieden unter uns."

wie er der Armuth ein besonderes Anrecht auf dasselbe zusprach. Er wußte recht gut', sowohl der Ueberfluß als auch der Mangel an irdischen Gütern hat seine großen sittlichen Gefahren. Die Pauperismuspredigten der Lucasquelle sind daher, wie schon Keim hervorhebt, im höchsten Grade anstößig, sie sind „das gerade Widerspiel der Lehre Jesu." Nirgends läßt es sich erweisen, daß er ein herbes und zwingendes Gebot aus den Entsagungsforderungen gemacht, daß er die äußerliche That jemals in erste Linie gestellt und den sittlichen Grund derselben, die wahre und lautere Gesinnung übersehen habe. Die Armuthssprüche des Lucas gehören als „ungeschichtliche Sprüche einer schon krankhaft ausgearteten christlichen Frömmigkeit an. Dieser Entscheid wird um so leichter, weil der Eindruck einer späteren Bildung dieser so charakteristisch unter sich selbst zusammenhängenden Reden unverkennbar ist." Auch die Einzelsprüche von der großen sittlichen Bedeutung der Almosen brechen in sich selbst zusammen, wenn man die älteren Sprüche, welche als Grundlage nachweisbar sind*), dagegen hält.

Das Gleichniß vom Pharisäer und dem Zöllner.

Auch dieses Gleichniß ruht im Großen und Ganzen auf derselben freudigen Grundanschauung wie das Gleichniß vom verlorenen Sohne. Das Gebet des stolzen, hochmüthigen und selbstgerechten Pharisäers, welcher mit einer langen, seine Verdienste preisenden Danksagung vor Gott hintritt, welcher mit ihm sozusagen auf Rechnung steht, im Himmel ein Conto hat und für seine Leistungen Gegenleistungen fordert, verfehlt vollständig seine Wirkung**). Der stolze Beter erlangt nicht einmal die Gerechtsprechung, geschweige denn eine noch darüber hinausliegende Anerkennung und Belohnung. Denn es fehlt seinem Gebete der

*) Vergl. besonders Luc. 11, 41 und Matth. 23, 26.

**) Vergl. Tr. Kidduschin fol. 40b: „Unglücklich der Mensch, welcher sich verloren glaubt; unglücklich aber auch der Mensch, welcher sich für vollkommen gerecht hält."

rechte Gebetston, die Seele einer reinen Gesinnung und Absicht, die Demuth des Herzens und die milde und schonende Beurtheilung des Nächsten. Er stellt alle sittliche Schuld in Abrede und dünkt sich vollkommen frei von Sünden. Das Bewußtsein, Anstand, Zucht und Rechtlichkeit im äußeren Betragen bewahrt, von groben Fehltritten sich ferngehalten zu haben, überhebt ihn über andere. In seiner wohlgefälligen Selbstverblendung denkt er das Schlechteste von ihnen, er verachtet sie und stellt sie, ohne ihren sittlichen Charakter genauer zu erforschen, tief unter sich. Ganz anders ist das sittliche Bild des Zöllners. Derselbe rühmt sich nicht einmal der Tugenden, die man auch noch bei verdorbenen Menschen findet; er ist vielmehr von dem Bewußtsein seiner völligen sittlichen Schuld durchdrungen. In seiner Bescheidenheit, in seinem tief innerlichen Schamgefühle wagt er seinen Blick nicht zum Himmel zu erheben. Nicht einmal seine Dienstpflicht, rücksichtslos und streng in seinem Berufe verfahren zu müssen, schiebt er als Entschuldigung vor. Nein, reuevoll und mit dem tiefen Gefühle der Unwürdigkeit bekennt er das begangene Unrecht und fleht demüthig das Erbarmen seines Richters an. In diesem Zustande der inneren Zerknirschung und des schmerzlichen Mißfallens an sich selbst schlägt er tiefgebeugt an seine Brust und stößt den beklommenen Schmerzensseufzer aus: „O Gott, werde versöhnt mit mir, dem Sünder!“ Gerade deshalb aber geht er gerechtfertigt und erhört hinab in sein Haus. Er wird von seiner Schuld losgesprochen; Gott wird wieder sein Freund und der Friede des Gewissens sein schöner Lohn. Während der verblendete, tugendstolze und auf seine überverdienstlichen Werke pochende Pharisäer immer tiefer in die Dunkelheit seiner Individualität versinkt, erhebt sich der zur Selbsterkenntniß gekommene Zöllner, welcher über seinen sittlichen Zustand Unzufriedenheit und Mißfallen empfindet, zur reinen und geläuterten Persönlichkeit und damit zugleich zur erneuerten Gemeinschaft mit Gott. So fußt das ganze Gleichniß wieder auf den herrlichen Grundsatz: Nicht eingebildete Gerechtigkeit, äußerliche, bürgerliche gute Werke, Be-

kenntniſſe, Opfer, Seelenkämpfe, leibliche Abtödtung finden vor Gott Anerkennung, ſondern ein demüthiges Herz, welches ſeine ſittliche Unvollkommenheit ganz blos legt, welches nichts weiß von eigener Tugend und Größe und das in Liebloſigkeit und Selbſtverblendung nicht Steine eines unbarmherzigen Gerichts auf die Mitmenſchen wirft. —

Ueberblicken wir jetzt die in den Gleichnißreden vorgetragenen ſittlichen Anſchauungen Jeſu noch einmal, ſo müſſen wir bewundernd und ſtaunend ſtill ſtehen vor ihrer hehren Klarheit, Einfachheit und Wahrheit, vor ihrer Lebensfriſche und Lebensfröhlichkeit, vor ihrem geſunden und frohmüthigen Sinn. Alles was auf Lieblichkeit und Anmuth Anſpruch erheben, was den Menſchen anreizen und locken kann, das hat Jeſus in den Gleichnißreden aufs ſinnigſte zur Veranſchaulichung gebracht. Er hat das Reich der Himmel zunächſt umgeſetzt aus der volksthümlichen Vorſtellung einer zukünftigen Reichsvollendung in den Begriff einer auf rein ſittlichen, religiöſen Bedingungen ruhenden Gemeinſchaft alles desjenigen perſönlichen Lebens, deſſen Endzweck nicht in der ſinnlichen, ſondern in der überſinnlichen Welt, deſſen Triebkräfte und Zielpunkte nicht im Fleiſche, ſondern im Geiſte liegen; er hat es umgewandelt „aus jenen äußerlichen, aus dem Fleiſche nationaler Selbſtſucht geborenen Bilder in den Bund zwiſchen Himmel und Erde, in den Begriff einer in Gerechtigkeit, Frieden und dienender Liebe beſtehenden, lebendigen und lebengebenden Gemeinſchaft der Menſchen unter ſich.“ Reich Gottes aber nannte er dieſe Gemeinſchaft, „weil darin die geſchaffenen Geiſter ſich zuſammenſchließen in dem einen Geiſte, der die aus ihm herausgeborenen Weſen mit Banden der Liebe an ſich kettet, ſtark genug, um auch aus dem Leben hingebender Gemeinſchaft, welches dieſe Glieder des Reiches untereinander führen, jeden Gedanken an Bevorrechtung des einen vor dem anderen zu bannen und den Größten ſeiner Größe in dienender Liebe finden zu laſſen — ein Leben, in deſſen Genuß

dann niemand mehr nach äußerer Weltherrschaft oder nach erstaunlichen Gotteszeichen verlangt. Was ein Menschenherz, das sich selbst versteht, verlangen kann, das ist ihm in diesem Reiche in irgend welcher Form garantirt. Es geschieht daher im stolzen Bewußtsein des unendlich hohen Gehaltes, der in die alte Form des messianischen Schlagwortes vom Reiche gelegt war, wenn schließlich die beiden sinnigen Bilder vom Schatz im Acker, um dessen Besitz man alles daran giebt, und von der köstlichen Perle, für die man ein ganzes Vermögen läßt, den absoluten Werth dieses Himmelreichs ans Herz legen. Das Gottesreich erscheint als das kostbarste und höchste Gut, nach dessen Besitz die Menschen vor allem zu trachten haben, während denen, die es haben, alles andere von selbst zufällt. Denn die rechte Auffassung aller anderen Güter ist durch die rechte Würdigung des göttlichen Reiches bedingt, welches ihnen allen erst Werth und sittliche Bedeutung verleiht. Indem es das menschliche Gesammtleben nach allen seinen Beziehungen unter den religiösen Gesichtspunkt rückt, und die Menschengemeinschaft überhaupt im Lichte der Gottesgemeinschaft auffassen lehrt, wirkt es befreiend auf alle besonderen Gemeinschaftskreise und ihre Lebensaufgaben. So werden alle nur denkbaren und irgend der Rede werthen Güter in dem Begriffe des Reiches Gottes befaßt und gesichert." Freier und frischer, anmuthsvoller und lebensfreudiger konnte die Lehrschau Jesu vom Reiche der Himmel in der That nicht gestaltet werden. Jesus hat alles aufgeboten, um es zu einer gewaltigen Zugkraft zu machen. Es fehlt an keinem Reizmittel, um die Menschen zum Eintritt in dasselbe und zum dauernden Beharren darin zu bewegen. Wie war Jesu Werk doch ein heiliges Freudenwerk! Wonne und Seligkeit mußte es für ihn sein, dasselbe zu vollbringen!

§ 14.

Die Naturinnigkeit Jesu.

Wie der Mensch wahrhaft schöne Meisterwerke der Malerei und Baukunst stets mit neuem Interesse betrachtet, so wird er auch der Natur, dieses herrlichen Gotteswerkes nicht überdrüssig. Sie ist und bleibt das erhabenste und feinste Kunstgebilde, in ihr liegt noch alles, was die sämmtlichen Künste nur einseitig nachzubilden vermögen, in ungebrochener Einheit. Obwohl die geübtesten Künstlerhände sich in Nachahmung der Natur versucht haben, so konnten sie das Original doch niemals erreichen.*) Auch dem speculativen Denker ist es noch nicht gelungen, das kleinste Atom in seinem Wesen zu ergründen und völlig und ganz auszudenken. Ist es zu verwundern, wenn die Natur auch dem Menschen zu Sinn und Seele spricht, der beim Anblick des vollendetsten Kunstwerkes gleichgiltig bleibt? Es ist eine heilige Aufgabe der Erziehung, schon in dem Kinde den Sinn für die Natur zu wecken und pflegen. Ein Mensch, dem der Sinn für die Natur noch nicht aufgegangen ist, entbehrt der edelsten und reinsten Genüsse, die ihm überhaupt zu Theil werden können.

Es giebt im allgemeinen eine dreifache Betrachtungs- und Auffassungsweise der Natur: die gemein materialistische, die abstract philosophische und die religiös poetische. In den ältesten Zeiten vergaß der Mensch der Natur gegenüber sich selbst und gab, in die Fülle ihres Lebens sich eintauchend, sich völlig auf. Auch in neuerer Zeit hat ein einseitiges Naturstudium die Ansicht nach

*) Die Natur ist einerseits ein Künstler, andererseits ein Kunstgebilde. Als Künstler bildet die Natur alles im Ganzen und aus dem Ganzen und in unabänderlicher zeitlicher Reihenfolge, als Kunstgebilde kommt der Natur Erhabenheit und Großartigkeit, Feinheit und durchgängige Folgerichtigkeit zu. Die Eigenthümlichkeit der menschlichen Kunst dagegen ist freie Urbildlichkeit. Der Mensch kann das Einzelne abgesehen vom Ganzen bilden, ebenso vermag er das Einzelne nach bestimmten Urbegriffen zu gestalten, welches letztere der Natur unmöglich ist.

gerufen, der Menſch ſei ein bloßes Naturproduct, und das, was Geiſt heißt, ſei nur eine unvergängliche Eigenſchaft des Stoffes. Daß dieſe Auffaſſung der Natur eine wahre Befriedigung nicht geben kann, leuchtet von ſelbſt ein. Wie könnte auch der Menſch ſich glücklich fühlen, wenn er im berauſchenden Sinnengenuß ſich der Natur in die Arme wirft, oder wenn er in ihr nur eine Küche oder eine Stätte der Verweſung erblickt. Dieſer materialiſtiſchen und grobſinnlichen Naturauffaſſung gegenüber hat ſich in unſeren Tagen eine mehr abſtract philoſophiſche geltend gemacht, die namentlich durch das in jüngſter Zeit erſchienene epochemachende Werk von Hartmann, „die Philoſophie des Unbewußten," den Stempel der Vollendung erhalten hat. Aber auch dieſe gewährt keine volle Befriedigung, weil der Geiſt erkennt, daß der Tod alle Schönheit und alles Leben in der entgöttlichten Schöpfung nur zu früh unwiederbringlich dahinrafft. Sie kann in dem denkenden Geiſte kein anderes Gefühl, als das des tiefen Weltſchmerzes erzeugen, deſſen beſter Damm — eine ſtille, ſtumpfe Reſignation iſt. Beiden Betrachtungsweiſen der Natur ſteht nun die religiös poetiſche gegenüber, nach welcher dieſelbe in einem wirklich beſtehenden Zuſammenhange mit Gott erſcheint. Sie allein entſpricht dem unruhigen menſchlichen Herzen, denn ſie vereint wirklich Schein mit Wahrheit, Zeitliches mit Ewigem, Sinnliches mit Geiſtigem. Dazu kommt noch, daß bei dieſer Auffaſſung die Natur völlig ihre Nichtigkeit verliert, und als etwas Selbſtändiges und Weſenhaftes erſcheint.

Alle Dinge in der Natur werden bei der religiöſen Auffaſſung von ſelbſt zu Sinnbildern höherer Dinge; jeder Vorgang, jedes Weſen wird zu einem Gefäße religiös ſittlicher Wahrheit. Obwohl dieſe Naturauffaſſung ſehr alt iſt, ſo halten wir ſie doch für die allein richtige. Sie herrſcht ſchon in den Pſalmen. Der große Sängerkönig liebte die Natur, hatte er doch früher als Hirtenknabe mit ihr verkehrt! Im Wald und im Gebirge wandelte er wie in einem Heiligthum. In ſeinen unvergleichlich ſchönen Hymnen rühmt er nicht die Werke der Menſchenhand,

nicht ruhmvolle Thaten, nicht mächtige Städte; er kümmert ſich nicht um jene babyloniſchen Bauten des Stolzes, ſondern er weilt bei den Werken des Schöpfers in der Natur. Er betrachtet fröhlichen Sinnes den reinen Quell, den rauſchenden Sturzbach, der ſich zwiſchen den Felſen Bahn bricht, wo das Wild trinkt, wo der Igel hauſt, die Tauben ſich Neſter bauen und beide von der Vorſehung Gottes beachtet werden. Der ſchöne grüne Wieſenteppich mit ſeinem Blumenſchmuck, auf dem ſeine Heerde graſte, dann die erhabenſten Werke und Erſcheinungen der Natur, das Himmelsgewölbe mit ſeinen Geſtirnen, der Sturm und das Gewitter — ſie alle waren ihm Zeugen der göttlichen Schöpfermacht und ſie entlockten ſeiner poetiſch geſtimmten Seele die mächtigen und impoſant tönenden, aber auch wieder lieblich und herzinnig einhergehenden Weiſen ſeiner Lieder.

Und noch heute bewirkt die uns umgebende Natur in ihrer wunderbaren Schönheit und Herrlichkeit in unſerem Herzen dieſelben Gefühle, wenn wir ſie in ihrer Verbindung mit Gott betrachten, wie es bei David und den anderen altteſtamentlichen Sängern der Fall war. Blicken wir hinauf zu den blauen Höhen des Himmels, an denen die Sonnenſcheibe ſteht, wo Gewitterwolken dahin ziehen, während das wärmſte Goldlicht über den Hochwald und über die Thäler ſtrömt, ſo müſſen wir der Worte gedenken, mit denen der Pſalmiſt die Macht des Schöpfers preiſt:

Ewiger, mein Gott, du biſt ſehr groß,
mit Majeſtät und Pracht biſt du angethan.
Der ſich hüllet in Licht wie in den Mantel,
ſpannt aus die Himmel wie die Zeltdecke;
der bälket in den Waſſern ſeine Söller,
macht Wolken zu ſeinem Fahrzeug,
wandelt auf den Fittigen des Windes. (Pſ. 104.)

Oder wälzen ſich über die Kuppen und Kämme der Berge dunkle, ſchwarze Wolken daher, thürmen ſie ſich in Ballen wie Baſaltmaſſen, ſtöhnt der Sturm durch den Tannenforſt, rollt der Donner furchtbar in den tiefen Schluchten und rauſcht der

Regen in mächtigen Strömen hernieder, so hören wir die heilige Offenbarung Gottes:

Da wankte und schwankte die Erde,
und die Gründe der Berge erbebten,
und schwankten hin und her, weil er ergrimmt war.
Rauch stieg auf in seiner Nase,
und Feuer aus seinem Munde fraß,
Kohlen brannten aus ihm.
Und er neigte die Himmel und fuhr herab,
Wolkendunkel unter seinen Füßen.
Und er fuhr auf dem Cherub und flog,
und schwebte auf den Fittigen des Windes.
Er legte Finsterniß als seine Hülle rings um sich her,
als seine Laube Wassernacht, Wolkendickicht;
aus dem Glanz vor ihm fuhren dahin seine Wolken,
Hagel und Feuerkohlen. (Ps. 18.)

Sitzen uns zur Seite auf den Zweigen die Vögel des Waldes und begrüßen uns durch ihren Gesang, nisten sie im Laubversteck und brüten in traulich stiller Weise ihre Jungen aus, so hören wir gleichfalls die schönen Klänge des Psalmisten, wenn er ihr Thun und Treiben unter dem Bilde eines nach Gott sich sehnenden Herzens auffaßt und sagt:

Wie lieblich sind deine Wohnungen, Ewiger der Heerschaaren,
gesehnt hat sich und auch verschmachtet ist meine Seele nach den Vorhöfen des Ewigen!
Mein Herz und mein Fleisch jubeln zu dem lebendigen Gott.
Auch der Sperling hat gefunden ein Haus,
und die Schwalbe hat ein Nest, wohin sie gelegt hat ihre Jungen:
ich aber deine Altäre, Ewiger der Heerschaaren, mein König und mein Gott!

Und so könnten wir noch lange fortfahren. Die Natur in dem Lichte einer solchen Auffassung wird immer eine Offenbarung des göttlichen und des menschlichen Lebens.

Sie erscheint uns zunächst objectiv als eine Offenbarung des

göttlichen Lebens, denn sie verkündet uns nicht allein das Dasein eines göttlichen Wesens, sondern zeigt uns dasselbe auch nach seinen Wesenheiten, nach seinen inneren Merkmalen und Eigenschaften. Vom Himmel bis zum Sandkorn, vom großen Landthier bis zur kleinen Mücke, vom starken Waldbaum bis zum zarten Moose auf dem Felsen hören wir die einheitliche Predigt: „Es giebt einen Gott, der uns hervorgerufen hat.“ Die Vollkommenheit und Schönheit der Natur, ferner die Harmonie, mit der alles zum Ganzen wirkt, der dauernde Fortbestand der Creaturen reden wieder von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes. Treffend bemerkt Thomas von Kempen (B. II. c. 4.): „Kein Geschöpf ist so klein und gering, daß es nicht Gottes Güte bekundet.“

Doch aus der Natur spricht uns auch subjectiv ein uns ähnlicher Geist an, sie ist ein vollwesentliches Spiegelbild unserer eigenen Wesenheit. Die einzelnen Naturdinge erscheinen dann als Ausdruck menschlicher Tugenden und Zustände. Die Eiche, die Cypresse, die Lilie, die Rose, das Veilchen, die Nachtigall und unzählige andere Thiere und Gewächse sind als Symbole schon längst allgemein angenommen. Der Dichter ist nie verlegen, fast für jedes kleine oder große Naturding immer neue Deutungen zu finden, welche in Beziehung zum Menschen stehen. Eine solche vermenschlichende Auffassung der Natur hat ihre volle Berechtigung, ihre große Wahrheit.

Beide Betrachtungsweisen aber in ihrer innigen Verschmelzung regen mächtig und ergreifend auch unser Gefühl an. Sie stimmen das Gemüth unendlich harmonisch. Welch hohe und reine Freude strömt uns nicht zu, wenn wir die Unendlichkeit, Macht und Weisheit, die Güte und Vorsehung, die Erhabenheit und Lieblichkeit, die unbegreifliche Vollkommenheit des Schöpfers in seinen Geschöpfen erkennen und bewundern! Auch von dieser Einwirkung der Natur giebt der Psalmist Zeugniß, wenn er sagt:

Gut ist's, zu danken dem Ewigen,
und zu spielen deinem Namen, Höchster!

Denn du haſt mich erfreut, Ewiger, durch dein Thun,
über die Werke deiner Hände will ich jubeln!
Wie groß ſind deine Werke, Ewiger!

Jedes von ſo inniger, heiliger Freude über die Schönheit und Herrlichkeit der Natur durchdrungene Gemüth wird wie von ſelbſt zur Andacht, zum Gebete geſtimmt. Der Lobpreis Gottes fließt ganz natürlich und ungezwungen aus dem lauteren Quell des Herzens.

Doch gehen wir von dieſen einleitenden Vorbemerkungen nun zur Naturinnigkeit Jeſu über und ſehen zu, wie ſich dieſelbe im Lichte ſeines Geiſtes geſtaltet.

Nach den evangeliſchen Quellen war Jeſus ein großer Naturfreund. Er beſaß einen außerordentlich empfänglichen Sinn für die Natur; ſein Gemüth beſeelte eine ungetheilte Freude über die wunderbaren und unaufhörlichen Manifeſtationen der großen und weiten Schöpfung. Mitten in dem herrlichen Reiche der Natur ſtehend, von ihrem verſchwenderiſchen Reichthum, ihrer lieblichen Mannigfaltigkeit, ihrer unendlichen Lebenskraft und nie verſiegenden Schöpfermacht umgeben, wurde er von dem ewigen Kreislaufe, dem ununterbrochenen Wechſel der Formen und Farben mächtig angezogen. Die Natur war für Jeſum ein Gotteswerk, eine heilige Offenbarungsquelle. Er erkannte die Natur in Gott. Sie war ihm die Stätte, wo Gottes Allmacht ſchaffte, ſeine Weisheit ordnete und ſeine Liebe ſich kund gab. Durch die ſichtbaren Dinge ſtieg er wie auf einer Leiter zur erſten belebenden Urſache auf, er ſah hinter allen Erſcheinungen den ewigen göttlichen Beweggrund. In der Harmonie der Kräfte und Wirkungen vernahm er eine himmliſche Melodie, welche ihn zur geiſtigen Verſenkung und Anbetung des Weltſchöpfers nach Weiſe der Propheten einlud.

Schon früh muß in dem heiteren und lebensfreudigen Jeſus eine ſympathiſche Hinneigung zur Natur geſchlummert, ſchon früh muß er ihre Sprache vernommen haben; es läßt ſich ſonſt das in ſeinem Lehrwirken ſo wunderbar tiefe Verſtändniß derſelben nicht erklären. Daher ſind wir wohl berechtigt die Vermuthung

auszusprechen, es habe die Natur auch schon in ihm als Knaben den ersten Trieb nach Gott wachgerufen. Durch den häuslichen und wahrscheinlich auch öffentlichen Unterricht wurde dieser Zug fortwährend belebt, geläutert und geklärt. Vielleicht entwickelte sich in dem Jünglinge schon die Gabe, für alles Ewige ein zeitliches Bild in der Natur zu suchen. Für den späteren Volkslehrer war und blieb die Natur — ein aufgeschlagenes Gottesbuch, jede Creatur — ein Spiegel des Lebens. Die reichen Schönheiten, die herrlichen Schauspiele des Naturlebens blieben von ihm nicht unbeachtet. Er entlehnte aus ihnen allenthalben Worte der Wahrheit. Wie von selbst gestalteten sich für ihn die sinnreichen Parabeln, die noch heute durch ihre Anmuth und Lieblichkeit uns ergötzen.

Mit besonderer Vorliebe wies Jesus auf die wechselnden und vergänglichen Gestalten des Naturlebens hin. Auge und Ohr hafteten aber nicht nur an der Oberfläche der Erscheinungen, sie drangen tiefer und suchten den in denselben sich abspiegelnden verborgenen Sinn zu erfassen. Selbst das Kleine und Unbedeutende in der Natur beobachtete er mit Lebendigkeit und Schärfe.

Den Forderungen der modernen Wissenschaft freilich entspricht Jesu Betrachtungsweise der Natur nicht. Er suchte nicht hinter die Erscheinungen in dem Sinne zu dringen, daß er den natürlichen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen ergründete, auch handelte es sich für ihn nicht um die Auffindung kosmischer Gesetze, mit einem Worte, er war kein äußerlicher Zergliederer der sinnenfälligen Naturvorgänge — seine Naturbetrachtung war vielmehr wie die der alttestamentlichen Sänger und Propheten eine theologische, eine religiös sittliche. Er erkannte die Natur, wie wir schon andeuteten, in Gott. Das ganze Naturleben erschien ihm sozusagen als der Pulsschlag und das Athmen Gottes. Daher bezog er alle Vorgänge und Erscheinungen in der Natur in gerader Linie auf Gott. Ohne Gott war ihm die Natur nicht mehr, als eine schöne Hülle, etwas Vergängliches, von dem der Mensch durch seinen Tod losgerissen wird. Durch Gott und in

Gott aber wandelte sie sich selbst zu einem bewunderungswürdigen Werke, das ihn in allen seinen Theilen die Schönheit und Vollkommenheit des himmlischen Bildmeisters erkennen ließ. Aus der Ordnung und Harmonie, aus der reichen Lebensfülle und dem dauernden Fortbestande trotz alles Wechsels erschloß sich ihm die Weisheit, Größe und Güte des Schöpfers. Mitten in den Annehmlichkeiten und Schönheiten der Natur schwang sich seine große Seele empor zu dem Unsichtbaren und Ewigen. Bei seiner ganzen Betrachtungsweise der Natur war und blieb Gott der unverrückliche Zielpunkt.

Durch diese religiös poetische Auffassung wurde die Natur für Jesum zu einem Spiegel, darinnen Gottes Wesen ihm entgegen leuchtete. Wenn auch Gott an sich selber, d. h. nach seinem metaphysischen Sein, ihm unergründbar blieb, so nahm er ihn doch in seinen Werken wahr. Dieselben bahnten ihm die Brücke zu einer immer tieferen Erfassung Gottes. Mit frommem Sinn achtete er auf ihre Vollendung und Schönheit, er vernahm ihre Sprache, er verstand ihr Wirken und ließ sich dadurch immer von neuem wieder zu Gott hinleiten.

Aber diese religiös poetische Anschauungsweise der Natur bewahrte Jesum auch vor mancherlei Fehlgriffen. Sie ließ ihn zunächst nicht in jene blinde und ungesunde Naturschwärmerei verfallen, mit welcher z. B. in neuerer Zeit viele Dichter, Denker und Künstler die Natur erfaßt, über alles erhoben und mit geistiger Genußsucht sich gleichsam in ihr berauscht haben, um dabei nur um so tiefer in Gottesvergessenheit zu versinken. Jesu lag niemals die Gefahr nahe, daß der Reiz, den die Natur auf seinen betrachtenden Geist ausübte, schließlich auch auf seinen Körper einwirkte, und daß zu der geistigen Vertiefung sich auch die sinnliche Schwärmerei gesellte. Ebenso wenig aber verfiel Jesus in die rohe materialistische, den Menschen entwürdigende, aber von neueren Naturforschern vielfach als die höchste Weisheit gepriesene Naturauffassung, nach welcher dieselbe bloß ein todter Stoff ist, und die den Menschen nur geboren werden läßt, um zu genießen, sich fortzupflanzen, zu sterben und

zu verweſen. Endlich hat ſich Jeſus auch wieder fern von jener gefährlichen Richtung der Naturverachtung gehalten, welche in den Genüſſen und Schönheiten der Creaturen nichts als Verführungen und Reizmittel zum Abfall von Gott erblickt und welche deshalb ein Recht zu haben glaubt, die Natur in ſcheuer Flucht zu meiden oder ſie gar unter die Füße zu treten. Da Jeſus die Natur in Gott erkannte, die Schönheiten ihrer Gebilde ihm Stufen zu Gott wurden, aus denen ihm des Schöpfers Größe, Macht und Herrlichkeit entgegenleuchteten, ſo achtete und ehrte er ſie ſtets als ein reines und lauteres Gotteswerk. Er ließ ſich von ihr anziehen und feſſeln, er merkte auf die ihr aufgedrückten göttlichen Spuren, ohne dabei ſich von ihr ſclaviſch anketten zu laſſen. So bevorzugt auch eine Creatur, ſo ſehr ſie auch mit den Reizen der Lieblichkeit und Anmuth ausgeſtattet ſein mochte, er iſt nie ihr willenloſer Sclave geworden. Aber eben ſo wenig ſah er in der Natur etwas von Gott, dem Ziele aller Frömmigkeit, Abziehendes, das der Menſch gefliſſentlich zu meiden habe. So ſind beide Extreme, das der Naturvergötterung und das der Naturverachtung in Wahrheit ſeiner Lehrſchau völlig fremd; bei objectiver Prüfung und Vergleichung ſeiner Ausſprüche kann weder das eine, noch das andere gefolgert werden.

Was war nun aber, ſpeciell betrachtet, die Natur für Jeſum? Was lernte er in ihrem Anſchauen? Sie war ihm an erſter Stelle ein Spiegelbild des göttlichen Geiſtes.

Jeſus betrachtete, wie geſagt, die ganze Natur als eine Offenbarung Gottes. Dadurch geſtaltete ſich ſeine Naturbetrachtung zu einem Gottesdienſte. In dem Aufblicke von der Natur zu ihrem Schöpfer verklärten und vergeiſtigten ſich alle Vorgänge und Erſcheinungen vor ſeinen Augen. Wie ſich das Licht durch die Wolken bricht, wie der hohe Himmel ſich in der Waſſerfluth ſpiegelt, ſo leuchtete ihm Gottes Offenbarung aus allem, was um ihn her geſchah, und in gewinnender, tröſtender, warnender Rede deutete er es für unſer Verſtändniß und legte es uns mit freundlichem Ernſte ans Herz. Am Himmel ging

die Sonne auf. Der begeisterte Dichter berauscht sich im Anschauen der feierlichen Pracht dieses goldenen Gestirns, das aus dem Ostthor wie ein siegender Held hervortritt, fröhlich zu laufen seinen Weg. Der forschende Menschengeist durchmißt mit scharfem Blick die Himmelsweiten, die der Sonne Licht erhellen; er ergründet nach künstlichem Gesetz die Welten, welche sie nah oder fern umkreisen — Jesus aber deutet uns den Sinn ihres allmächtigen Herrn. Die Sonne ist ein Gnadenzeichen am Himmel, ihr Angesicht verkündigt uns den göttlichen Frieden. Die Kraft, durch welche sie getragen, das unerschöpfliche Licht, das von ihr ausgegossen wird, ist Segen von Gott, ist himmlische Gabe für uns, mit der er geduldig und verschonend in das Haus jedes Guten und Bösen einkehrt.*) In sorgloser Ruhe flogen die Vögel umher. „Sorget nicht ängstlich für den anderen Morgen!“ lehrte Jesus. Aus ihrem munteren Geschwirr erkannte er Gottes Fürsorge. Desgleichen sah er auch in dem Grase, das Gott in ein herrliches grünes Gewand einhüllt, die alles in seine Obhut nehmende ewige Huld und Liebe. Beobachtete er zur Zeit der Ernte, wie die Schnitter den Weizen vom Afterweizen oder Lolche aussonderten, so dachte er an das Gericht und die Scheidung der Gerechten von den Sündern. So lagen Worte des Lebens und der Wahrheit von Gott für Jesum überall verborgen. Sie flossen ihm aus der Quelle, wuchsen in den Furchen, grünten im Garten, leuchteten am Himmel. Gern merkte seine offene Seele darauf, gern er-

*) Auch Talmud und Midrasch kennen eine Liebe Gottes zu allen seinen Geschöpfen. Im Tr. Sanhedrin fol. 39b (vergl. Midrasch Schemot fol. 140a) heißt es: „Als die Aegypter in dem Schilfmeere versanken, wollten die Engel ein Freudenlied anstimmen. Da sprach der Ewige mit unwilliger Stimme zu ihnen: Meine Geschöpfe liegen im Meere versunken und ihr stimmt einen Gesang an?“ Ebend. fol. 98b: „Wenn die Stunde des Falles der Heiden kommt, um dem Triumphe Israels Raum zu geben, stößt der Himmel folgende Klage aus: Diese und jene sind meine Geschöpfe; werde ich die einen für die anderen vernichten können?“ Jalkut Schimoni fol. 20b: „Der Ewige schwor Mose: Israelit oder Heide, Mann oder Weib, Knecht oder Freier, alle sind gleich vor mir; jedes gute Werk ist vom Lohne begleitet.“

forſchte er den geheimen Sinn, der in den wechſelnden, vergänglichen Geſtalten lag. Er erfaßte die Verheißung, den Troſt, der ihm daraus entgegen leuchtete; er vernahm die Drohung, die darin laut wurde.

Ja, die Natur war für Jeſum ein Spiegel Gottes, ein aufgeſchlagenes Gottesbuch, aus deſſen großen Buchſtaben er Unterweiſung ſchöpfte. Was ſein Auge nur ſchaute und ſein Ohr nur hörte, redete eine laute und vernehmliche Gottesſprache. Keine Creatur war ſo klein und ſo geringfügig, daß ſie ihn nicht zu Gott geführt und zu ihm emporgehoben hätte.

Doch die Natur war für Jeſum nicht blos ein Spiegel Gottes, er ſah in ihr auch einen Spiegel des Menſchen. Deshalb ſtellte er ſie in ſeinen kurzen Lehrſprüchen und Gleichnißreden allenthalben als ein würdiges Bild zur Beachtung und Nachahmung hin. Die Menſchen ſollten in ihr lehrreiche Winke über ihr eigenes verborgenes Geiſtesleben, über ihre ſittliche Herzensbeſchaffenheit finden. Dadurch wurde die Natur gleichſam zum äußeren „Gewiſſen“ des Menſchen. Wir könnten eine ganze Abhandlung ſchreiben, wenn wir eingehend zeigen wollten, wie Jeſus alle Proceſſe des Naturlebens zu einer religiös ſittlichen Symbolik geſtaltet hat. Da iſt alles voll lehrreicher Winke. Auch die kleinſten und alltäglichſten Erſcheinungen ſind von ſittlicher Bedeutung, und der Menſch kann von ihnen, wenn er ſie mit dem rechten Verſtändniſſe betrachtet, für ſein eigenes Geiſtes- und Gemüthsleben lernen. Am Himmel hintreibende Wolkengebilde, Morgen- und Abendröthe, Mittagsſchwüle, Feierabend, Nacht, die Geſtirne am Himmel, das Sandkorn am Meeresſtrande, der Ackerboden, der Fels, das Salz, das Metall, die Perle und noch viele andere Dinge ſind ſinnvolle Embleme. Beſonders bedeutſam ſind die Bilder aus der Pflanzen- und Thierwelt in Jeſu Reden. Der Weizen, das grüne Gras, das wuchernde Unkraut, das ſtachlichte Dornengeſtrüpp, das ſchwankende Schilfrohr, der fruchtanſetzende Weinſtock, der Feigenbaum, die ſchattenſpendende Senfſtaude, ſie alle führen eine beredte Sprache. Ebenſo ver-

künden das kriechende Gewürm, die munter ſpielenden Fiſche im Meere, die unheimlich ſchleichende Schlangen- und Otternbrut, die ins Getränk gefallene Mücke, der werthloſe Sperling, die falſchloſe Taube, die gluckende Henne, die ihre Küchlein unter ihre Flügel lockt, der gefräßige Wolf, der ſchleichende Fuchs — ſittlich religiöſe Wahrheiten. Sogar der Gliedbau des menſchlichen Leibes bleibt nicht ſtumm: Augen, Haar, Hand und Fuß mahnen zur Vorſicht und Wachſamkeit.

Einzelnen Naturdingen hat Jeſus gradezu eine beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet. Oben an ſteht wieder die Sonne. Sie iſt Beiſpiel für uns, Beiſpiel Gottes, an den hohen Himmelsraum hinaufgeſtellt, daß wir ſegnen ſollen, wie er, wohlthun und verzeihen, wie er es täglich an allen Menſchen thut. Jeſus verſtand die Sprache der Sonne in ihrer Majeſtät. Mußte er daher nicht als ein Kind ſeines liebevollen und freundlichen Vaters ſegnen, die ihm fluchten, wohlthun denen, die ihn haſſten? da Gott ſeine Feinde trug, ſollte er ſie nicht tragen? da Gott ihnen ſeine Barmherzigkeit zuwendete, durfte er ſie kränken? da Gott ihnen vergab, durfte er unverſöhnlich ſein? So wies die täglich aufgehende Sonne Jeſum einerſeits hinauf zum Himmel, wo Gottes Liebe waltete, andererſeits aber auch hinunter zur Erde, wo der Nächſte ſeiner Theilnahme und Freundlichkeit bedurfte. Doch das Sonnenbild hatte für Jeſum in ſeiner Zeit meſſenden Beſtimmung nach dem vierten Evangelium noch eine dritte Bedeutung. Es mahnte ihn zu wirken, ſo lange es Tag war, d. h. das Höchſte, das Beſte zu leiſten, was ihm möglich war; keinen Augenblick zu verlieren, ſo lange die rechte Zeit, die günſtige Gelegenheit ſich ihm darbot und ſeine Kraft dazu ausreichte. Er wendete daher allen Fleiß an, ſo lange die friſche Jugendkraft ihn ihm glühte. Nie verdarb er durch Müßiggang den Tag oder hielt er in behaglicher Trägheit inne, während die Stunden liefen. Sein ganzes Leben war ihm wie ein Tag, von dem er jede Stunde, die er nicht dem Fleiße, der Arbeit zugewendet, unwiederbringlich verloren hielt.

Sehr anregend und lehrreich hat Jesus nach einer anderen Seite hin das Naturbild vom Acker dargestellt. An seiner Verschiedenheit versinnbildlichte er die verschiedene Beschaffenheit des menschlichen Herzensbodens. Der harte, festgetretene Acker, der das Samenkorn nicht aufnimmt, malte ihm das unempfängliche, gleichgiltige Herz; der Felsengrund, auf dem das Samenkorn zwar aufgeht, aber von der Sonnenhitze bald versengt wird, die Oberflächlichkeit und Veränderlichkeit des Herzens; der mit Dornengestrüpp überzogene Acker wieder, in welchem das Samenkorn wohl Wurzel faßt, aber in seinem Wachsthum behindert wird, das im Erdentand gefesselte Herz, das endlich untüchtig wird zu jeder guten That; das gute, gereinigte Fruchtfeld endlich, in dem der Same nicht bloß tiefe Wurzeln schlägt, sondern auch dreißig-, sechzig- und hundertfältige Frucht bringt, das für die Aufnahme des Guten und Wahren empfängliche Herz. Kann es wohl eine tiefsinnigere und lebensvollere Symbolik geben? Auch der verwilderte und verdorbene Feigenbaum, der des Gärtners Pflege und Hoffnung täuscht, wurde ihm Bild eines in Sünden verlorenen, von Gott vergebens gesegneten Menschen. Hier wie dort gleiches Schicksal: Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.

Mahnungsvoll ist ferner das Bild vom schroff abfallenden Felsenriff. Es gewinnt im Munde Jesu eine doppelte Bedeutung. Einmal richtet es an den Menschen die Aufforderung, an Festigkeit des sittlichen Charakters ihm ähnlich zu werden, das andere-mal stellt es an ihn die ernste Bitte, für alles Wahre und Gute nicht hart und theilnahmlos zu bleiben. Betrachten wir ferner das Salz mit seiner erhaltenden würzenden, und durchdringenden Kraft, so verglich Jesus damit den erhabenen Beruf seiner Schüler. An dem blinkenden, in der Tiefe des Feldes verborgenen edlen Metalle und an der versteckten Edelperle des Händlers versinnbildlichte er den unschätzbaren Werth des Wahren und Guten, für dessen Besitz der Mensch alles aufbieten muß.

Außerordentlich lieblich und lebensfreudig ist die Symbolik

der Lilien. „Sehet die Lilien auf dem Felde an," ſo lautet der Ausſpruch Jeſu, „wie ſie wachſen, ſie arbeiten nicht, auch ſpinnen ſie nicht." Dieſe zarten und duftigen Staubgebilde offenbaren Gottes fürſorgende Liebe und Güte. Wenn Gott ruft, hören ſie es in ihrer Tiefe und arbeiten ſich voll eiliger Haſt durch die ſchwere Erddecke, unter jedem Steine herauf; ſie breiten ſich aus über das Land und ſchlingen ihre liebliche Kette um die Hügel her, über Wieſen, Gärten und Felder, ehe Menſchenaugen ſie ſehen und ehe Menſchenhände ihnen helfen können. Wie nun jede wächſt und gedeiht, wie ſie ſich gegen Sturm und Regen feſthält mit ihren Wurzeln an dem mütterlichen Boden, wie ſie den Saft auftrinkt, der ihr Erdreich feuchtet, in Luft und Sonnenſchein ihren Tiſch und ihre Nahrung findet, wie ſie im Verborgenen ihre Blätter, ihre Knospen bereitet, und wenn die Stunde kommt, ihren ſchönen Kelch aufthut vor dem Tageslichte — Wunder des Ewigen waren dieſe zarten Gebilde vor Jeſu Augen! Obgleich blind und ſeelenlos, ſo verſteht doch jede aus dem verächtlichen Staube und dem durchſichtigen Thautropfen die Farben heraus zu finden, mit denen ſie ſich ſchmücken, das duftige Kleid zu weben, in das ſie ſich einhüllen will; und ſie bringt ihre Arbeit mitten unter ihren Schweſtern, unter den Tauſenden, die ſich neben ihr aufrichten, ſo geſchickt zu Stande, als ob an ihr allein die Schöpferhand Gottes ſich kundgäbe. „Ich ſage euch," fährt Jeſus fort, „daß auch Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen iſt, wie derſelben eine." Wie friſch und frohmuthig, wie anmuthsvoll und lebensfreudig! Wie konnte Jeſus angeſichts dieſer ſtummen Gebilde, die ohne Geiſt und Herz ihre Schönheit vor ſeinen Füßen enthüllten, ruhelos ſorgen? Wenn Gott ſchon die Lilien alſo kleidete, um wieviel mehr mußte ſich ſein allſehendes Auge auf ſeine Bedürfniſſe richten? Noch heute macht das Bild von der Lilie auf jedes reine und fromme Herz einen belebenden, ſtärkenden und ermunternden Eindruck. Durch die Herrlichkeit und Vollkommenheit jener Blüthen fühlt der Menſch ſich aufgefordert, ſeinen Geiſt zu ſchmücken. Er mag nicht zurückſtehen hinter den

ſchimmernden, wogenden, duftenden Gewächſen. Er macht ſich auf und ſäumt nicht, das Werk an ſich ſelbſt zu vollenden, das ihm von Gott aufgetragen iſt. Er ergreift, was ihm zum geiſtigen Schmucke werden, was ihn bilden und vervollkommnen kann. Weiß er doch, je umfaſſender ſein Geiſt iſt, je heller ſein Verſtand, je edler ſein Gefühl, je empfänglicher für das Gute ſein Herz, je entſchloſſener dazu ſein Wille wird, deſto mehr findet ſein Vater in den Himmeln Wohlgefallen an ihm. Sein Auge ſchaut in das Verborgene, es forſcht nach ihm, wo er ſteht und merkt darauf, ob er auch heranreift auf dem Acker der Welt für die Herrlichkeit eines unvergänglichen Lebens. — Auch die unzähligen Luftbewohner, die Vögel, ſind lautredende Prediger der göttlichen Weltregierung. „Sehet die Vögel unter dem Himmel an, wie ſie nicht ſäen und ernten, noch in die Speicher ſammeln und euer himmliſcher Vater ernähret ſie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn ſie?“ Wie aufmunternd und lebensfreudig, wie hoffnungsreich und tröſtlich! In ſorgloſer Ruhe flattern die kleinen Geſchöpfe in der Luft umher. Obgleich ſie nirgends eine eigentliche Heimath haben, ſondern als freie Weltenbürger vom großen Weltengute zehren, ſind ſie doch wohlgemuth und kennen keine Sorge. Sie halten ihre Mahlzeit, ſtillen ihren Hunger und finden ſicheres Obdach in Sturm und Wetter. Es iſt, als ob jeder Vogel wüßte, daß er einen Vater im Himmel habe, der in ſeiner Liebe und Freundlichkeit für ſein Leben ſorgt. Und der Menſch — der doch einen viel größeren Werth hat — warum quält er ſich mit ängſtlicher Sorge um ſeine irdiſchen Bedürfniſſe? Sollte ihn etwa die ewige Liebe, die den armen, bedeutungsloſen Vögeln Nahrung giebt, vernachläſſigen? Sollte ſie nicht ſeine ſchützende Hand über ihn ausbreiten und ihm alles Gute ſchenken?

Wie tief ſymboliſch iſt nicht das Bild von dem mit Lolch untermengten Weizenfelde? Jeſus hat es zu einem geiſtigen Spiegelbild für die Menſchenwelt gemacht. Der Menſch ſoll darin erkennen, wie auf Erden Böſe und Gute ungeſchieden neben einander leben. Gott kennt die Miſchung, aber er läßt

ſie ruhig beſtehen bis zur Zeit der großen Welternte, da werden die Guten von den Böſen abgeſchieden. Nach einer anderen Seite wieder kann das Bild den Menſchen auf ſein eigenes Innere hinlenken. Wie der Lolch anmaßend ſein Haupt über die gebückten Weizenhalme emporſtreckt, ſo ſtrebt auch in der Bruſt des Menſchen das Böſe über das Gute zu herrſchen.

Und nun das Senfkorn. Auch dieſes hat eine ideale Bedeutung. Jeſus verſinnbildlichte an ihm den Entwickelungsproceß des Guten im einzelnen Menſchen wie in der ganzen Menſchheit. Klein und unſcheinbar iſt das Senfkorn im Anfange, allmählich aber wächſt es und wird zu einer herrlichen Staude. Ebenſo entfaltet ſich das Gute. Im Herzen entzündet ſich ſeine Flamme und arbeitet mit ihrer leuchtenden und wärmenden Kraft ſo lange, bis die ganze Natur des Menſchen für das Gute erglüht. Auch im Entwickelungsgange der Menſchheit kommt das Gute immer mehr und mehr zur Geltung und wird endlich eine alles beherrſchende Macht werden. — An dem reichen Ernteſegen lehrte Jeſus, der Menſch müſſe mitten unter irdiſchem Ueberfluſſe ſeinen Sinn auf das Himmliſche richten; er müſſe ein Leben in Gott höher achten, als alles Glück und Wohlſein, das die Erde bietet. Wie mächtig das reiche Erntebild Jeſum ſelbſt ergriff, beweiſt uns am beſten ſein ganzes Leben. Er hielt es für ſeine höchſte Aufgabe, mitten im irdiſchen, rings umſchloſſenen und beengten Daſein ſich zum Ewigen und Geiſtigen zu erheben. Er ſtrebte empor zu dem himmliſchen Weltenvater und kannte nichts Schrecklicheres, als durch Sündenſchuld, durch geheime Gewiſſensangſt verworfen zu ſein. Der Friede mit Gott galt ihm höher, als das Wohlgefühl voller Geſundheit und Lebenskraft, mehr als Menſchenfreundſchaft, mehr als Mutter- und Geſchwiſterliebe, wenn ſie ihn aus verwerflichen Rückſichten untreu machen wollte in ſeiner auf das Göttliche gerichteten Lebensarbeit. Es war ein nothwendiges Bedürfniß, in Hingebung und Liebe zu Gott täglich zu wachſen. Und die Gewalt dieſes inneren Zuges drängte aus ſeiner Seele alle eitlen Wünſche, ſiegte über die verſuchenden

Begierden, erfüllte ihn mit einem durstenden Verlangen, den göttlichen Willen zu vollbringen. Sein unabläſſiges, den ganzen Tag ausfüllendes Wirken aber machte ihn auch unendlich glücklich. Es verlieh ihm des Himmels reinen Frohgenuß; er fühlte ſich unausſprechlich ſelig.

Ein hohes allegoriſches Intereſſe hatte für Jeſum endlich auch der Gliedbau des menſchlichen Leibes. Alles am Menſchen war ihm von tiefer ſinnbildlicher Bedeutung. Das Auge, die Leuchte des ganzen Körpers, ohne die er im Dunkeln tappen würde, iſt Bild des geiſtigen und göttlichen Lichtes, welches die das Wahre und Gute vor unſeren Augen verhüllende Finſterniß verſcheucht. Fehlt dem Menſchen dieſes Licht, ſo kann er ſich nicht erkennen, er wird ſeine Schwächen und Fehler nicht gewahr. Das innere Licht zeigt dem Menſchen, was er iſt, und es offenbart ihm den Weg zu Gott. Wie das Auge, ſo gewannen ferner auch Hand und Fuß als die Vermittler des Verkehrs von Innen nach Außen lehrreiche ſittliche Bedeutung. Selbſt Speiſe und Trank, welche das leibliche Leben erhalten, bildeten für Jeſum einen ſittlichen Proceß ab. Nicht das, was in den Leib geht, verunreinigt den Menſchen, ſondern das, was aus dem Herzen herausgeht. Ja nicht einmal das Haar auf dem Haupte hat Jeſus unberückſichtigt gelaſſen; es gehört mit zur eigenweſentlichen Vollkommenheit des Körpers und wir ſind nicht im Stande, ein einziges weiß oder ſchwarz zu machen.

So hoffen wir denn gezeigt zu haben, daß Jeſus in Wahrheit die ganze Natur in ihrem wechſelvollen Kreislaufe, in ihrem Entſtehen und Vergehen, in ihrem Aufblühen und Abſterben, in den Dienſt ſeiner religiös ſittlichen Belehrung an die Menſchen geſtellt hat. Wunderbar verſtand er es, alle Vorgänge und Erſcheinungen des Naturlebens zu Spiegelbildern Gottes und des eigenen Herzens zu geſtalten. Aus dem Sinnlichen leuchteten ihm ſittliche Wahrheiten entgegen und mit freundlichem Ernſte führte er dieſelben den Menſchen zu Gemüthe. Keine Creatur war ſo unbedeutend, daß er

nicht von ihr gelernt, daß sie ihm nicht ein Wort der Mahnung oder des Trostes, des Ernstes oder der Freude zugeflüstert hätte. Wie die Natur aber für Jesum eine heilige Lehrmeisterin war, so kann und soll sie auch uns eine solche sein. Und sie wird es werden, sobald wir nur wie er ein aufmerksames Auge und Ohr für ihr Leben und Wirken haben. Nahen wir ihr uns mit dem rechten sinnigen Verständniß, so erschließt sie uns gern und bereitwillig ihren sittlichen Offenbarungsgehalt und gewährt uns einen tiefen Einblick in Gottes wie in unser eigenes Leben.

Ganz natürlich war es daher, daß Jesus bei so verständnißvollem Naturſinn am liebsten in der Natur lehrte. Da umwehte ihn Gottes Hauch unmittelbar, und die ewigen Wahrheiten traten ihm in tausendfachen Bildern unmittelbar entgegen. Das feierliche Leben und Weben rief ihm fortwährend ein: „Empor das Herz!“ zu. In der ersten Zeit seiner galiläischen Lehrarbeit schlug er seine Rednerbühne gradezu in der freien Natur auf, und nur an Sabbathen und Festtagen vertauschte er ihren Lehrtempel mit der Synagoge oder der Midrasche. Besonders waren es die Ufer des Genneſar, welche ihn mächtig anzogen. Da saß der große sinnige Weise, vertieft in den Anblick des Sees, wenn er, sich im ruhigen Gleichgewichte haltend, an seiner stillen Oberfläche schimmernd erglänzte, oder wenn er, vom Winde sanft bewegt, leichte, smaragdgrün glänzende Wellen trieb. Hoch über dem lieblichen See aber strahlte das reinste Licht und munter zogen die kleinen flüchtigen Wolken im heiteren Luftblau dahin. Die Schönheit dieses Anblicks mußte seinem sinnigen Geist das Gefühl der Frohheit verleihen, seine Brust mußte in Lust und Freude schwellen, und mit frischem Muth zu schönen Thaten streben. Kamen dann Leute aus den Ortschaften an das Gestade, welche ihn zu hören begehrten, so trat er, aufgeräumt, hell und frei im Innern des Geistes, in einen Kahn und hielt einen Lehrvortrag. In frischen und lieblichen Naturbildern führte er der Versammlung die Geheimnisse des Himmelreichs vor. Seine

Rede war fesselnd und hinreißend und machte einen gewaltigen Eindruck auf die Herzen der Hörer. Ueberall wo seine Worte hinfielen, zündeten sie und fachten die glimmenden Funken zur hellen Flamme an. Nichts Doctrinäres und Geschraubtes hatte Jesu Vortragsweise, noch weniger lag etwas Krankhaftes in seinen Aussprüchen. Man merkte es dem Redner an, wie seine Gedanken aus der innersten Empfindung seiner Seele hervordrangen, wie sie der Ausfluß eines von Lebensglück und Seligkeit erfüllten Herzens waren. Wer von den Hörern nur einigermaßen ein offenes Auge hatte, der mußte es fühlen, daß in Jesu die Brust war, von der Goethe sagt:*)

die eine Welt in sich erschuf,
Und trug und hegte, die mit Freudebeben
Erschwoll, sich uns den Geistern gleich zu heben.

Und wie konnte es anders sein? Wo Jesum tausend Freudenspuren umgaben, wo Gott, Mensch und Natur in seiner Seele einen schönen harmonischen Dreiklang bildeten, konnte er da trübe und düster dreinschauen? konnte er da ein freudenloses Dasein führen? konnte da der Abend für ihn freudenleer entfliehen und freudenleer der Morgen nahen?

Die meisten Reden Jesu tragen den Charakter der einzelnen Jahreszeiten. Im Anfange seines Lehrwirkens weht es durch seine Vorträge sanft und mild, wie Frühlingshauch, da bricht, wie der Dichter sagt,**)

die starre Todtenhülle,
Lebt und strebt in Freudenfülle,
Was des Lebens Odem trank.

Der Ton seiner Aussprüche ist hoffnungsreich und glückverheißend wie Frühlingsgrün. Ströme der Lust und Wonne fließen aus seinem Freudenbecher. Wie der Saft in Bäumen und Sträuchern, in Halmen und Gräsern unaufhörlich kreist,

*) Vergl. Werke, Octav A. 1840 B. 11, S. 23.
**) Vergl. Schmidt von Lübeck 240.

ſo wogten die Gedanken in ſeinem Herzen auf und nieder. Ueber der galiläiſchen Thätigkeit liegt ein ſo friſcher und frohmüthiger Wonnehauch ausgebreitet, daß ſie ganz und gar in den Farbenſchmelz des Frühlings eingekleidet iſt. Beſonders ſchillert die ſogenannte Bergpredigt in den lieblichen Farbentönen des Frühlings. Die Lehrthätigkeit der Folgezeit dagegen läßt ſchon mehr die Gewitterſchwüle des Sommers und die Stürme des Herbſtes hervortreten. Da verfinſtert ſich zuweilen der Horizont, es thürmen ſich ſchwere Gewitterwolken zuſammen, und heftige Donner, von zuckenden Blitzen begleitet, durchrollen die Luft. Doch Gewitter ſind vorübergehende Naturerſcheinungen. Nach dunkler Wetternacht klärt ſich der Himmel wieder auf, und die helleuchtende Sonne ſendet wieder ihre Strahlen auf die Erde. Auch die Stürme des Herbſtes ſauſen und brauſen ſich aus; haben ſie ihren Zweck erfüllt, ſo beruhigen ſich die wilden Elemente. Das Gleiche war bei Jeſu der Fall. Die harten Conflicte, in die ihn ſein rückſichtsloſer Eifer gegen das verknöcherte, alle freie, ſittliche Entwickelung lähmende Satzungsthum der Orthodoxen brachte, führten ſeine Ausſaat der Ernte nur näher. Nach ſieggekrönten heißen, geiſtigen Schlachten erglänzt ſein Auge ſofort wieder vom hellen Freudenſtrahl des Glücks; er iſt wieder der lebensfrohe und lebensheitere Held, welcher mit freudig dankbarem Aufblick zu ſeinem himmliſchen Vater auf die Welt des Irrthums und Wahnes ſchaut, die er in Trümmer zerſchlagen hat.

§ 15.

Die Menſchheitinnigkeit Jeſu.

Außer dem Leben der Natur erfaßte Jeſus mit derſelben Innigkeit und gleich ſcharfer Beurtheilung auch das menſchliche Leben „in ſeiner Länge und Breite, in ſeiner Höhe und Tiefe.“ Dasſelbe geſtaltete ſich in allen ſeinen Vorgängen und Ereigniſſen für ihn zu einer tiefen Symbolik und bot ihm zahlreiche Analogien

und Bilder für seine Lehre vom Reiche der Himmel dar. Bald wurden die Menschen von seiner Person angezogen und drängten sich schaarenweise um ihn, bald wieder suchte er dieselben auf, um ihnen die ewigen Wahrheiten, die seinen Geist bewegten, vorzutragen. Niemals bemerken wir an ihm einen eigentlichen Menschenüberdruß. Nur wenn die Arbeit seinen Körper außerordentlich angespannt und abgemüdet hatte, fühlte er das Bedürfniß nach zeitweiliger Einsamkeit. Es war das aber nicht jener weltsatte Rückzug des Klausners, sondern der heiße Sehnsuchtsdrang nach dem stillen Alleinsein mit seinem Vater in den Himmeln. Auch in der Abgeschlossenheit regte sich in ihm die innige Freude am Leben. Wenn die Stunden stiller Einsamkeit vorüber waren, und er im andachtsvollen Gebet Stärkung empfangen hatte, trieb es ihn von neuem wieder in die menschliche Gesellschaft zurück. Wäre Jesus ein Anhänger der Essäerbrüderschaft gewesen, so hätte er sich nicht mitten in die wogenden Fluthen des Lebens gestellt. Soviel wir überhaupt von den Essäern wissen, waren sie eine weltscheue und weltsatte Genossenschaft, welche, die Welt verachtend, geflissentlich allen Umgang mit Menschen vermied. Jesus dagegen stand in regem Verkehr mit den Menschen, ohne dabei auf Stand, Bildung, Geschlecht und Alter Rücksicht zu nehmen. Der Arme hatte bei ihm ebenso Zutritt, wie der Reiche, der Hohe wie der Niedrige, der Gelehrte wie der Ungelehrte. Wir sehen in Jesu Nähe hohe Standespersonen, wie Pharisäer und Schriftgelehrte, aber auch Leute aus den mittleren und unteren Volksschichten, wie Fischer und Landleute. Selbst über die hemmenden Schranken der Nationalität und der Religion setzte er sich hinweg, wie seine Reisen nach Syrophönizien und Samarien beweisen. Sein liebedurstiges, menschenfreundliches Herz versagte sogar der unmündigen Kinderwelt nicht Aufmerksamkeit und Theilnahme.

Weil Jesus ganz besonders dem niederen Volke seine Liebe zuwandte, so hat man wiederholt behauptet, er sei ein Armenführer gewesen, und seine Lehre habe vorzugsweise auf den Pauperis-

mus abgezielt. Dieſe Annahme aber entbehrt vollſtändig der Begründung. Soweit wir die von ihm hervorgerufene religiös ſittliche Bewegung verfolgen können, trägt ſie nicht im geringſten den Charakter einer Armenbewegung. Ueberhaupt würden wir uns von der galiläiſchen Bevölkerung einen ganz falſchen Begriff machen, wenn wir glauben wollten, ſie hätte nur aus Armen und Mittelloſen beſtanden. Nicht einmal von den Schülern Jeſu läßt ſich mit Gewißheit ſagen, daß ſie, obwohl ſie zumeiſt nur das Fiſcherhandwerk betrieben, arm waren. Wenn Jeſus in ſeinen öffentlichen Lehrvorträgen hin und wieder als Patron der Armen auftrat und eine Lanze für ſie brach, ſo lag der Grund davon lediglich in ſeinem von freundlicher Nächſtenliebe überfließenden Herzen. Nach ſeiner Anſchauung hatte der Arme ſchon wegen ſeiner äußeren Nothlage einen beſonderen Anſpruch auf Theilnahme und wohlwollende Beachtung. Daher betrachtete er es als eine heilige Pflicht der begüterten Klaſſe, durch Mildthätigkeit das traurige Loos der Armen zu lindern. Nie aber iſt es Jeſu in den Sinn gekommen, der Armuth ein beſonderes Verdienſt zuzuſchreiben, wie denn überhaupt die äußeren Verhältniſſe in ſeinen Augen durchaus nebenſächlich und von untergeordneter Bedeutung für das religiös ſittliche Leben der Menſchen waren. Der bittere Mangel an den Gütern dieſer Welt giebt dem Menſchen ebenſowenig ein Anrecht auf den glückſeligen Zuſtand im Jenſeits, wie die Fülle derſelben mit Nothwendigkeit den Ausſchluß davon bedingt. Im Gegentheil, ſowohl Reichthum als Armuth haben große Gefahren. Der Ueberfluß an irdiſchen Gütern verleitet oft zu frevelhafter Genußſucht und drängt alle geiſtigen, die Ewigkeit betreffenden Intereſſen in den Hintergrund. Er ſtumpft die Sinne ab, macht die Seele öde und leer und erſtickt endlich ſogar das Gefühl des Mitleids für das Elend der Armen. Mangel und Entbehrung dagegen rauben leicht das Gottvertrauen und erfüllen die Seele mit Mißmuth und Unzufriedenheit. Glücklich daher der Arme, der trotz äußeren Mangels ſein Gemüth auf das Ewige und Göttliche hinlenkt und ſich in ſeinem gläubigen Gott-

vertrauen nicht erschüttern läßt! Glücklich aber auch der Reiche, der im Ueberflusse Mildthätigkeit gegen seine nothleidenden Mitmenschen übt!

Jesus hat mithin vom sittlichen Standpuncte aus die Licht- und Schattenseiten der Armuth und des Reichthums ins Auge gefaßt. Die von ihm vorgetragenen Gleichnißreden gegen den Reichthum sind nur als ernste Warnungen vor falschem Gebrauch desselben zu betrachten. Am deutlichsten bestätigt das Gesagte der Ausspruch: „Sehet und hütet euch vor der Habsucht, denn im Ueberfluß leben heißt noch nicht das Gut des Lebens haben." Jene directen Aufforderungen der Synoptiker zur thatsächlichen Losmachung von irdischen Gütern, desgleichen die häufig wiederkehrenden Glücklichpreisungen der Armen haben eine so kränkelnde Färbung, daß sie Jesus kaum in dem vorliegenden Wortlaute gesprochen haben kann. Sie sind wahrscheinlich durch einseitige Auffassungen seiner Schüler entstellt worden.

Wie für Jesum die Lebensstellung der Menschen keine hemmende Schranke in seinem Verkehr bildete, so auch nicht die Verschiedenheit der Gemüthsstimmung. Er trat in den Kreis der Fröhlichen und nahm an ihren heiteren Gelagen Theil, so daß sein Verhalten ihn sogar bei der scheelsüchtigen und grämlichen Partei der Hierarchen in den Ruf eines Essers und Trinkers brachte, und wir sehen ihn auch in der Nähe der Traurigen und von schweren Schicksalsschlägen Niedergebeugten. Ihnen kam er ganz besonders theilnahmsvoll entgegen; es genügte ihm nicht nur, zu weinen mit den Weinenden, nein, als eine ebenso zartfühlende wie energische Natur suchte er Leid und Schmerz durch seine sittliche Gewalt zu bannen.

Endlich war auch die sittliche Beschaffenheit der Menschen für Jesum kein Hinderniß des Verkehrs. Ließ doch Gott, sein himmlischer Vater, seine Sonne über Böse und Gute leuchten und Regen strömen über Fromme und Frevler, wie hätte er, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, die Liebe und Freundlichkeit Gottes in endlicher Weise nachzuahmen, die zurückstoßen

können, welche Gott trug, wie hätte er denen fluchen sollen, die Gott segnete! Es wurzelte in Jesu der Glaube, daß alle Menschen für das Reich der Himmel berufen und daß selbst die der Wiederaufnahme noch fähig seien, welche eigenwillig aus dem göttlichen Vaterhause geschieden waren. Aus diesem Grunde schenkte Jesus gerade den in der öffentlichen Meinung Zurückgesetzten, den verworfenen Zöllnern und Sündern mehr Aufmerksamkeit, als denen, welche in verblendeter Selbstüberhebung sich einbildeten, fromm und gerecht zu sein. Er erkannte, daß der demüthige und reuige Sinn bei jenen noch Hoffnung auf Besserung versprach, während der geistliche Hochmuth dieser jede Möglichkeit einer sittlichen Umkehr ausschloß. „Die Kranken bedürfen des Arztes, aber nicht die Gesunden," so lautete daher Jesu kurzes Vertheidigungswort, als ihm einst der Verkehr mit sittlich gesunkenen Leuten zum scharfen Vorwurf gemacht wurde. Auf diese Weise trug Jesus kein Bedenken, den Zöllner Levi zu seinem Schüler zu ernennen, und er scheute sich später nicht, auf seinem Zuge nach Jericho in dem Hause des Zollpächters Zakchäus einzukehren. Mit welcher bewunderungswürdigen Energie trat er nicht für die Ehebrecherin in der Midrasche ein! „Wer unter euch," ruft er mit sittlicher Entrüstung den sie umstehenden Hierarchen zu, „sich rein weiß von einer Sünde, der stehe auf und werfe den ersten Stein auf sie." Sein schneidendes Machtwort brachte die Ankläger zum Verstummen, sie zerstreuten sich nach allen Richtungen, und Jesus stand mit seiner Clientin in der Lehrhalle allein — ihr Leben war gerettet.

So mild und nachsichtsvoll sich aber Jesus gegen die von der Welt Ausgestoßenen und moralisch Gefallenen zeigte, so scharf und unerbittlich kämpfte er gegen die Feinde der Wahrheit und frommthuenden Heuchler. Ihnen gegenüber erscheint sein Antlitz sogar finster, und seine Worte werden zu vernichtenden Donnerschlägen.

So sehen wir denn Jesum auf dem Ocean des menschlichen Lebens einhersteuern; bald wird sein Lebensschifflein von sanften,

bald von toſenden Wellen getragen. Nie jedoch gerieth der lebensfreudige Schiffer in die Sturmfluthen des Lebens. Verführeriſcher Glanz und eitle Prunkſucht konnten ſeinen Sinn nicht vom Ewigen abziehen, oder ſeine Willenskraft ſchwächen. In jeder Situation wußte er Maß und Ziel zu halten. Nie ließ er ſich von den Umſtänden und Verhältniſſen fortreißen, überall ſpielte er nur den aufmerkſamen Beobachter und geiſtvollen Kritiker. Dieſer Zug iſt für die Beurtheilung Jeſu von höchſter Bedeutung, aus ihm erklärt ſich allein das andauernde, harmoniſche Gleichgewicht ſeiner ganzen Perſönlichkeit. Wie der Schmerz ihn nicht dauernd verdüſterte, ſo machte die Freude ihn nicht ausgelaſſen und zügellos.

Jeſu war eine ungemein ſcharfe Beobachtungsgabe des menſchlichen Lebens eigen. Mit verſtändnißvoller Klarheit hat er die verſchiedenſten Verhältniſſe und Vorgänge in das Bereich ſeines Unterrichts gezogen. Die Evangelien zeigen charakteriſtiſche Spiegelbilder von Stadtleben und Einſamkeit, von Palaſt und Kerker, von ſchwelgeriſchen Gelagen der Reichen und bitterer Dürftigkeit der Armen, von den Freuden der Brautleute und den Marktſpielen der Kinder. Beſonders bot das Landleben Jeſu eine Fülle von Analogien für ſeine ſittlich religiöſen Lehrvorträge. Der fröhliche Säemann, der mit hoffnungsvollem Sinn den Samen dem Schoße der Erde anvertraut und im Geiſte ſchon den dreißig-, ſechzig- und hundertfachen Ernteſegen erblickt, der fleißige Winzer, der den ganzen Tag im heißen Sonnenbrande im Weinberge ſeines Herrn zubringt, der freundliche Gärtner, der ſich keine Mühe verdrießen läßt, um auch von dem unfruchtbaren Feigenbaume noch Frucht zu erhalten, das alles ſind Figuren, welche in Jeſu Gleichnißreden leibhaftig und in Wirklichkeit vor unſere Augen treten. Die meiſten Beſchäftigungen des Landmanns, das Graben, Pflügen, Pflanzen, Bedüngen, Gäten, Abſicheln, Erweitern der Speicher, Keltern der Trauben, Kneten und Backen haben in ſeinen Reden und kurzen Ausſprüchen dankbare Verwerthung gefunden. Keine Arbeit lag ihm zu fern und war ihm zu grob

materiell, als daß ſie ihm nicht einen dankbaren Reflex auf geiſtige Verhältniſſe und Zuſtände dargeboten hätte. Mit großer Schärfe beurtheilte Jeſus namentlich das menſchliche Thun und Treiben, deſſen Zweck und Ziel nur im Irdiſchen wurzelte. Es gehört hierher der thörichte Bauer, der im Begriffe ſteht, ſeine Scheunen abzubrechen und größere zu bauen, um den reichen Feldertrag aufzuſpeichern, leider aber nicht bedenkt, daß er die Jahre ſeines Lebens nicht mit aufſpeichern kann; der unbeſonnene Bauherr, der einen Bau aufführt, deſſen Koſten er zuvor nicht überſchlagen hat, oder der einen ſandigen Grund dazu wählt, welcher den Elementen nicht Widerſtand zu leiſten vermag. Auch der in Sünden ergraute Verwalter gehört hierher, dem, als er in Folge ſeiner liederlichen Amtsführung den Verluſt ſeines Poſtens wittert, ſein Ehrgefühl wohl zu arbeiten und zu betteln, aber nicht zu betrügen verbietet. Auch in vielen anderen Beziehungen wußte Jeſus den Menſchen in ſeinem Thun und Treiben für die Zwecke ſeines Unterrichts ſymboliſch nutzbar zu machen. Wir erinnern an die Blinden, die ſich für die berufenen Wegweiſer halten, nicht minder an die geladenen Gäſte, welche die ehrenvolle Auszeichnung ihres Vorgeſetzten in den Wind ſchlagen und nicht zum Gaſtmahle erſcheinen, weil ihnen zu derſelben Stunde nach ihrer Meinung höhere Vortheile und Genüſſe winken. In dieſelbe Kategorie fällt die überflüſſige Sorge des Augenarztes, der ſelbſt einen Balken im Geſichtsfelde trägt, ſich aber geſchäftig um die Splitter anderer bekümmert; desgleichen die übertriebene ökonomiſche Sparſamkeit, welche in jedem neuen Herbſte mit den alten Schläuchen noch auszureichen gedenkt und welche die Ausgabe für ein neues Kleid durch fortgeſetztes Aufſetzen von Lappen auf das alte durchlöcherte erſparen will. Dieſer unpraktiſchen Art, Geld zu behalten, tritt auf der anderen Seite gegenüber die ſplendide und zugleich ſpeculirende Manier, Geld auszugeben. Mit ihr gleichbedeutend iſt dann jene Liberalität des Einladens, die bei der Einladung ſchon auf das Wiedereingeladenwerden rechnet. Charakteriſtiſch iſt auch die gleichgiltige Sorgloſigkeit, welche Hochzeiten und Feſtgelage rüſtet, trotzdem

daß der Himmel einzubrechen droht; ferner die heidnische, ängstliche Sorge, welche fürchtet, Gottes Arm sei zu kurz geworden und mit Bekümmerniß schon den folgenden Tag in's Auge faßt, während der gegenwärtige noch gar nicht abgelaufen ist. Beachtung verdient auch, wie Jesus das Haschen der Ruhmsüchtigen nach den ersten Sitzen, das Prunken der Reichen beim Einlegen der Gaben in Kuppa oder Almosenschüssel schildert, und welchen symbolischen Gebrauch er davon macht. Kurz nach keiner Seite hin lag ihm der Mensch in seinem leiblichen und geistigen Thun und Treiben zu fern, um nicht einen symbolischen Werth darzubieten und für Lehre, Mahnung oder Warnung nutzbar zu werden.

Ein ganz besonderes hohes Interesse hatte für Jesum das Haus mit seinen Bewohnern und Geräthschaften. Dach und Söller, Treppe und Kammer, die engen und weiten Thüren, Keller und Vorrathskammern mit allem, was sie bergen, der Wein in alten und neuen Schläuchen, Salz, Mehl, Sauerteig und Brot, der Leuchter mit dem darauf brennenden Lichte, das Scheffelmaß, der Weinkelch und Wasserbecher, der Tisch, Teller und Schüsseln, Geldkästen und Kleiderschränke, selbst der Hausschlüssel und das Nadelöhr sind ihm für das analoge Leben des Geistes von tiefer Bedeutung.

Doch das Haus würde noch lange nicht unsere Aufmerksamkeit so lebhaft erregen, obgleich alle seine Geräthschaften in den Evangelien als überaus lieblich strahlende Spiegelbilder des geistigen Lebens erscheinen, wenn Jesus dasselbe nicht auch zu einer Stätte gemüthlichen Zusammenseins, zur schönsten Blüthe des Familienlebens zu gestalten verstanden hätte. Unter den Bewohnern des Hauses begegnen uns dann der Hausvater, die Mutter, die Kinder, der Verwalter, das dienstthuende Gesinde. Selbst der Hund, der begierig auf die herabfallenden Brosamen seines speisenden Herrn wartet, findet eine sittliche Verwerthung. Ist die Sonne untergegangen und breitet die Nacht ihre finsteren Schatten über die Erde aus, so versammeln sich alle Glieder des Hauses in seinem Innern, und die Thür wird sorgfältig verschlossen. Es wird ein

Licht auf den Leuchter gesteckt, und die ganze Hausgesellschaft liegt bei seinem Scheine an der mit Speisen besetzten Tafel. Zuweilen finden sich auch die Nachbarn und Nachbarinnen am Abend ein, um an einer häuslichen Festfreude Theil zu nehmen. Beim Hereinbruche der Nacht suchen alle Familienglieder ihr Lager auf. Der Vater begiebt sich mit den Kindern in die Kammer und bettet sie an seine Seite. Schon naht die andere Nachtwache, da wird plötzlich vom Hausvater ein heftiges Pochen an der Thür vernommen: er öffnet den Fensterschlag, um sich nach dem Begehren des ungewöhnlichen Besuchers zu erkundigen.

So lassen uns denn die von Jesu entworfenen Bilder aus dem Familienleben einen tiefen Blick thun in sein den häuslichen Heerd liebendes Gemüth, obwohl ihm selbst die edlen Freuden, die der Umgang mit den theuren Angehörigen gewährt, während seiner Lehrthätigkeit versagt waren.

Auf keinem Gliede der Familie ruht aber der Blick Jesu mit so viel Theilnahme, wie auf den Kindern; dieselben zu lieben und zu erfreuen, war ihm Bedürfniß. Als einst seine Schüler die Mütter zurückhielten, in der Meinung, es passe für den Meister nicht, sich mit den Kleinen zu befassen, da regte sich sein Unwille, und sein Mund that den lieblichen Ausspruch: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und haltet sie nicht zurück, denn ihnen gehört das Reich der Himmel.“ Bei einer anderen Gelegenheit erwählte er ein Kind, um an der Selbstlosigkeit desselben seinen sich um den Vorrang streitenden Schülern zu zeigen, wie sie geartet sein müßten, um in das Reich der Himmel aufgenommen zu werden. Nach Jesu Anschauung stehen die Kinder unter Gottes besonderer Obhut, und er knüpfte daran die ernste Mahnung: „Sehet zu, daß ihr nicht eines von diesen Kleinen verachtet.“ Wie hoch dachte doch Jesus von den Kindern! Er sah im Kinde schon den später erwachsenen Menschen. Er erfaßte den Geist auf des Kindes zitternden Lippen; im Blick seines Auges und im Lächeln seines Mundes lag für ihn Himmelsluft. Daher erschien ihm jedes dem Kinde bereitete Aergerniß

als ein ſchweres, ſtrafwürdiges Verbrechen, das der Vater in den Himmeln nicht ungeahndet laſſen kann. Wahrlich, wenn uns die Evangelien von Jeſu weiter nichts überliefert hätten, als die auf die Kinderwelt bezüglichen freundlichen Ausſprüche, es wäre genug, um ſeine Größe und Bedeutung für alle Zeiten feſtzuſtellen. Gerade das Verhältniß zu den Kindern verleiht ſeinem Bilde eine wunderbare Lichtſeite, es hebt dasſelbe von dem wegen ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft viel bewunderten Hellenen- und Römerthum in leuchtender Klarheit ab. Jeſus ſteht höher als ein Lao-tſe, Confu-tſe, Socrates, Plato, Ariſtoteles, Cato, Seneca u. ſ. w., die alle die Kinder mehr oder minder unterſchätzt haben.

Zwar wußte Jeſus auch, daß nicht alle Kinder den auf ſie geſetzten Hoffnungen entſprechen — der wuchernde Keim des Böſen verdirbt nur zu leicht manches zarte Herz — und dieſer Gedanke ward ihm die Veranlaſſung zur Gleichnißrede vom verlorenen Sohn, welcher der elterlichen Zucht müde, ſich vom Vater ſein Erbtheil geben läßt, um nach ſeinem eigenen Willen zu leben. Aus gleichem Grunde entſprang auch das finſtere Gemälde vom getheilten Hauſe, wo alles der Auflöſung entgegen geht.

Nachdem wir geſehen haben, mit welch außerordentlicher Schärfe und Weltoffenheit des Blickes das menſchliche Leben nach allen ſeinen Beziehungen und Zuſtänden in Jeſu Reden zur Darſtellung kommt, erübrigt es noch zu zeigen, welchen ſymboliſchen Werth die aufgenommenen Spiegelbilder unter ſeinen Händen gewannen, und wie ſie ſich zu aufforderndn und ermunternden, zu mahnenden und warnenden Spiegelbildern wandelten. „Es iſt unvergleichbar“, bemerkt Holtzmann (S. 336), „wie bei Jeſu alles, was das Leben überhaupt füllt, zum Symbol wird. Trauern und Weinen, Lachen und Hüpfen, Reichthum und Armuth, Hunger und Durſt, Geſundheit und Krankheit, Kinderſpiel und Politik, glücklicher und unglücklicher Zufall, Sammeln und Zerſtreuen, Abreiſe vom Haus, Herberge und Heimkehr, Hochzeit und Todtentrauer, der Luxusbau des Lebenden und das Grabmal der Todten. Die irdiſche Speiſe und ihr Vergehen bietet das

Gegentheil von dem sittlichen Processe dar, in welchem nicht, was in den Leib eingeht, sondern was aus dem Herzen ausgehet, den Menschen rein oder unrein macht; es giebt auch eine geistige Ernährung, und der Spender derselben ist seines Lohnes nicht minder werth, wie der Spender der leiblichen Nahrung. In Bezug auf diese wie jene tritt übrigens der Fall ein, daß das Maß der Arbeitskraft wenigstens nicht gleich von vornherein in irgend einem Verhältnisse zur Masse des zu bewältigenden Stoffes steht: immer neue Lohndiener, die auf den Märkten müßig stehen, dingt der Hausvater für seinen Weinberg, immer neue Arbeiter sendet er in seine Ernte. — Aber nicht blos die Schnitter auf dem Felde, die Winzer in den Weinbergen versinnbildlichen das werdende Reich Gottes; auch der suchende Hirte auf dem Felde, der dem Fange nachgehende Fischer am See und der perlenhandelnde Kaufmann auf dem Meere thut dasselbe; die bestehenden Verhältnisse zwischen Lehrer und Schüler dienen gleichfalls dem einen großen Zwecke. Dem männlichen Thun und Lassen gegenüber ist wieder mit anderen Farben das weibliche gemalt. Von den Hochzeitsjungfrauen, zur Hälfte klug, ihren Vortheil und Bedarf genau berechnend, zur Hälfte leichtsinnig und anspruchsvoll, werden die letzteren ausgeschlossen trotz ihres Pochens; die andere Art kommt wieder zum Vorschein in den Weibern, die Acht haben, wie viele Maß Weizenmehl auf ein bestimmtes Quantum Sauerteig kommen müssen, die um einer verlorenen Drachme willen das Haus umkehren und vermittelst consequenter Taktik auch vor dem morosen Amtmann zu dem Ihrigen kommen."

Doch das enge Bereich des Hauses mit seinen Bewohnern bildet keineswegs die Grenze, innerhalb derer die symbolisirende Rede Jesu sich bewegt. Alle Verhältnisse und Zustände der von Weibern Geborenen durchwandelt sie, so auch die politischen und socialen. Ist doch vom Hause, dem Sitze der Familie, nur ein Schritt bis zum Staate. Die Vorkommnisse in jenem bieten daher allenthalben Analogien für die Vorkommnisse in diesem dar. Wir begegnen daher in Jesu Reden Königen und Gewaltigen,

die mit besonderen Namen und Titeln auftreten. An ihre Personen sind Krieg und Frieden eines Landes geknüpft. Da erscheint der König bald von einem Kriegsrath umgeben, bald im gefüllten Saale, um seine Gäste zu begrüßen. Großer Luxus herrscht in Tafelfreuden und Kleidung; ein strenges Ceremoniell, eine peinliche Etiquette wird beobachtet. Ein Gast, welcher der herrschenden Sitte nicht Rechnung getragen hat, wird zur Strafe ausgewiesen. Aus einzelnen Stellen der Evangelien läßt sich sogar schließen, daß Jesu Vergewaltigungen und Uebergriffe politischer Machthaber nicht unbekannt waren, denn in seinen Reden treten allenthalben die „Gewaltigen" dieser Erde auf. Er erlebte die tyrannischen Bedrückungen der römischen Landpfleger, und über die schreienden Gewaltthaten des Pontius Pilatus hat er selbst sein Urtheil abgegeben. Vielleicht war auch die Eroberung Judäas durch die Römer und dessen Umwandelung zur römischen Provinz, obwohl dieselbe während seiner Knabenzeit geschah, nicht spurlos an seinem Geiste vorübergegangen. „Erkennen wir doch noch in dem Gleichnisse von dem „Edeln", der in ein fernes Land zog, daß er ein Königreich für sich empfinge, dessen Mitbürger aber ihm feindlich gesinnt waren und eine Gesandtschaft hinter ihm her schickten mit den Worten: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche," eine Erinnerung an die Romfahrt des Vasallenfürsten Archelaus, gegen dessen Einsetzung zum König die Juden durch eine ihm nachgeschickte Gesandtschaft bei Augustus protestirten." (Vergl. Holtzmann S. 335.)

Ob Jesus selbst eine bestimmt ausgeprägte politische Richtung gehabt hat, läßt sich aus seinen Reden nicht erkennen. Das Staatsleben als solches stand seiner ganzen Lebens- und Berufsrichtung zu fern, es entzog sich in seinem inneren Getriebe auch seiner Einsicht.

Wenden wir uns jetzt von der äußeren zur inneren Betrachtung des Menschenlebens Jesu, so zeigt auch diese einen großartigen und erhabenen Charakter. Sie harmonirt nicht nur mit der Natur und der Vernunft im allgemeinen, sondern entspricht auch den

höheren geistigen und sittlichen Bedürfnissen jedes einzelnen Menschen. Sie weckt die edelsten Kräfte, bewahrt vor dünkelhafter Selbstüberschätzung, vor weltsattem Rückzuge und eröffnet eine trostreiche Aussicht in die Ewigkeit. Jesus betrachtete den Menschen zunächst als ein von Gott nach seinem Ebenbilde geschaffenes Wesen. Seine sinnliche Hülle birgt ein höheres, über alle irdische Macht erhabenes, selbst durch den Tod nicht zerstörbares Sein, sie schließt in sich eine Quelle geistigen und ewigen Lebens. Wenn auch die Leiblichkeit des Menschen in Staub zerfällt, so lebt doch sein Geist fort. Vermöge dieser ewigen, unvertilgbaren Beschaffenheit des Geistes gehört der Mensch einer höheren Lebensform an, in welche er nach dieser Zeitlichkeit übergeht. Wie aufmunternd und lebensfreudig! Aus dem Vollgefühl dieser inneren Freudigkeit floß daher jenes Wort Jesu: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht tödten können.“*) Wie aber dachte sich Jesus das zukünftige Leben? Ohne Sünde. Die Geister wandeln in jenem Leben im Lichte ewiger Wahrheit, Reinheit und Heiligkeit. Besonders deutlich tritt diese Vorstellung im Auferstehungsstreite mit den Sadducäern und im Gleichnisse von dem Reichen und dem Armen zu Tage. Das letztere läßt zugleich den lebensfreudigen Gedanken hindurch schimmern, daß die Frommen in ihrer höheren Vollendung wieder mit einander in Verkehr treten. Der Glaube der Propheten an ein Buch des Lebens, das vor Gott aufgeschlagen liegt, erscheint bei Jesu in noch größerer Klarheit und Tiefe.

Da Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen hat, so liegt darin ausgesprochen, daß er zu persönlicher Lebensvereinigung und Lebensgemeinschaft mit ihm bestimmt ist. Der Mensch hat demnach die hohe Aufgabe, nach sittlicher Vollendung zu streben. Er muß täglich und stündlich dem Wahren, Guten und Rechten nachjagen und es in endlicher Weise zu verwirklichen trachten. Welch ein erhabener, gesunder und lebenskräftiger

*) Matth. 10, 28; Luc. 12, 4. 5.

Idealismus! Es ist ein Idealismus, der vollen Ernst macht mit der Erhebung des Menschen zum Dienste Gottes, nicht etwa im Sinne einer bloß gottesdienstlichen Stunde, sondern im Sinne eines ganzen, ungetheilten Lebens. Dabei wollte aber Jesus nicht jenen gottesdienstlichen Eifer, der auf ein Abtödten des Leibes abzielt und einen vollständigen Riß und Bruch mit der Erde herbeiführt, sondern der das Irdische als ein dankbar Genommenes und Genossenes selbst wieder in das Bereich der Gottesverehrung hineinzieht. Die Gottesverehrung hat nur dann einen wahrhaft sittlichen Werth, wenn sie aus der innersten Lebensquelle des Menschen, aus dem Herzen, hervorfließt*). Als die höchsten gottesdienstlichen Thätigkeiten des Menschen stellte Jesus Glaube und Gebet hin. Auf den gläubigen Beter fällt stets ein Strahl von Gottes fleckenlosem Wesen zurück und beleuchtet ihn in seinen Irrungen; geht der Mensch in sich, so empfängt er Verzeihung, und das Gefühl des eigenen Unwerthes verwandelt sich in das seligfrohe Bewußtsein eigener Würde, welche das Herz mit dankbarer Liebe erfüllt. Dies religiös sittliche Emporstreben zu Gott soll allen Menschen eigen sein**). Alle sollen sich in Wahrheit, Tugend und Recht zu einem Ganzen vereinigen und einen schönen einheitlichen Gliedbau gleich dem des menschlichen Körpers darstellen. Dieser Gliedbau der durch Gotteserkenntniß und frommen Wandel geeinten Menschen ist in Jesu Sprache das Reich der Himmel. Zunächst ist dasselbe nur ein irdischer Vereinbund, welcher sich nach dem Tode fortsetzt und in einer höheren Welt vollendet wird. Wer in diesem Leben ein Glied des Reiches der Himmel war, hat Anwartschaft auch auf das Mitgliedthum in jenem Leben.

Wie aus Jesu Aussprüchen über die Kinder hervorgeht, wird der Mensch mit guten Anlagen des Geistes und Herzens geboren. Es liegt in ihm der gesunde und kräftige Keim des Guten, welcher nur ausgebildet zu werden braucht. Trotz dieser angeborenen An-

*) Matth. 15, 8 ff. **) Matth. 6, 33; Luc. 12, 31—32.

lage zum Guten aber wenden ſich viele Menſchen dem Böſen zu, ſie verwiſchen die ihnen aufgedrückten göttlichen Züge und werden Gott unähnlich. Die Schuld daran trägt theils die Erziehung, theils die Welt mit ihren Schranken. Wie für das Gedeihen der jungen Pflanze Boden, Atmosphäre und Pflege den Ausſchlag geben, ſo hängt auch das Gedeihen des Menſchen von Erziehung und Umgebung ab. Tritt dem Kinde im elterlichen Hauſe nichts als eitler, nichtiger Tand entgegen, wie kann das Streben nach idealen Gütern ſich in ihm entzünden? Ebenſo wird oft die Welt ein Hinderniß für das auf das Ewige gerichtete Streben des Menſchen. Getäuſchte Erwartungen, fehlgeſchlagene Hoffnungen hemmen den kühnen Flug des Geiſtes und legen das rüſtigſte Vorwärtsſtreben lahm. Endlich erſchlafft die dem Menſchen urſprünglich innewohnende Kraft zum Guten, er vergißt, daß er in ſich das Vermögen trägt, dasſelbe zu vollbringen. Sein Bewußtſein iſt mit irdiſchen Intereſſen ſo vollſtändig ausgefüllt, daß er ſchließlich von ihnen ganz beſtimmt wird. Es geht ihm wie jenen Geladenen, die das Gaſtmahl ausſchlagen, weil der eine einen Acker, der andere ein Joch Ochſen gekauft, der dritte ſich ein Weib genommen hat. Das Herz verweltlicht im Genuſſe des Zeitlichen und verliert ſich in der Menge der ſinnlichen Eindrücke, oder, indem es ſeine Kraft in lauter endliche Intereſſen zerſplittert, geräth ſein auf das Ideale gerichteter Pulsſchlag in's Stocken, und der Menſch geht ſeines erhabenen Zieles, der Einheit mit Gott, verluſtig. Wenn aber auch Erziehung, Umgang und Geſellſchaft dem Menſchen die Richtung auf das Böſe geben können, ſo liegt doch der eigentliche Quellpunkt desſelben immer im menſchlichen Herzen ſelbſt; denn in ihm wurzeln die Affecte und Leidenſchaften in ihren mannigfachen Schattirungen, aus ihm quillt der Sehnſuchtsdrang nach irdiſchem Glück und das Luſtgefühl am Sinnengenuß*). Der gute Menſch bringt Gutes her-

*) Vergl. Talmud Jeruſch. Tr. Berachot fol. 6b: „Herz und Auge ſind zwei Unterhändler zur Sünde."

vor aus dem guten Schatze seines Herzens, der böse Mensch dagegen bringt Böses hervor aus dem bösen Schatze seines Herzens.*)

Demnach faßte Jesus die Sünde nicht bloß als einen Proceß des sich selbst durch Gegensätze entwickelnden Weltgeistes auf, wie es von vielen neueren Philosophen geschehen ist, sondern sie war ihm eine in dem Centralpunkte der menschlichen Persönlichkeit begründete Auflösung des Zusammenhanges mit Gott, ein thatsächliches Herausfallen aus den ewigen Kreisbahnen, welche zu wandeln allen Menschen geboten ist. Doch der in die Bande der Sünde gerathene Mensch ist noch nicht ohne weiteres verloren. Gott selbst sucht ihn immer wieder in seine Wirksamkeit hereinzuziehen. Sodann liegt auch die Sehnsucht nach dem Göttlichen zu tief in dem menschlichen Herzen eingegraben, und es kommen Zeiten, wo dieselbe mit unwiderstehlicher Gewalt zur Rückkehr zu Gott drängt. Freilich erfordert die sittliche Umwandelung und Erneuerung große Energie und Beharrlichkeit, allein die verzeihende Liebe, mit welcher Gott dem Reumüthigen entgegenkommt und ihm seine ursprünglichen Kindesrechte aufs neue zuerkennt, erleichtern die Umkehr. Im Gleichnisse von der verlorenen Drachme hat Jesus diesen lebensfreudigen Gedanken zum Ausdruck gebracht. „Es wird," so heißt es am Schlusse desselben, „Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße thut, mehr denn über neun und neunzig Gerechte."

Warum duldet Gott aber das Böse am Menschen, anstatt es gleich im Keime zu ersticken? Der Mensch ist mit Freiheit des Willens ausgestattet worden, vermöge welcher er sich dem Bösen wie dem Guten zuwenden kann; denn dieselbe Freiheit die zum Bösen führt, führt auch zum Guten. Durch die Vernunft wird es dem Menschen möglich, immer das rechte sittliche Gleis zu behaupten. Jesus hatte von der menschlichen Vernunft eine hohe Meinung. Er vergleicht dieselbe mit dem leiblichen Auge. Was dieses für den Körper ist, das ist die Vernunft für den Geist.

*) Luc. 6, 45; Matth. 12, 35.

Daher hat der Menſch über die Vernunft als ſein geiſtiges Sehvermögen ſorgſam zu wachen. Je heller dieſer Himmelsfunke in ſeinem Herzen leuchtet, deſto harmoniſcher ſtreben alle Kräfte ſeiner Perſönlichkeit zu Gott empor; je trüber und matter er aber glimmt, deſto mehr irren Denken, Wollen und Fühlen von Gott ab *). Ein Menſch mit einem geiſtigen Sehvermögen, welches im Zuſtande des Erlöſchens iſt, irrt immer weiter vom Wahren, Guten und Rechten ab und geräth endlich in einen Zuſtand heilloſer Verwirrung und Verfinſterung, aus dem er nur ſehr ſchwer den Rettungsweg findet.

Doch Jeſus betrachtete nicht nur den einzelnen Menſchen nach ſeinen ſittlichen Beziehungen und Zuſtänden, ſondern er faßte auch die Menſchheit ſelbſt in's Auge. Wie wir ſchon oben andeuteten, ſollte ſich dieſelbe zu einem wohlgegliederten und zuſammenhängenden ſittlichen Ganzen geſtalten. Bei aller Selbſtändigkeit und Freiheit der Bewegung der einzelnen Glieder ſollten ſie ſich doch vom Ganzen halten, leiten, richten, nähren und ſtärken laſſen. Das von Jeſu geſtiftete Reich der Himmel war nichts anderes, als der Gliedbau der Menſchen für ein allumfaſſendes göttliches Leben. An eine eigentliche politiſche Staatsgemeinſchaft hat Jeſus nicht gedacht; er erſtrebte nur einen großen religiös ſittlichen Verband der Menſchen untereinander. Als Endziel dieſes ſittlichen Gemeindebundes auf der Erde, verkündigte er den ſchon von den Propheten des alten Bundes erſchauten glücklichen Zuſtand, in welchem alle niedrigen, durch den Egoismus hervorgerufenen feindlichen Gegenſätze ein Ende nehmen und die Menſchen in Anerkennung ihres ſittlichen Zweckes ſich nicht mehr bekriegen würden. Es beſeelte demnach Jeſum der ſchöne, erhabene und lebensfreudige Glaube, daß das Bedürfniß und der Trieb nach harmoniſcher Vereinigung, nach Frieden und Wiederherſtellung der Unſchuld in den Menſchen immer mehr erwachen und dereinſt ein auf das Wahre und Gute gerichtetes

*) Matth. 6, 23, 24; Luc. 11, 34—36.

Leben in Gott bewirken würde. Doch dieſe ideale Zeit konnte ſich nach ſeiner Anſchauung nur verwirklichen, wenn die Liebe die alles erfüllende, bewegende und leitende Macht wird, und die Menſchen ſich von ihrem ſanften Regimente willig und gern leiten laſſen. Daher erhob Jeſus die Liebe zum Princip ſeiner ganzen Lehrſchau. Er ſtellte ſie als das Haupt- und Grundgebot hin, von welchem alle Sondergebote nur Folgerungen ſind. In der Liebe ſoll ſich alles löſen und wieder binden.

Erhebt der Menſch ſich auf die Höhe dieſer Lehrſchau Jeſu, ſo geſtaltet ſich in der That ſein irdiſches Leben zu einem Leben in und durch Gott. Obwohl als ein endliches Weſen an Zeit und Raum gebunden, lebt er doch mit ihm in ſeligem Verein. Er erkennt Gott als ſeinen Schöpfer und Vater, der alles in ſeiner Liebe umſpannt und weiſe regiert. Sich ſelbſt erkennt er zunächſt als ein endliches Gleichnißbild Gottes, das die Aufgabe hat, in ſeinem Denken, Fühlen und Handeln das ewige göttliche Denken, Fühlen und Handeln nachzuahmen. Sodann erkennt er ſich aber auch als die lebendige Einheit von Geiſt und Leib. Mag er ſich das Verhältniß und die Verbindung auf dieſe oder jene Weiſe vorſtellen und zu erklären ſuchen, immer wird er, wenn er Natur und Vernunft gleichmäßig erforſcht, die harmoniſche Vollendung ſeiner ganzen Perſönlichkeit erſtreben. Es wird das Ziel ſeiner fortdauernden Selbſterziehung ein herrliches Vereinleben von Geiſt und Leib ſein, d. h. er wird Geiſt und Leib als in ſich ſelbſt würdige und ſchöne Beſtandtheile ſeines Ichs in Eigenweſentlichkeit, Freiheit und Selbſtändigkeit ausbilden und vollenden.

So läßt uns denn die Menſchheitinnigkeit Jeſu nach ihrer äußeren wie nach ihrer inneren Seite einen tiefen Blick in ſein heiteres, frohmüthiges und lebensfreudiges Gemüth thun.

§ 16.

Die Gottinnigkeit Jesu.

Denselben Anspruch auf Tiefe, Großartigkeit und Wahrheit, wie die Menschenschau, darf endlich auch Jesu Gottesschau erheben. Entsprungen aus einem reinen und innigen Gottesbewußtsein, verräth sie durchweg den kühn aufstrebenden Denkergeist, der in Natur, Geschichte und Menschheit, wie in der Betrachtung des eigenen Herzens, Offenbarungen des göttlichen Wesens fand. Nie hat der Gedanke, es giebt keinen Gott, in Jesu Brust Raum gewonnen, nie sind Zweifel an Gottes Dasein in ihm aufgestiegen. Gott zu leugnen, ihn in Gedanken, Worten oder Werken zu verneinen, war für Jesum eine reine Unmöglichkeit *). Das Dasein Gottes war ihm eine so unerschütterliche und unumstößliche Wahrheit, wie die Wirklichkeit der ganzen Schöpfung. Daher lag es auch Jesu ganz fern, für das Dasein Gottes Beweise zu suchen. Gott bedurfte für ihn keines Beweises, wie auch Gott eines Beweises im strengen Sinne weder bedürftig noch fähig ist **).

Dieses feste Gottesbewußtsein aber stimmte Jesum ausnehmend lebensfreudig. Alle Kräfte seines Geistes und Gemüthes steigernd, vereinigte es dieselben zu einem schönen Vollklange. Zwar hat Jesus nicht den unendlichen und unbedingten Gedanken Gott durchdacht und in seiner unermeßlichen Fülle und Tiefe erschöpft, es war ihm nicht möglich, die Gottheit sozusagen in ihren innersten und geheimsten Lebensmomenten zu erfassen. Ist es doch bis heute noch keinem philosophischen Denker gelungen, irgend ein Sinnenglied des Leibes, einen Halm oder ein Sandkorn

*) Atheismus und Pantheismus sind Standpunkte, welche keinen Fortschritt über Jesum hinaus bezeichnen, sondern als entschiedene Rückschritte gelten müssen.

**) Vergl. Karl Christian Friedrich Krause, Vorlesungen über das System der Philosophie. Göttingen 1828. S. 222.

in seiner vollen und ganzen unendlichen, inneren Bestimmtheit durchzudenken, geschweige denn den Gottesgedanken. Es ist etwas ganz anderes, Gott als das unbedingte, unendliche Wesen zu schauen und anzuerkennen, als ihn zu durchschauen, ihn in seinem Innern zu ermessen, in seiner Tiefe zu durchdringen und in seiner Unendlichkeit zu vollenden*). Ganz unrichtig ist es, wenn Dogmatiker behaupten, es sei nach Jesu in der Gotteserkenntniß kein Fortschritt geschehen, mit ihm habe sich alle Betrachtung des göttlichen Wesens erschöpft. Ein solches Urtheil läuft schnurstracks der Geschichte der Philosophie und Theologie zuwider. Wir gehören nicht zu denen, welche Jesu Gottesschau unterschätzen, wir können sie aber nicht als einzigartig bezeichnen. Nur für die religiöse Betrachtung liegen in ihr Züge von leuchtender Klarheit, nur für die fromme und andachtsvolle Erhebung hat sie charakteristische Farbentöne und Lichtreflexe. Im allgemeinen trägt zwar das Gottesbild Jesu das Colorit des alten Testamentes, vorzüglich spiegeln sich in demselben die Anschauungen der Psalmensänger und Propheten; allein es kommen auch individuelle Merkmale zum Vorschein, welche es bedeutsam erweitern und vertiefen. Je inniger sich Jesus in das Leben der Natur versenkte, je mehr der Wechsel ihrer Erscheinungen ihn anregte, desto tiefer und umfassender bildete sich der Gottesgedanke in ihm heraus. Er sah in allem, was ihn umgab, im Leblosen wie im Lebendigen, das Walten und Wirken einer unendlichen göttlichen Macht.

Wir behaupten nicht, daß Jesus den Gedanken Gott von einem besonderen Standorte oder Gesichtspunkte aus gleichsam perspectivisch gedacht habe; er grübelte nicht über sein Wesen wie geschulte Philosophen nach streng inductiver (aufsteigender) oder deductiver (absteigender) Methode, sondern dasselbe erschloß sich

*) Vergl. Tr. Sota fol. 14a: „Gehe deinem Gotte nach, sagt das Gesetz (Deut. 13, 5). Aber welcher Sterbliche kann den Weg gehen, den Gott geht! Er kann ihn gehen, wenn er sich bemüht, die göttlichen Tugenden nachzuahmen."

seinem Geiste unmittelbar durch Intuition. Daher erklärt sich auch in Jesu das selige Gefühl des ungehemmten Zusammenlebens, des innigen Vereintseins mit Gott. Jesus lebte sozusagen mit Gott im Centrum des Weltalls; sein kräftiges und tiefempfundenes Gottesbewußtsein machte ihn zum Anwalt und Bevollmächtigten Gottes. Er betrachtete Gott als das nothwendige Medium seines Lebens, als die heilige Macht, an die er fest gebunden war. Obwohl Jesus eine zerbrechliche und vergängliche Leiblichkeit an sich trug, eine Hülle, die wie die jedes anderen Menschen aus Staub gebildet war und wieder in Staub zerfallen mußte, so flößte ihm doch seine innige Gemeinschaft mit Gott ein ausnehmend hohes Selbstbewußtsein ein. Es verlieh ihm eine sittliche Spannkraft, die ihn weit über sein Zeitalter hinaustrug. Niemals ist es aber Jesu in den Sinn gekommen, sich selbst Gott zu nennen, er blieb sich allezeit seines unendlichen Abstandes von Gott bewußt, er fühlte stets seine allseitige Endlichkeit und unbedingte Abhängigkeit. Wie sehr Jesus bei alledem seiner schwachen Menschlichkeit eingedenk war, geht schon daraus hervor, daß er sich nicht frei von Versuchungen wähnte, sondern bekannte, ebenso wie andere Menschen, gegen die Lockungen des Fleisches ankämpfen zu müssen. — Der Versuch der neueren speculativen Theologie, Jesum als ein geschaffenes Urbild sittlicher Vollendung in Menschengestalt hinzustellen, kann weder für biblisch noch überhaupt für zulässig erachtet werden, weil er schon im Begriffe sich aufhebt. Jesus hat sich allezeit von dem einen, unendlichen und unbedingten Guten so bestimmt und deutlich unterschieden, daß man seine Aussprüche und die eigene Vernunft verleugnen müßte, wenn man durch einen dialectischen Machtspruch den so wichtigen Unterschied zwischen Urbild *) und Vorbild **) aufheben wollte. Bezeichnend, wie bescheiden Jesus von sich dachte, wie er in seinem sittlichen Ringen sich nur wie das Werden zum Sein betrachtete, ist das Wort an jenen vor-

*) 1. Petri 1, 16. **) Das. 2, 21.

nehmen Schriftgelehrten, welcher ihn um den Weg des künftigen Lebens befragte. Als derselbe in der Ueberschwänglichkeit seiner Hochachtung ihm das Prädicat „gut" beilegte, lehnte er die Bezeichnung von sich ab. Nach oben weisend, sprach er: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut, außer Gott allein." *) Daraus geht aufs unzweideutigste hervor, daß als das unbedingte Urbild nur Gott allein, und der Mensch nur, insoweit er mit Gott übereinstimmt, in bedingter und endlicher Weise als Vor- oder Musterbild gelten kann. Demnach konnte und wollte auch Jesus bloß in der stufenweisen Entwickelung und Ausbildung seiner geistigen und sittlichen Anlagen und Kräfte dem menschlichen Geschlechte ein reines von Gott verherrlichtes Vorbild sein. Und rein historisch angesehen, kann er auch als etwas Höheres gar nicht betrachtet werden **). Denn da im Reiche der geschaffenen Geister keine Tugend ohne Beharrlichkeit des Willens möglich ist, sondern im Kampfe erstrebt und errungen werden muß, so kann auch Jesus dieselbe sich nur im unverrückten Kampfe erworben haben. Sie war nicht von Hause aus ihm verliehen, er hatte sie nicht als Geburtstagsgeschenk schon in der Krippe empfangen ***). Die kirchlichen Dogmatiker befinden sich in einem großen Irrthume, wenn sie noch immer die in dem athanasianischen Lehrbegriffe ausgeprägte, ursprüngliche und völlige Wesensgleichheit Jesu mit Gott (Homousie) festhalten und vertheidigen. Schon Theodor v. Mopsvestia, einer der berühmtesten Schriftausleger des fünften Jahrhunderts, war darauf bedacht,

*) Matth. 19, 17. Luther unrichtig: Denn der einige Gott.

**) Ganz falsch ist die seit Schleiermacher in Aufnahme gekommene Ansicht, nach welcher Jesus zum unbedingten und unendlichen Urbild für die ganze Menschheit und für jeden einzelnen Menschen erhoben worden ist.

***) Tugend ist nichts Fertiges, sondern etwas Werdendes, was durch stetige, eigene Selbstthätigkeit errungen sein will. Demnach kann Jesus allen denen, welche den Standpunkt der Pflicht betonen und nur auf die allmählich errungene Vollkommenheit den Nachdruck legen, wirklich als Muster ernster menschlicher Selbstvollendung gelten.

gegen das Dogma des Athanasius der menschlichen Natur Jesu ihre volle Selbständigkeit und Persönlichkeit wieder zu geben, sie in ihrer fortschreitenden Entwickelung zur Gottebenbildlichkeit darzustellen. Er verlieh dadurch der freien, ächt menschlichen Selbstentfaltung Jesu hinlänglichen Raum. Heute aber können wir, ja müssen wir noch einen Schritt über die Ansicht des Bischofs von Mopsvestia hinausgehen. Während derselbe nämlich die menschliche Natur in ihrem sittlichen Entwickelungsproceß sich ununterbrochen läutern ließ, brachte er sie schließlich doch unvermerkt in eine so wesentliche Gemeinschaft mit der göttlichen, daß abermals eine Doppelheit der Naturen zum Vorschein kam, Jesus wurde wieder ein eigenartiges, halbgöttliches Wesen. Obwohl als Mensch geboren, wurde er der menschlichen Sphäre allmählich entrückt und in das Gewand der Gottheit gehüllt. Diese Zweiheit in Jesu muß unbedingt in Wegfall kommen. Wir bedürfen von unserem Standpuncte aus in Jesu nur einer Natur und zwar nur der rein menschlichen. Der zur Zeit noch bestehende kirchliche Lehrtypus läßt sich mit einer besonnenen geschichtlichen Darstellung des Lebens und Wirkens Jesu auf Erden schlechterdings nicht in Einklang bringen. Nur durch unbefugte Einschaltung von metaphysischen Zwischensätzen kann seine Haltbarkeit und Folgerichtigkeit aus den Evangelien einigermaßen abgeleitet werden.

So ist denn nach unserer Anschauung Jesus allerdings nur ein reiner Mensch. Er besaß eine menschliche Vernunft, welche sich wie die unsrige entwickelte und ausbildete;*) er hatte einen menschlich freien Willen, der sich wie der unsrige zwischen Bejahung und Verneinung bewegte.**) Wie wir, so konnte auch er sich den Kämpfen des Geistes und Fleisches nicht entziehen.***) Durch anhaltende Beschauung des himmlischen Vaters als des ihm immerdar vorschwebenden Urbildes gelang es ihm aber, sich

*) Luc. 2, 52.

**) Vergl. Joh. 6, 15; 10, 18.

***) Matth. 26, 41.

durch Verſuchung und Anfechtung hindurch zu arbeiten und zu einer ſo hohen ſittlichen Vollkommenheit ſich zu erheben, daß er ſchließlich in endlicher Weiſe die göttliche Aehnlichkeit in ſeinem Leben auf Erden darſtellte.

Doch da hören wir fragen: Hat ſich nicht Jeſus ausdrücklich Sohn Gottes genannt? Weiſt er nicht in einer Reihe von Ausſprüchen beſtimmt und deutlich auf ſeine Gottesſohnſchaft hin? Scheinbar allerdings! Allein alle darauf bezüglichen Stellen ſind nicht im Sinne des ſpäteren dogmatiſchen Sprachgebrauches zu nehmen, es ſind nur allegoriſche Ausdrücke zur Bezeichnung ſeiner innigen Lebensgemeinſchaft und ſeines lebenskräftigen Zuſammenwirkens mit Gott. Jeſus betrachtete ſich zunächſt inſofern nur mit Gott Eins, als ſein Wille mit dem göttlichen rein und ganz übereinſtimmte. Sodann bezeichnet Sohn Gottes nicht blos ſeine allgemeine Aehnlichkeit und Gemeinſchaft mit Gott, ſondern die Benennung iſt Ausdruck der individuellen Beſtimmung ſeines einzigartigen Berufes, nämlich das Organ zu ſein, durch welches die altteſtamentliche Idee eines Gottesreiches auf Erden zum thatſächlichen Vollzug gebracht werden ſollte. Und lag nicht in dieſem Streben Jeſu, die göttlichen Plane zu verwirklichen, eine gewiſſe Berechtigung zu jener Benennung? Sonderte ihn nicht ſeine reformatoriſche Arbeit von allen Erdenſöhnen ſeines Zeitalters aus und machte ſie ihn nicht gewiſſermaßen zum Thronerben Gottes? Erforderte nicht ſeine Lehrthätigkeit ein ungemein inniges, lebenskräftiges und freudiges Gottesbewußtſein, eine heilige Gluth der Gottesbegeiſterung? Stand nicht mit ſeiner Lebensaufgabe die vollſtändige Selbſtverleugnung, die völlige Löſung und Aufhebung alles Selbſtiſchen in engſter Verbindung? Wenn auch keiner ſeiner mittelbaren und unmittelbaren Schüler und Sendboten aus einem ſo innigen Gemeinſchaftsgefühl mit Gott herausgeſprochen hat, ſo berechtigt das die kirchliche Dogmatik noch keineswegs, ihn für ein rein göttliches Weſen zu erklären. Jeſus ſtand eben ganz auf dem Standpunkte der altteſtamentlichen Prophetie. Wie bei den Propheten die eigene Rede nicht ſelten mit der Rede

Gottes zusammenfloß, so auch bei ihm. Wenn er Gesetzessprüche frommer Sittlichkeit verkündete, so war es, als wenn sie Gott selbst verkündete. Jesus war ein Prophet im vollsten Sinne des Wortes. Die sittlichen Wahrheiten, welche er aussprach, schöpfte er aber nicht aus äußerlicher magischer Offenbarung, sie flossen vielmehr aus der dynamischen Offenbarung in den Tiefen seines Gemüthes hervor.

Nur die gottinnige Liebesstimmung und reine Begeisterung für alles Wahre und Gute konnten Jesu die Kraft, den Muth und die Ausdauer verleihen, sein Gotteswerk der Vollendung entgegen zu führen. Sie allein bewirkten, daß er nach dem herrlichen Ideale strebte, inmitten des sittlichen Verfalls des Heidenthums auf der einen Seite und des verknöcherten Satzungswesens des Judenthums auf der anderen Seite eine Weltreligion auf der Basis des Monotheismus zu gründen. Wäre Jesu nicht eine heilige Gottesliebe eigen gewesen, hätten nicht hohe, göttliche Gedanken das Innerste seiner Seele lebendig bewegt und durchglüht, so wäre seine Lebensaufgabe eine reine Unmöglichkeit gewesen. Oder wie hätte er sich seinem Berufe mit der vollen Ungetheiltheit seines ganzen Wesens hingeben, wie hätte er alle sich ihm entgegenstellenden Hindernisse und Hemmungen überwinden können, wenn sein Herz durch irdische Sorge gequält, durch weltlichen Reichthum und Glanz, durch eitle Lust und Ehre bethört worden wäre? Wir mögen Jesum in einem Lebensmomente beobachten, in welchem wir wollen, nie finden wir in ihm Halbheit und Lauheit, nie unsicheres Hin- und Herschwanken. Gott war für ihn die eine unbedingte Macht, der er sich stets vertrauensvoll in die Arme warf, die er für sich sorgen ließ, der er alles, das scheinbar Gleichgiltige und Nebensächliche, wie das Schwere, Ernste und Bittere seines Lebens anheimstellte.

So schwebt denn Jesus vor uns in seinen gehobensten Momenten als eine schöne Natur, heiter und ungebrochen, voll ungetrübten Frohsinns und reiner Lebensfreudigkeit, immer bewußter und freier zum Ewigen und Göttlichen emporstrebend. Er selbst giebt

Zeugniß von seinem frischen und frohen Wesen, von seiner Lebensfröhlichkeit und seinem aufgeräumten Sinne in dem Ausspruche: „Selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." Den Späterlebenden freilich, welche das Bild Jesu idealisirten, erschien er als eine schöne Natur von Haus aus. Was er nur in begeisterten Situationen wirklich war, das hielt das dankbare Gedächtniß der Nachwelt als stetige und ausnahmlose Wirklichkeit fest.

Wenden wir uns nach diesen Erörterungen eingehender der Gottesschau Jesu zu, so haben wir schon oben angedeutet, daß er nicht der Schöpfer eines neuen Gottesbegriffes war. Sein Gottesbegriff ist vielmehr im Ganzen der des alten Testamentes, wie ihn schon längst Gesetz, Lyrik und Prophetie ausgeprägt hatten. Wohl aber gebührt Jesu das hohe Verdienst, den alttestamentlichen Gottesbegriff, der zu seiner Zeit in das Stadium einer vorübergehenden Verdunkelung und Trübung gerathen war, wieder auf die lichte Höhe der Anschauung und Verständlichkeit erhoben zu haben. Unter den einzelnen Urtheilen Jesu über Gott, steht obenan: Gott ist Geist (ohne Artikel*), absoluter Geist. Auf diesen Satz basirte Jesus seine Anschauung über die rechte Gottesverehrung. Gott ist Geist, oder was dasselbe besagt, Gott ist Persönlichkeit, d. h. er ist ein Wesen, welches erkennt, fühlt und will. Daß Gott diese Wesenheiten zukommen, hatte schon das alte Testament auf dem Wege der Ursachlichkeit (via causalitatis) erschlossen. Der Prophet sagt: Der das Auge gepflanzt hat, sollte der nicht sehen, der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Ist jemals aus etwas Unbewußtem, Fühllosem und Willenlosem schon etwas Bewußtes, Fühlendes, Wollendes hervorgegangen? Alles Bejahige (Affirmative) der Folge und Wirkung muß stets auch im Grunde und in der Ursache vorhanden sein. Gott wäre nicht das vollkommenste Wesen, wenn

*) Wenn auch der obige Ausspruch, da er nur bei Johannes sich vorfindet, als geschichtlich unächt im Munde Jesus angezweifelt werden sollte, so muß er doch als die treffendste Form für das zweifellos ächte Gottesbewußtsein gelten.

er nicht die Vollkommenheit des Erkennens, Fühlens und Wollens besäße.*) Von großer Wichtigkeit sind nun die aus Jesu Gottesschau als eines Geistwesens sich ergebenden Folgen. Als Geistwesen ist Gott nicht etwas Körperliches, er hat nicht Fleisch und Bein wie der Mensch.**) Daher ist er auch nicht an den Raum gebunden oder durch denselben bedingt.***) Mithin hört Gott den Menschen überall, wo dieser auch zu ihm beten mag. Er dringt auch in das Verborgene, er kennt den Menschen in seinem Empfinden und Denken, in seinem Thun und Leiden. Die Geheimnisse der Seele sind ihm nicht verhüllt, er weiß, was unbewußt und unausgesprochen in des Herzens Tiefen ruht. Jesus konnte deshalb die Nothwendigkeit eines besonderen Tempeldienstes mit blutigen Opfern und peinlichen Formen nicht anerkennen; was er forderte, war die freie religiöse Selbstentfaltung des Geistes, die aufrichtige Herzensstellung zu Gott. Ein kurzes, inniges, von gläubiger Zuversicht getragenes Gebet stand in seinen Augen höher, als ein unverstandenes, andachtsloses Lippengeplärr. Jesus betete oft mit der ganzen Innigkeit seines Wesens zu Gott. Vorzugsweise richtete er in der freien Natur, auf einsamer Bergeshöhe, sein Herz in brünstigem Gebete zu Gott, seinem himmlischen Vater, empor.

Eine andere wichtige Folgerung der Erfassung Gottes als eines Geistwesens lag für Jesum in der Ausschließung alles Sinnenfälligen im Gottesdienste. Jesus legte kein großes Gewicht auf die äußerliche Gottesverehrung. Da der Mensch nicht mit den Sinneswerkzeugen, mit Auge und Ohr, sondern mit dem Geiste Gott wahrnimmt, so kann der wahrhaftige Anbeter auch nur im Geiste sich ihm nahen. Gottes heiligster Tempel ist daher

---

*) Vergl. Hohlfeld in meiner Schrift: Jesus in seiner Stellung zu den Frauen. S. 58.

**) Luc. 24, 39.

***) Der Raum ist zwar eine innere Form Gottes, aber sie bildet keine Schranke für ihn. Aehnlich verhält es sich mit der Zeit, der Form seines Lebens.

der Menſch ſelbſt. Der Menſch, der ſich nach außen verirrt hat, muß nach innen zurückkehren, drinnen im Herzen muß er ſeinen Gottesdienſt halten. Dieſe Erkenntniß Jeſu hat für unſere Tage noch dieſelbe Bedeutung wie für ſeine Zeit. Es iſt durchaus nothwendig, daß der nur zu leicht in der Sinnenwelt zerſtreute und verlorene Menſch ſich von Zeit zu Zeit ernſtlich ſammle, um Gottes wieder inne zu werden. „Gott hört die Worte des Gebetes nicht, es ſei denn, daß ſie zuvor der ſelbſt höre, der ſie betet.“ Zerſtreuung, gedankenloſes Weſen, heidniſches Plapperwerk ſtimmen nicht mit einer geiſtigen Gottesverehrung überein. Die Gottesanbetung des Menſchen muß eine unbedingte und ganze ſein. Sie erfordert ein lebensvolles Sichvergegenwärtigen, Hingeben, Verſenken, kurz ein Zuſammenwirken aller Geiſteskräfte des Menſchen. Das Erkennen kommt dabei ebenſoſehr in Betracht, wie das Gefühl und der Wille. Nur der ungebildete Menſch kann die äußeren Ceremonien und nach Befinden den bloßen heuchleriſchen Schein mit der Sache ſelbſt verwechſeln. Das bloße „Herr, Herr ſagen“, das gedankenloſe Gerede iſt nicht nur völlig werthlos, ſondern auch, weil eine thatſächliche Lüge, ein himmelſchreiender Mißbrauch des Namens Gottes, es iſt unſittlich, verächtlich und ſtrafwürdig. Das Urtheil „Gott iſt Geiſt“ ſchließt endlich aber auch noch das Merkmal des Lebens in ſich. Gott iſt Leben, er iſt die Quelle alles Lebens, er iſt vollkommene Lebendigkeit. Das Leben iſt nichts Accidentelles, ſondern etwas Weſenhaftes, Subſtantielles an Gott. Als Lebensträger kann Gott ſelbſtverſtändlich auch Leben vermitteln. Alles Leben liegt in Gottes Leben beſchloſſen, es geht von ihm aus und mündet in ihn wieder zurück. Der ganze Lebensproceß in Natur und Menſchheit hat in Gott ſeinen Urſprung, und in ihm findet er ſein Ziel. Da die Merkmale des Lebens aber Aeußerung, Bewegung und Thätigkeit ſind, ſo offenbart ſich Gott ohne Unterbrechung. Dieſe Manifeſtationen Gottes nennen wir die göttliche Vorſehung und Weltregierung. Gott ſchafft und wirkt in dauernder Unabläſſigkeit. Es giebt für Gott kein Ruhen, kein Stillſtehen, er

bedarf desselben auch nicht. Er erhält, trägt und leitet alles im Himmel und auf Erden. Nach seinem Willen muß sich alles gestalten und fortentwickeln. Es mag ein heiliger Augenblick gewesen sein, wo Jesus zuerst Gott als Geistwesen in seiner Fülle und Tiefe denkend erkannte, fühlte und wußte. Es muß ein Augenblick gewesen sein, in bedingter Weise vergleichbar dem Zustande des Menschen, dessen aus dem Schlaf erwachtes Auge das glänzende Tageslicht schaut. Sein Geist mußte sich, bildlich zu reden, in einem Lichtmeere befinden, in dem sich alles Endliche verklärte. Es mußte ihm sein, als wenn er zuvor alles in dem dunklen Schatten der Nacht erkannt hätte, nun aber in dem Reichthum seiner Wesenheit und in der Schönheit seiner Gestaltung schaute, erleuchtet von dem Lichte einer neuen Sonne. Von jetzt ab war ihm Gott das eine Wahre und Gewisse; er wußte Gott als das eine Wesen, das in sich und durch sich alles ist, was ist, in dem alle Menschen sind, in dem auch er war. Da er Gott dachte und anerkannte als auch in sich alles seiend, was ist, so eröffnete sich für ihn die geistige Möglichkeit, alles Endliche auf ihn zu beziehen, es zu erschauen, wie es in Gott ist, also auch seine Selbsterkenntniß aufzunehmen in die Erkenntniß Gottes. In Ansehung seiner selbst aber entsprang für ihn wieder die Aufgabe, Gottes im Erkennen stets inne zu sein und zu bleiben, so daß der eine Gedanke „Gott“ nun der Gedanke seines ganzen Bewußtseins wurde, daß alle zerstreuten Gedanken sich in die Einheit des Gottesgedankens sammelten, und immer nur solche Gedanken in seiner Seele aufstiegen, welche in wesentlicher Einheit zu dem erschauten Grundgedanken standen. Dieses in ihm einmal belebte Streben bewirkte für die Folgezeit, daß er stets alles Eitle, Leere, Trübe und Gemeine aus seiner Seele entfernte und dafür nur das Wahre, Reine, Gute und Rechte in sich aufnahm.

Doch Jesus hat nicht nur die Geistigkeit Gottes gelehrt, das wäre für sein Zeitalter vielleicht doch noch zu abstract, zu wenig faßlich gewesen. Unter einer viel sinnigeren Vorstellung brachte

er das Weſen Gottes den Menſchen nahe, indem er ihn als Vater erfaßte. Wenn auch dieſe Erkenntniß Gottes bereits im alten Teſtamente vorbereitet lag, ſo gebührt Jeſu doch wieder das hohe Verdienſt, dieſelbe zur allgemeinen Geltung erhoben zu haben. Dazu kommt noch, daß Jeſus Gott nicht nur als Vater ſeines Volkes, ſondern als Vater aller Völker erkannte. Im alten Teſtamente zeigt ſich in dieſer Hinſicht noch ein ſehr beſchränkter Particularismus. Die frommen Sänger und Propheten erkannten in Gott vorzugsweiſe nur den Vater der jüdiſchen Nation, welche er ſich zum Eigenthum ausgewählt, alle anderen Nationen dagegen verſtoßen habe. Jeſus durchbrach allmählich die Schranke dieſer Anſchauung. Mit inniger, freudiger Begeiſterung lehrte er, daß Gott der Vater aller Menſchen ſei. Wir ſagen ausdrücklich: allmählich; denn im Anfange ſeines Lehrwirkens ſtand auch er noch unter dem beengenden Einfluſſe der herrſchenden Anſicht. Am deutlichſten tritt ſein früherer einſeitiger Standpunkt aus dem Matthäusevangelium hervor. Wir ſehen da, wie er in den erſten Zeiten ſeines Lehrwirkens nur Iſrael für würdig zum Eintritt in das Gottesreich erachtete. Erſt nachdem er auch unter den Heiden warme Empfänglichkeit für Sittlichkeit und rührende Glaubensinnigkeit gefunden hatte, erannte er die überlieferten Anſchauungen als grundirrig und ſtreifte dieſelben von ſich ab. Sein geiſtiger Geſichtskreis erweiterte ſich, und es arbeitete ſich in ſeiner Seele der frohſelige Gedanke von der Gleichheit aller Menſchen heraus, die ihren Urſprung in Gott haben, von ihm liebevoll getragen und geleitet werden. Mit unumſtößlicher, weltbezwingender Gewißheit verkündigte Jeſus in der Folgezeit die Lehre von einem Vater, zu dem alle Menſchen als ſeine Kinder aufſchauen. Hatte ſchon die Vorſtellung Gott als eines Geiſtweſens für Jeſum etwas ungemein Erhebendes und Aufmunterndes, ſo mußte dieſer Gedanke gradezu für ihn Freudeſchöpferin und Wonnequell ſein; er mußte ſein ganzes Leben, ſein Wirken und Schaffen unter den Geſichtspunkt heiteren Frohmuths und ſiegesfreudiger Zuverſicht ſtellen. Wir empfinden noch heute die Wonne und Seligkeit Jeſu, wenn wir darauf achten,

mit welcher Vorliebe er bei der Vatervorstellung Gottes verweilte, und wie er dieselbe in freundlicher Weise ausgestaltete. Unter den lieblichsten Bildern brachte er die ferne Gottheit, von der der Apostel sagt, sie wohne in einem Lichte, da niemand zukommen kann, dem menschlichen Verständniß nahe. Hoch stieg in seinen Reden die Idee des Menschen; er ist Gottes Genosse, Freund und Kind; Gott dagegen stieg von seiner unnahbaren Höhe herab zu dem staubgeborenen Erdensohn. Seine Verborgenheit wandelte sich in lichtvolle, freundliche Nähe, seine Unbegreiflichkeit und Unfaßbarkeit wurde begreiflich und faßbar. Als Vater kommt Gott die Erhaltung und Erziehung der Menschen zu. Wie ein menschlicher Vater seine Kinder erhält, so erhält auch Gott die Menschen, und wie ein menschlicher Vater seine Kinder zu Tugend und Frömmigkeit zu erziehen sich bemüht, so erzieht auch Gott die Menschen zu sittlicher Selbständigkeit und Vollkommenheit. Sodann kommt Gott als Vater die Urheberschaft alles Daseins zu. Jesus sah in Gott den Schöpfer alles Seins und Lebens, die freie Ursache der Welt. Gott und Welt aber waren für ihn nicht identisch. Die Welt kann vergehen, Gott aber bleibt, er ist ewig. Seine Existenz hängt nicht von der Welt ab. Auch die Menschheit hat in Gott ihren väterlichen Urheber, sie hat wie alles andere einen Anfang gehabt*). Bei der Erschaffung des Menschen aber ist etwas vom Bildner auf das Gebilde übergegangen. Es besteht eine Aehnlichkeit des Wesens, eine Art geistiger Verwandtschaft zwischen beiden. Der Mensch kann sich als Gottes Kind durch freies sittliches Streben, durch Frömmigkeit und Tugend so veredeln, daß es ihm, dem Vater, immer ähnlicher wird und schließlich in endlicher Weise sein Gleichnißbild darstellt.

Gott als Vater ist aber auch die ewige Liebe und Huld für alle den Menschen untergeordnete Creaturen. Mit bewundernswürdiger Weisheit lenkt er den Weltenlauf und sorgt für das Kleine wie für das Große.

---

*) Matth. 19, 4; Marc. 10, 6.

Der Glaube an die ewig waltende Vaterliebe Gottes ſchlug bald ſo feſte Wurzeln in Jeſu Seele, daß er ſtark wurde in freudiger Hoffnung, und jeder bange Zweifel in ihm in tiefes, inniges Gottvertrauen ſich auflöſte. Jeſus umging dadurch ebenſo jenen ſchädlichen Prädeterminismus (Prädeſtinationismus, Vorausbeſtimmung), nach welchem alle Dinge von Ewigkeit her in abſoluter Weiſe vorausbeſtimmt ſind, wie den nichtsſagenden, oberflächlichen Indeterminismus (Zufallsglauben), der um jeden Preis die menſchliche Freiheit als eine unbedingte hinſtellen möchte. Nach ſeinem Urtheil erweiſt ſich die väterliche Vorſehung als der die Dinge ordnende göttliche Wille, der in die Zeit eintritt und die menſchlichen Handlungen zuläßt, benutzt, lenkt und leitet, ſoweit es mit ſeinem weiſen Weltplane im Einklange iſt. In Folge deſſen geſtalteten ſich für Jeſum alle Begegniſſe des Menſchen zu Fügungen des himmliſchen Vaters, die in ſeiner zärtlichen Fürſorge ihren letzten Grund hatten.

Kein Ruf tönt, wie geſagt, ſo unveränderlich, ſo voll und warm in den Reden Jeſu von einem Ende der ſynoptiſchen Evangelien bis zum anderen, als der zweifelloſe Glaube an die väterliche Weltregierung. Er war der Ausgangs- und Ruhepunkt ſeiner ganzen Reichshoffnung. Aus ihm erklärt ſich auch die große Macht ſeines kühn emporſtrebenden Bewußtſeins. Er wußte und fühlte eben, daß Gott mit ſeiner Liebe auch über ihn ſein unbeſchreiblich mildes Angeſicht neigte und tröſtend und ermunternd ihm zurief: Du biſt nicht verlaſſen, denn ich wandle an deiner Seite und breite ſchützend meine Hände über dich. Wie kannſt du zweifeln und zagen? Kein Sperling fällt ohne meinen Willen vom Dache, kein Sandkorn rollt ungezählt in den Ocean. Was da lebt und webt iſt aufgeſchrieben in dem Buche des Lebens; ſogar die Haare deines Hauptes ſind gezählt. Wie meine ewige Huld für alles ſorgt, ſo nimmt ſie auch dich unter ihre Flügel!

Jeſus vernahm in ſich dieſe freundliche Sprache der Vaterliebe Gottes. Ein neuer Tag ſtieg ſtrahlend über ſeinem Haupte

herauf, ſein geiſtiges Auge ſchaute immer heller und heller. In tauſend lieblichen Geſtalten durchzog die göttliche Liebe das große und weite Reich ihrer Schöpfung. Am Himmel ſchritt ſie wie ein leuchtender Triumphzug dahin, gar mild und lieblich für das betrachtende Auge. Sie führte die Sonne aus dem ſtrahlenden Oſten herauf, und aus der Wolken friſchem Brunnen holte ſie den erquickenden Regen. Aber auch auf der Erde entfaltete ſie ihr geſchäftiges Leben. Sie waltete und webte in Feld und Wald, auf Rebenhügeln und Weizenfeldern. Jede Blume, jeder Grashalm hatte für Jeſum einen freundlichen Engel. Die ſchlanke Lilie blickte vertrauend zu ihrem Schutzgeiſte empor, der ſeine Hand über ihre zarten Blätter ausſtreckte und die glänzenden Thauperlen auf ſie niederlegte. Das zarte Würmchen im Moos führte eine liebende Hand zum Blumenkelch, wo es ſich laben durfte am tiefen, blauen Quell. Den munteren Luftbewohnern ſtreute die Liebe mit freundlicher Milde Futter auf Ackerfeld und Wieſen. Selbſt bei dem werthloſen Sperling auf dem Dache ließ ſie ſich nieder und ſchützte ihn vor dem Herabfallen. Kurzum alles ſtand unter dem Schutze der himmliſchen Liebe und wurde von ihren ſanften Fittigen getragen. Mußte nicht in Jeſu Bruſt eine ſtille, ruhige, herzliche und innige Freude einziehen? Mußte nicht ſeine Rede in den anmuthigſten und lebensfreudigſten Bildern dahinfließen? Mußte nicht jedes ſeiner Worte ein Quell reichen Troſtes und freudiger Hoffnung ſein? Wie konnte für ihn der Menſch, der Liebling des Himmels, klagen? Wie konnte er ſich einſam und verlaſſen wähnen? Die Vaterliebe Gottes kennt ja alle ſeine Bedürfniſſe, ſie weiß, was ihm für ſein zeitliches Fortbeſtehen förderlich und heilſam iſt.

Für Jeſum konnte die Zukunft nichts Beängſtigendes haben. Von Gottes Vaterarmen ſich ganz umfaſſen und tragen laſſend, ſtellte er der himmliſchen Liebe alles anheim, er ließ ſie bis in das allerkleinſte für ſich ſorgen. Jeder zagende Gedanke galt ihm ſchon als ein ſchnöder Eingriff in die göttliche Weltregierung. Selbſt als der liebliche Lenztag ſeines Lebens verſtrichen war, und die

Gewitterschwüle des Sommers über ihn hereinbrach, wurde er nicht düsteren und betrübten Sinnes, er ließ sein Haupt nicht erschöpft zur Erde niedersinken. Der freudige Glaube an die allwaltende Vaterliebe Gottes lebte in seiner Seele ungebrochen fort; er stand wie ein sanfter Mond selbst noch über seiner Leidensnacht. Getrost legte er sein Haupt an Gottes treue Vaterbrust; denn er trug in sich die felsenfeste Ueberzeugung, daß die ewige Liebe ihn treu und gut bis an sein Lebensende leiten würde.

Doch Jesus hat auch wie das alte Testament Gott unter dem ächt nationalen Bilde eines Königs und Richters aufgefaßt, und diese Anschauungsweise steht mit dem Vaternamen in keinem Widerspruche. Oefters erscheint Gott in den Reden Jesu als der alles beherrschende und durchdringende königliche Machthaber. Die ganze Schöpfung ist sein Reich, in welchem er unumschränkt regiert. Er gebietet den Menschen und fordert sie vor seinen Richterstuhl, damit sie Rechenschaft ablegen von ihrem Denken und Handeln. Die Klugen bereiten sich während ihres Lebens darauf vor und erwarten ohne Zittern und Zagen den Ruf ihres ewigen Herrn und Gebieters. Die Thörichten dagegen zerstreuen sich in Sinnenlust und Erdentand, denn sie denken: Es ist noch lange hin, bis der Ruf kommt, wir haben noch Zeit, uns für das Gute und Wahre zuzuschicken. Doch plötzlich geschieht der Ruf! Die Frommen erscheinen vor dem König und werden freundlich von ihm empfangen, die Thoren dagegen werden zurückgewiesen und in die Finsterniß hinausgestoßen.

Dies ist in kurzen Umrissen ein Bild von der Gottinnigkeit Jesu. Es herrscht in derselben in der That ein gesunder, lebensheiterer und freundlicher Idealismus, den nicht die Wolkenschleier seelischer Verdüsterung und Verzagtheit umhüllen, sondern der alles in einem lieblichen Lichtglanz dem Auge erscheinen läßt; es ist ein Idealismus, der das menschliche Herz still und ruhig macht, der es erweckt, ermuntert und erhebt.

Ist es zu verwundern, wenn Jesus bei solcher Gottinnigkeit sich als ein Priester Gottes fühlte und im kühnen Fluge zu

den Stufen des göttlichen Thrones emporstieg und alles, was sein Herz bewegte, dort niederlegte? Ist es zu verwundern, wenn in ihm sich das Gefühl einer nahen Gottesverwandtschaft entwickelte, wenn ein heiliger Drang, eine namenlose Gluth in seiner Seele sich regte und ihn trieb, mit seiner Bestimmung herauszutreten, wie die zarte Knospe aus dem schwellenden Frühlingszweige? Ja ist es zu verwundern, wenn die freudige Hoffnung und Zuversicht immer lauter und vernehmlicher ihren Ruf in ihm ertönen ließ, daß seiner frohen Lenzaussaat eine viel verheißende Herbsternte folgen werde?

Die frische und heitere Fröhlichkeit, das von heißem Thatendrange durchglühte Gemüth Jesu spiegelt sich sogar in der äußeren Form seiner Reden, in dem sprachlichen Ausdruck seiner kurzen Sprüche und Gleichnisse ab. In der knappsten Form enthalten dieselben einen unendlich eindringenden und vielsagenden Gehalt, eine erstaunlich große Gedanken- und Begriffsfülle. Es spricht sich in ihnen ein feuriger Schwung der Phantasie, das volle Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit aus. Einzelne Gnomen haben gradezu etwas Wurfartiges, etwas Imperatorisches. Treffend hat Strauß dieselben mit Kernschüssen verglichen*). Wohl forderte Jesus von den Menschen hohe, sittliche Leistungen, er verstand es aber auch, dieselben durch die herrliche Aussicht auf das freudige Ziel zu versüßen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert haben sich die Menschen von seinen Idealen angelockt gefühlt. Eine heilige Begeisterung hat sie ergriffen, die herrlichen, sittlichen Kleinodien für sich zu erkämpfen. Nur diejenigen Menschen, welche den Glauben an die sittlichen Ideale verloren haben, können geringschätzig von Jesu sittlichen Forderungen denken, die vorgehaltene Aufgabe für unlösbar halten und das Ringen nach der erhabenen Vollendung und Gottebenbildlichkeit für sinnlose Schwärmerei erklären.

*) Der Talmud (Tr. Joma fol. 71a) sagt: „Der Lehrer wähle immer die kürzeste Methode. Das Wissen wird durch die Erinnerung erworben.

Drittes Kapitel.

Jesu Lebensfreude im Zusammenleben mit seinen Schülern.

§. 17.

Die Wahl der Schüler.

Da Jesus sich nicht durch augenblickliche Erfolge in seinem Lehrwirken bestimmen ließ, so genügte es ihm nicht, wenn ab- und zuströmende Volksmassen vorübergehend ihn umringten, wenn weite und wechselnde Kreise seinen religiösen Vorträgen lauschten. Seine Absicht ging dahin, Dauerndes zu begründen. Er wollte durch Verbesserung der Nationalreligion die sittliche Umwandelung und Erneuerung Israels und nach späterer Einsicht, die des ganzen Menschenthums vollziehen, eine Aufgabe, die nach der mosaischen Gesetzgebung keinem Propheten, also auch keinem Weisen und selbständigen Schriftgelehrten untersagt war. Dazu bedurfte er aber eines festen Kerns von Männern seiner Gesinnung und Anschauung, die als tüchtige Missionsboten (Scheluchim) ihm zur Seite standen, und auf die er sich verlassen konnte. Daß Jesus sich einen solchen Gemeindekern heranzubilden strebte, darauf deutet sowohl das Bild von der Bergstadt hin, die im Glanze der Sonne nicht verborgen bleiben kann, als auch das Bild von dem auf den Leuchter gestellten Lichte, das den ganzen Hausraum erhellt.*) Nehmen wir zu diesen Bildern noch das an einzelne Fischer des Genneſar gerichtete directe Einladungswort: „Ich will euch zu Menschenfischern machen!“**), so wird Jesu Absicht, sich Gehilfen und Mitarbeiter heranzubilden, außer allen Zweifel gesetzt. Wenn aber die Schüler einen tiefen Ein-

*) Matth. 5, 14—16.
**) Matth. 4, 19.

blick in die ſittliche Gedankenwelt Jeſu gewinnen ſollten, ſo mußten ſie entweder beſtändig in ſeiner Nähe weilen, oder doch wenigſtens für längere Zeit mit ihm in unmittelbarem Verkehr ſtehen. Während Jeſus daher auf der einen Seite in ſeinen Lehrvorträgen das Netz weit auswarf, ſo ſuchte er auf der anderen Seite eine engere Gemeinde treuer und zuverläſſiger Schüler zu gewinnen. In dieſem Verfahren lag durchaus nichts Ungewöhnliches. Schon die Propheten des alten Teſtamentes bildeten ſich einzelne auserwählte Rüſtzeuge heran, welche nach ihrem Tode die Träger ihres Werkes wurden. Zur Zeit Jeſu ſammelten ſich um die beiden großen Rabbinen Schamai und Hillel zahlreiche Anhänger, welche in der Abgeſchloſſenheit von Schulen noch lange die Lehrmeinungen ihrer Meiſter fortpflanzten.*) Selbſt Johannes der Täufer war von einer Anzahl Schüler umgeben. Nach der Darſtellung des vierten Evangeliums gewann Jeſus ſogar ſeine erſten Schüler aus dem Jüngerkreiſe des Johannes.

Jeſus ſuchte nun ſeine Schüler, die zugleich ſeine Freunde und Vertrauten waren **), für die Lehre vom Reiche der Himmel zu begeiſtern und allmählich zu charakterfeſten Werkzeugen heranzubilden, damit ſich durch ſie der Aufbau und die Weiterentwickelung der neuen Gottesgemeinſchaft vollziehen könnte. Schon bei Lebzeiten des Meiſters ertheilte er ihnen die hohe Aufgabe, den geiſtigen Samen des Himmelreiches auf den Herzensacker der Menſchenwelt mit ausſtreuen zu helfen, um ſpäter die ganze und volle Ernte des Himmelreichs als Schnitter einzuſammeln.

Zu unerläßlicher Nothwendigkeit wurde für Jeſum gradezu die Begründung eines aus treuen, tüchtigen und zuverläſſigen Männern beſtehenden Schülerkreiſes, als er ſah, daß ſich trotz glücklicher Erſtlingszeiten der ſittliche Läuterungsproceß doch nur langſam vollzog. Es bedurfte einer raſtlos andauernden Thätig-

*) Auch R. Gamliel, R. Akiba und noch andere berühmte jüdiſche Lehrer ſollen nach Angabe des Talmuds oft ein Schülergefolge von Hunderten und Tauſenden um ſich verſammelt haben.

**) Matth. 12, 49.

keit, um die Zeitgenossen aus den Fesseln unfruchtbarer und alle freie sittliche Entwickelung hindernder religiöser Ueberlieferung herauszuheben, sie von der Unhaltbarkeit und Hohlheit der abgestandenen und verkünstelten halachischen Vorschriften zu überzeugen und für das Verständniß und die Befolgung der neuen Lehre vom Reiche der Himmel zu befähigen.

Wenn somit auch über den Zweck der Schülerwahl kein Zweifel obwaltet, so war es für Jesum doch durchaus keine leichte Sache, die geeigneten Persönlichkeiten aufzufinden, welche sein Werk aufrichtig fördern und dem sichern Ziele entgegenführen konnten. Die Schüler durften keine Schwächlinge und Feiglinge sein, denn als solche hätten sie der großen Sache nur geschadet, sie mußten kühne, entschlossene und gewissenhafte Naturen sein. Um solche Männer ausfindig zu machen, war ein scharfer Kennerblick erforderlich. Jesus besaß ihn. Er hatte die Gabe jenes Hellblickes, der bis in die innersten Falten des Herzens dringt. Mehr als einmal wies er junge Leute, die sich von seinen Anschauungen und Lehren ergriffen und angezogen fühlten und sich ihm zur Nachfolge anboten, zurück. Er erkannte, daß sie für seine idealen Zwecke nicht tauglich waren. Diejenigen Männer aber, welche ihm die rechten Persönlichkeiten zu sein schienen, hielt er im Moment fest. Er ließ ihnen nicht einmal soviel Zeit, um über die neue Wahlverwandtschaft nachdenken zu können. Er forderte ein fast augenblickliches Abbrechen mit den liebgewordenen Gewohnheiten; schnell sollten sie mit sich ins Reine kommen. Der tiefe Menschenkenner wußte nur zu gut, daß Aufschub und Verzögerung den sittlichen Entscheidungskampf erschweren. Als er daher einst einen jungen Mann zur Schülerschaft aufforderte, und dieser seinem Rufe auch Folge zu geben geneigt war, aber an ihn die Bitte stellte, er möchte ihm gestatten, vor seinem Anschluß an ihn noch eine heilige Pflicht zu erfüllen, ging er darauf nicht ein. Dieses Verfahren Jesu scheint für den ersten Blick zwar hart und despotisch, allein es war für seine Sache nothwendig. Das Reich der Himmel verlangte rasche Entschiedenheit.

Nach Uebereinstimmung der Synoptiker bestand das engere Schülergefolge Jesu aus zwölf Personen. Die Wahl der ersten fünf fällt ziemlich früh, sie erfolgt schon in den Erstlingszeiten seines Lehrwirkens. Eine planmäßige Absichtlichkeit ist in der Zwölfzahl nicht zu verkennen, sie sollte das neue geistige Israel in seinen zwölf Stämmen versinnbildlichen. Als die ersten fünf Schüler werden von den Synoptikern Simon und Andreas, Jakobus und Johannes und der Zolleinnehmer Levi aufgeführt. Betrachten wir in Kürze ihre Wahl und berücksichtigen wir dabei die näheren Umstände, welche dieselbe begleiten. Die beiden erstgenannten Schüler waren Brüder, ihr Vater hieß Jona, und sie stammten aus Bethsaida (Fischhaus) *). Als Jesus öffentlich zu lehren begann, wohnten sie bereits in Kapharnahum; der Meister fand sie, als er eines Tages am Ufer des Genneſarsees wandelte, beim Fischfang beschäftigt **). Das Fischergewerbe auf dem See war kein Privilegium einer bestimmten Klasse, sondern es stand allen Bewohnern Galiläas frei. Jeder, der Lust hatte, konnte mit Netz und Hamen sein Glück versuchen. Der babylonische Talmud ***) führt diese Freiheit bis auf Josua zurück, welcher bei der Vertheilung des Landes dieselbe dem Volke ertheilt hatte. Mit großer Geschicklichkeit verwerthete Jesus das Fischergewerbe der Brüder symbolisch in seinem Einladungsruf. Während sie ihre Netze auswarfen, um Fische zu fangen, warf er sein Netz nach ihnen aus. Die Fischer wurden in dem Momente zu Fischen für das Reich der Himmel. Trotzdem sollten sie aber Fischer bleiben, nur das Gebiet ihrer Thätigkeit sollte sich wandeln, es sollte in Zukunft nicht mehr das Meer, sondern die Menschenwelt sein †). Ob Jesus die Brüder schon vor seinem Einladungsrufe kannte, darüber berichten die Evangelien nichts. Die eigenthümliche Art der Berufung jedoch, welche etwas höchst

*) Vergl. Matth. 16, 18; Joh. 1, 41. 42.

**) Matth. 4, 19; Marc. 1, 17; Luc. 5, 10.

***) Tr. Baba kama fol. 81a.

†) Matth. 13, 17.

Charakteristisches hat, läßt ein gegenseitiges Sichkennen nicht nur zu, sondern fordert es gradezu. Ohne Zweifel hatte sie Jesus schon öfters gesehen und bei ihrem Gewerbe im Stillen beobachtet. Auch sie hatten ihn jedenfalls schon öfters am Ufer des Sees Lehrvorträge halten hören und denselben mit Aufmerksamkeit und Spannung beigewohnt. Es war ein kurzes Einladungswort, das Jesus an die beiden Fischer richtete. Imperatorisch wie ein Feldherr sprach er: „Folget mir nach!" Er verlangte damit ein sofortiges Abbrechen mit der berufsmäßigen Arbeit. Augenblicklich sollten sie Fahrzeuge, Netze, Hamen und ihre sonstigen Fischergeräthe verlassen und als Begleiter sich ihm anschließen. Der unmittelbare Eindruck sollte den Entscheid für die Wahlanziehung, für ein dauerndes Gemeinschaftsverhältniß abgeben. Der Ruf Jesu verfehlte seine Wirkung nicht, die Brüder gaben ihre Beschäftigung auf und schlossen sich ihm an, um in enger Gemeinschaft mit ihm dem Dienste des Himmelreichs sich zu widmen.

Ein gänzliches Heraustreten aus ihrem bisherigen Lebenskreise aber scheint doch das Einladungswort Jesu nicht in sich geschlossen zu haben, denn wir treffen noch später die beiden Schüler wiederholt beim Fischfange an.*) Nach den Quellen bewiesen die Brüder große Anhänglichkeit, sie bereiteten Jesu durch ihre Aufmerksamkeit und Empfänglichkeit für das Reich der Himmel sichtliche Freude. Es waren noch unverdorbene und kindlich fromme Gemüther. Da die starre Synagogentheologie sie noch nicht berührt hatte, so zeigten sie noch ein aufrichtiges und herzliches Verlangen nach der sittlichen Erneuerung Israels. Neben dieser inneren Freude über das Brüderpaar wurde Jesu auch noch manche äußere Annehmlichkeit zu Theil. Im Hause des Simon fand er ein freundliches Asyl, wo er sich frei und ungehindert bewegen konnte. Vielleicht ist dieses Haus sogar dasselbe, was in einigen Stellen der Synop-

*) Matth. 4, 18; Marc. 1, 16; Luc. 5, 3; Joh. 21, 3.

tiker als ſein Haus bezeichnet wird. Jeſus konnte wirklich mit der Wahl des Brüderpaares zufrieden ſein.

Die beiden folgenden Schüler Jacobus und Johannes waren ebenfalls Brüder. Nach ihrem Vater Zebedäus (זבדי) heißen ſie auch die beiden Zebedäiden. Jeſus beobachtete ſie einſt mit ihrem Vater beim Ausbeſſern der Netze auf ihrem Fahrzeuge und richtete an ſie dasſelbe kurze und beſtimmte Aufforderungswort wie an die Jonasſöhne. Es fand willige Aufnahme, ſie ſchloſſen ſich mit der ganzen Innigkeit ihres Weſens an Jeſum an. Da auch ſie eine aufrichtige Sehnſucht nach der ſittlichen Neubegründung der iſraelitiſchen Volksgemeinde an den Tag legten und für die neuen Anſchauungen ihres Lehrers tiefes Verſtändniß zeigten, ſo entwickelte ſich ſehr bald zwiſchen ihnen und dem Meiſter ein inniges und freundſchaftliches Verhältniß. Jeſus hatte deshalb auch über dieſe Wahl billig Grund und Urſache, im Herzen fröhlich zu ſein.

Durch denſelben unvermittelten Zuruf: „Folge mir nach!“ geſchah ferner auch die Wahl Levi's, eines Zolleinnehmers in Kapharnahum. Jeſus hatte ihn an der Zollbank beobachtet. Der Schüler empfand eine ſo große Freude über das Einladungswort des galiläiſchen Rabbi, daß er ſofort ein herrliches Mahl bereitete. Renan nennt Levi den Xenophon des aufblühenden Jeſusthums und nicht mit Unrecht. Als Zolleinnehmer verſtand er ſich auf den Kalam, und es rühren von ihm ohne Zweifel die Logia her.*) Ein eigentlicher Generalpächter (publicanus)**) ſcheint Levi nicht geweſen zu ſein; er war wahrſcheinlich nur der Agent eines ſolchen. Paläſtina hatte bekanntlich eine große Anzahl von Zollſtätten. Beſonders brauchte Kapharnahum, dieſer rege Handelsſtationsplatz zwiſchen dem Norden und Süden, wegen des Geldwechſels viele Zollbeamte.***)

*) Vergl. Papias bei Euſeb. hist. eccl. 3, 39.

**) Vergl. Cicero de provinc. consular. 5; pro Plancio 9; Tac. Ann. 4, 6 Plin. hist. nat. 12, 32; Appian. bell. civ. 2, 13.

***) Vergl. Matth. 9, 8.

Doch die Berufung des Levi wurde für Jesum auch in gewissem Sinne sehr verhängnißvoll. Die Zolleinnehmer standen nämlich in sehr zweideutigem Rufe, sie galten in den Augen der Schriftgelehrten und Pharisäer nicht viel mehr als Räuber, Mörder und andere grobe Sünder.*) Nach dem Talmud**) zog sich jeder Jude, welcher ein Zollamt annahm, die Strafe des Bannes (חֵרֶם) zu. Es schwebte demnach über jedem Zolleinnehmer eine Art von bürgerlicher Acht, welche ihn der Ehrenrechte eines unbescholtenen Israeliten verlustig machte. Die rabbinischen Satzungen dehnten den auf der Zollstätte ruhenden Fluch sogar auf diejenigen aus, welche es wagten, sich daselbst ihr Geld umzuwechseln.***) Da Jesus sich an diese inhumanen Bestimmungen nicht kehrte und den Zolleinnehmer Levi unter seine Schüler aufnahm, so zog er sich den Zorn der Schriftgelehrten und Pharisäer zu. Sie betrachteten ihn als einen Menschen, der gewissenlos die heiligen Vorschriften außer Augen lasse und sich über das Gesetz der äußerlichen Reinigkeit im Umgange leichtfertig hinwegsetze, und verdächtigten deshalb seine religiösen Bestrebungen vor dem Volke. Es dauerte gar nicht lange, so nannten sie ihn selbst einen Sünder und einen Gesellen der Sünder.

Von den übrigen sieben Schülern ist viel weniger als von den eben genannten zu berichten, da über sie die Nachrichten in den Quellen nur spärlich fließen. Als sechster Schüler gilt Bartholomäus (Bar Tulmi oder Talmei), wahrscheinlich identisch mit dem Nathanael (d. i. Gott hat gegeben) der Johannesquelle†), welche seine Gewinnung in ein tief mystisches Gewand eingehüllt hat. Nach der Darstellung dieses Evangelisten war Nathanael eine zur Contemplation geneigte Natur. Im Schatten eines

*) Matth. 5, 36—47; 9, 10, 11; 11, 19; 18, 17; 21, 31, 32; Marc. 2, 15, 16; Luc. 5, 30; 7, 34; 15, 1; 18, 11; 19, 7.

**) Mischna Nedarim III, 4.

***) Vergl. Mischna Baba kama 10, 1; Talmud Jerusch. Tr. Demai 2, 3; Talmud Babli, Tr. Sanhedrin 25b.

†) Vergl. 1, 47; 21, 2.

Feigenbaumes grübelte er einst über die künftige Erlösung Israels nach. Als Philippus ihn darauf aufmerksam machte, dieselbe sei bereits in Jesu von Nazareth erschienen, wollte ihm das nicht in den Kopf. Nach seiner Meinung konnte Großes nur aus Großem hervorgehen. Jesus, welcher nicht lange darauf mit ihm zusammentraf, benahm ihm diesen Irrthum, indem er mit dem forschenden Blick eines Psychologen die Geheimnisse seines Herzens aufdeckte und ihn als einen ächten und herzensreinen Israeliten begrüßte. Nathanael, über die Entschleierung seiner verborgenen Gedanken aufs höchste überrascht, war geheilt und mit der ganzen Innigkeit seines Wesens an Jesum sich anschließend, wurde er sein Schüler; der Meister aber gerieth über den Gewinn des Nathanael in solch außergewöhnliche Freude, daß er in heiliger Begeisterung die Pforten des Himmels sich aufthun und das Göttliche sich mit der Erde in directen Rapport setzen sah.

Wenn auch der johanneische Bericht unverkennbar die Spuren des Unhistorischen an sich trägt, so ist es doch höchst charakteristisch, daß auch diese Quelle von frischen, frohmüthigen und lebensfreudigen Zügen im Leben Jesu zu erzählen weiß.

Ueber den siebenten Schüler Philippus von Bethsaida, sowie über den achten Thomas (Teom, Toma), welcher wegen seiner Geburt Zwilling (griechisch Didymus)*) heißt, wissen die Synoptiker nicht viel mehr als die Namen zu berichten. Nur das vierte Evangelium behandelt beide wieder mit Vorliebe, jedoch die von ihm angemerkten Thatsachen brechen bei kritischer Prüfung in sich zusammen.**) Ebenso unbekannt wie die beiden eben genannten ist ferner der neunte Schüler Jakobus, mit dem Beinamen der Kleinere oder der Jüngere. Ist es gestattet, von seinem Vater Klopas (Kleopas) und seiner Mutter Maria, welche beide Jesu nahe standen, auf ihn selbst einen Schluß zu ziehen, so muß auch er ein treuer Schüler gewesen sein. In älterer Zeit sahen viele

*) Vergl. Joh. 20, 24.

**) Joh. 11, 16; 20, 24 ff.

Ausleger in dieſem Jakobus einen Bruder Jeſu, doch es iſt dieſe Anſicht ſchon längſt als irrthümlich aufgegeben worden. Jakobus ſtand durchaus nicht in ſolcher blutsverwandtlicher Beziehung zu Jeſu.*) Der zehnte Schüler Juda, Sohn des Jakobus, mit dem Beinamen Lebbäus (Lebbai) oder Thaddäus (Thaddai) d. i. der Herzhafte und der elfte Simon, mit dem Beinamen Kannai,**) von den Helleniſten Zelotes, d. i. Eiferer genannt***), geben ſich ſchon durch ihre Beinamen als choleriſch angelegte Naturen zu erkennen.†) Sie mögen in ihrer Temperamentseigenthümlichkeit Aehnlichkeit mit den Zebedäiden gehabt haben. Der erſtere tritt mehr durch die Tapferkeit ſeiner Natur hervor, der letztere dagegen mehr durch die Feſtigkeit ſeiner Grundſätze, welche nach manchen Seiten hin

*) Vielleicht iſt dieſer Jakobus identiſch mit dem Jakobus, deſſen der babyloniſche Tractat Aboda ſara fol. 27b (vergl. Midraſch Kohelet fol. 85. Berliner Ausgabe) gedenkt, und der aus dem Dorfe Sichnin (סכינא) gebürtig war. Derſelbe wollte einſt den Rabbi Elieſer von einem Schlangenbiſſe heilen, er wurde aber durch das Dazwiſchentreten des Rabbi Iſmael daran verhindert. In demſelben Tractat (fol. 17a) geſchieht dieſes Jakobus auch noch bei einer anderen Gelegenheit Erwähnung. Es heißt da: „R. Akiba ſagte: „Ich ging einmal auf dem oberen Markte von Zippori (Sepphoris) und fand da einen Schüler des Jeſu von Nazareth, welcher Jakobus hieß und aus dem Dorfe Sichnin ſtammte. Er ſagte mir: Es ſteht in eurem Geſetze, du ſollſt keinen Buhlerlohn zum Opfer bringen (5. M. 23, 18). Darf man nun davon wohl einen Abort (בית הכסה) für den Hohenprieſter bauen? Ich gab ihm hierauf keine Antwort. Da fuhr er weiter fort: Mich hat Jeſus von Nazareth gelehrt. Buhlerlohn war es und Buhlerlohn ſoll es bleiben, von unreinem Orte (מקום המנופת) iſt es gekommen, und eben dahin mag es zurückkehren (Micha 1, 7). Dieſes Wort gefiel mir ſo ſehr, daß ich beinahe in Ketzerei (מינות) verfallen und übertreten hätte, was in der Thora (Spr. 5, 8) geſagt iſt: Halte fern von ihr deinen Weg und nahe dich nicht der Thür ihres Hauſes.“ (Die erſte Hälfte des Spruches bezieht ſich auf Ketzerei, die andere auf Buhlerei). Vergl. zu dieſem merkwürdigen Geſpräche Matth. 16, 17—19.

**) Vergl. Luc. 6, 15; Act. 1, 13.

***) Im babyl. Talmud Tr. Sanhedrin fol. 43 wird dieſer Schüler fälſchlich mit Judas, dem Bruder des Jakobus (vergl. Br. Juda V. 1), verwechſelt.

†) Der babyl. Talmud Tr. Sanhedrin fol. 43 nennt nur fünf ausgezeichnete Schüler Jeſu, dieſelben ſind: Matthi, Nezer, Boni, Thoda (Thaddäus) und Jakobus.

ſogar einen gewiſſen Zuſammenhang mit der phariſäiſchen Schule erkennen laſſen. Ein eigenthümliches finſteres Geſchick ruht auf dem zwölften Schüler Juda, ein Mann von Keriot (Iſchkariot), einer Stadt an der Nordgrenze von Juda. In ihm erzog ſich Jeſus, ohne es zu ahnen, eine Schlange. Zwar umgeht das vierte Evangelium dieſe Klippe, indem es ſich von vornherein der Anſicht zuneigt, Jeſus habe ſich dieſen Schüler mit Abſichtlichkeit auserkoren. Dieſe Anſicht iſt jedoch bei Licht betrachtet ſo unwahrſcheinlich, daß wir ihr ſchlechterdings nicht beipflichten können. Ganz einfach und natürlich wird die Sache, wenn wir zugeſtehen, die Menſchenkenntniß Jeſu habe auch ihre Grenzen gehabt. Die Schülerwahl Jeſu war eben ein großartig glaubensvolles Suchen, und da konnte es ſich wohl zutragen, daß der Meiſter bei eigener Größe auch in anderen eher zu viel als zu wenig vorausſetzte. Es waren deshalb neben den glänzendſten Rechtfertigungen auch Enttäuſchungen möglich.

Nach den Angaben des Joſephus war den Galiläern im allgemeinen ein offenes, friſches und lebensfreudiges Weſen eigen, ſie beſaßen eine tiefe Empfänglichkeit für alle ihnen entgegentretenden Eindrücke aus der Natur- und Menſchenwelt. „Unter dem Einfluſſe einer reizenden Natur und eines milden Himmels, im Schatten der Palmen, des Weinſtocks, des Feigenbaums und der Oliven, bei einfachen Sitten und mäßigen Bedürfniſſen nach Lebensgenuß war, wie es ſcheint, das Gemüth der Menſchen kindlicher geblieben; rein war in jener Gebirgswelt die Luft, klar das Waſſer, meiſt ruhig der See, zu träumeriſchem Sinnen einladend*). Da faſt alle Schüler Jeſu Galiläer waren, ſo waren ihnen ſicherlich auch die erwähnten Eigenſchaften eigen. Achten wir genau auf die einzelnen in den Quellen ſich vorfindenden Aeußerungen, Andeutungen und Züge, ſo ſehen wir die Wahrheit des jüdiſchen Geſchichtsſchreibers vollkommen beſtätigt. Es tritt uns bei den Schülern allenthalben ein heiteres Temperament,

*) Vergl. Schenkel, Charakterbild Jeſu S. 44.

ein weltoffener Sinn entgegen. Vor allen Dingen gewahren wir an ihnen eine gewisse Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit des Charakters, eine große Gemüthstiefe, einen ungekünstelten Frömmigkeitszug und ein durchaus lauteres und biederes Wesen. Es waren ächte Naturkinder, unverdorbene Männer des Volkes, in denen noch ein empfänglicher Sinn schlummerte, und die deshalb den sie umgebenden Dingen eine unbefangene und fast naive Auffassung entgegenbrachten. Sie kannten weder das bunte Treiben der großen Stadt mit seinem weltmännischen Raffinement, noch die Genußsucht der sogenannten vornehmen Klassen, noch endlich die halachische Schriftgelehrsamkeit der Synagogenhäupter und Schulvorsteher. Berücksichtigen wir ferner, daß nach jüdischer Ueberlieferung gerade die Fischer wegen ihrer Hantierung für fromme Leute galten, — und wir haben keinen Grund an der Wahrheit derselben zu zweifeln, zieht doch thatsächlich das gefährliche und unberechenbare Element des Wassers das Herz des Menschen mehr als alles andere zu Gott empor — und wir sind berechtigt, anzunehmen, daß die Schüler Jesu, da sie von Haus aus das Leben auf dem Wasser zu ihrem Berufe erwählt hatten, auch in religiöser Beziehung empfängliche Menschen waren. Die Lehre Jesu vom Reiche der Himmel erforderte nun solche Menschen. Sie verlangte Persönlichkeiten, die der lebenskräftigen Wurzel des Volksthums entsprossen waren, Persönlichkeiten, die noch frei sich fühlten von der Afterweisheit der Schule, und die in Folge dessen mit der ganzen und vollen Inbrunst des Herzens den Anschauungen und Ideen des jungen gottbegeisterten Lehrers sich hingeben konnten. Dürfen wir zur Verdeutlichung des Gesagten uns eines Gleichnißbildes bedienen, so kann es kein anderes sein, als das Bild Jesu selbst vom guten Ackerlande. Der Herzensboden der Schüler mußte einem frischgepflügten Acker gleichen, der empfänglich war für den guten Samen, welchen Jesus als Säemann auf ihm ausstreute.

Was nun den Unterricht der Schüler anlangt, so war derselbe ein durchaus freier. Er bewegte sich nicht in den engen

Schranken der damaligen steifen und geschraubten Schulmethodik. Aus eigener Wahl sollten sie sich für die Sache des Reiches der Himmel entscheiden. Der große Meister wußte zu gut, nur das frei Erworbene und frei Angeeignete habe einen wahren Werth und vermöge den Menschen in der That umzuwandeln und sittlich neuzugestalten. Die Lehre Jesu übte daher, da sie frei einherwandelte, wie der Meister selbst, auf die Schüler eine große Zugkraft aus. Sie schlossen sich immer enger an seine Person an und widmeten sich seiner Sache mit der ganzen Offenheit ihres Wesens und der freudigen Aufopferung ihres Willens. Sie begleiteten den geliebten Lehrer später auf seinen Wanderungen und standen auch dann in Festigkeit zu ihm, als der galiläische Frühlingshimmel über seinem Haupte schon etwas wolkig wurde. Diese ungetheilte und rückhaltslose Hingabe der Schüler aber stimmte Jesum sehr frohmüthig und lebensfreudig. Sein Auge erglänzte vom hellen Freudenstrahl, so oft es den Blick auf die treue Schaar hinlenkte, in heiligen Wonneschauern erzitterte seine Seele, wenn er sah, wie alle mit gespannter Aufmerksamkeit die Worte von seinen Lippen lasen. Was brauchte ihm vor der Zukunft zu bangen, hatte er doch die Organe gefunden, auf die er sich verlassen und durch die sich das Reich der Himmel fortbauen und weiter entwickeln konnte. Schon bald nach der Wahl sah Jesus in seinen Schülern die Glaubensväter des neuen geistigen Israel, die Bauleute der großen, weltumfassenden Gottesgemeinde der brüderlichen Gesinnung und liebewarmen That. Ja, im Anblick solcher treuen und viel verheißenden Mitarbeiter gingen alle Lebensschwingen Jesu höher, ein hochbeglückendes Seligkeitsgefühl, ein ungetrübter Frohmuth durchströmte seine Brust. Blicken wir auf das erste selbständige Wirken der Schüler nach Jesu Tode, so müssen wir eingestehen, daß sie eine große Rührigkeit und Energie entfalten. Das heilige Gottesfeuer, das Jesus in ihnen angezündet, die sittlich reinigende, durchdringende und läuternde Willenskraft, die er auf dem Altar ihrer Herzen entflammt hatte, trug sie hinaus in die Welt und ließ sie alle ihnen entgegen-

tretenden Schwierigkeiten und Hemmungen überwinden. Wie richtig hatte doch der Meister seine Schüler beurtheilt, wenn er ihnen einst zurief: „Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt!“ Die Schüler Jesu sind das Salz geworden, dessen Kraft die Geister durchdrang und sie sind das Licht geworden, das in die Herzen hineinleuchtete und sie für die Wahrheit öffnete und empfänglich machte.

§ 18.

Jesus im Verkehr mit seinen Schülern.

Mit großer Innigkeit und Treue hing das kleine auserwählte Schülergefolge an Jesu. Alle betrachteten ihn als ihren Mittelpunkt, um den sich ihr Denken und Thun drehte. Sehr bald umschloß alle das Band einer reinen und edlen Familiarität. Jesus betrachtete sich selbst als das Haupt der kleinen Hausgemeinde. Seine Schüler erhielten ächt familiäre Namen. Bald nannte er sie Angehörige, Hausgenossen, Freunde und Kleine, bald wieder Brüder und Kinder*). Auf ihren hohen Beruf hindeutend, nannte er sie Arbeiter, Knechte, das Salz der Erde, das Licht der Welt. Einzelne Schüler empfingen ganz besondere Namen, welche entweder auf ihre Lebensaufgabe oder auf ihr Temperament hindeuteten. Simon bar Jona bekam den Namen Kepha, gräcisirt Petrus, d. i. Fels, die beiden Zebedäiden erhielten den Namen Boanerges (Banani Regesch), d. i. Donnerskinder oder Hitzköpfe. Es spricht sich in diesen symbolischen Benennungen ein hoher Grad von innerer Befriedigung und ungetrübter Lebensfröhlichkeit aus. Sie lassen uns nicht nur tief in die Gedankenwelt Jesu hineinblicken, sondern sie zeigen uns auch, was er den Schülern zutraute, welche Hoffnungen er auf sie setzte. Waren auch die Schüler mit ihrem Meister nicht durch die Bande des

*) Vergl. Matth. 10, 42; Marc. 10, 24 μικροί, hebr. קטנים. Jesus strebte, sie aus einer niederen Ordnung zu einer höheren zu befördern; deshalb ertheilte er ihnen die Erlaubniß, sich in öffentlichen Vorträgen zu versuchen.

Blutes zusammengekettet, so war ihr Verein doch ein ächter Familienverein. Ja er war, da alle Glieder durch die Wahlverwandtschaft des Geistes angezogen wurden, noch mehr als das. Während unter Familiengliedern oft bittere Feindschaften sich entspinnen, welche die Blutsbande schonungslos zerreißen, fand bei dieser inneren geistigen Wahlanziehung zwischen Jesu und den Schülern ein feindseliges Entgegenwirken und Auseinandergehen gar nicht statt. Die Geistesverwandtschaft machte den Jesusverein zu einem Gefüge, das wie ein stolz emporstrebender Bogen durch sich selbst fest zusammenhielt. Keine Macht der Erde war im Stande, die durch den Einfluß des geistigen Lebens zusammengeschlossene und ineinandergreifende Verkettung zu lockern oder zu sprengen.

Zweifelsohne weilten die Schüler während der öffentlichen Lehrwirksamkeit ihres Meisters meist in seiner Nähe. Dabei ist aber nicht ausgeschlossen, daß sie nicht zuweilen auf einige Stunden oder Tage sich von ihm trennten. Ebensowenig läßt sich annehmen, Jesus habe den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend mit der Unterweisung und Belehrung seiner Schüler zugebracht. Dem steht schon die Sitte der Zeit entgegen. Die großen Rabbinen pflegten immer nur einige Stunden des Tages zu lehren, die übrige Zeit lagen sie ihrer Berufsthätigkeit ob. Jesus wird in dieser Beziehung keine Ausnahme gemacht haben. Wir sehen auch die Schüler zu wiederholten Malen in Kapharnahum ihr Fischergewerbe fortbetreiben. Demungeachtet aber war der Verkehr zwischen Lehrer und Schülern ein sehr reger; die Quellen erzählen weit mehr von Zusammenkünften als von Trennungen. Sogar wenn Vornehme Jesum zu sich zu Tische luden, erschien er meist in Begleitung seiner Schüler. Und auf seinen Wanderzügen durch Galiläa, Syrophönicien und Samarien, sehen wir ihn stets von den Schülern begleitet. Selbst auf seiner letzten Reise nach Jerusalem haben sie sich ihm angeschlossen.

Natürlich und selbstverständlich ist es, daß die Schüler bei Jesu Lehrvorträgen an das Volk in seiner Nähe weilten. Sie

bildeten immer den engsten Zuhörerkreis um ihn. Mit Spannung lauschten sie dem Strom seiner Rede, der in lieblichen Bildern, sinnigen Gleichnissen und erhabenen Lehrsprüchen dahinfloß.

Mit unermüdlichem Eifer formte Jesus an seinen Schülern, um sie zu geeigneten und brauchbaren Organen seines weltbezwingenden Gotteswerks heranzubilden. Sein Unterricht war aber nicht ein engherziges und sozusagen schulmeisterliches Einlernen; die Schüler sollten frei, ohne Zwang in den Geist seiner Lehre eindringen. Sie sollten sich nicht nur durch die Macht seiner Rede, sondern auch durch seine ganze Persönlichkeit angezogen fühlen. Jesus war der Ueberzeugung, sie könnten nur dann die Sache des Reiches der Himmel mit Gut und Blut vertreten, wenn sie, mitten im Leben stehend, durch anregende und erweckende Belehrung und durch liebewarme Thaten erzogen würden. Sehr richtig bemerkt Schenkel: „Es ist ein vollkommen freier Gehorsam, den Jesus forderte. Er überwältigt seine jungen Freunde nicht durch die bestechende Kunst der Ueberredung, oder durch Zeichen und Wunder.“ *) Ja ohne Anwendung von List oder Gewalt, lediglich auf dem Wege freier Einwirkung durch das Wort der Wahrheit und den Geist der Liebe suchte Jesus seine Schüler an sich zu fesseln. Er wollte keine Sclavennaturen um sich herum sehen, die mit Mißbehagen und Widerwillen seine Bestrebungen förderten, sondern die aus innerem Antriebe, aus dem Drange eines sehnsuchtsvollen Herzens das Werk der sittlichen Erweckung der Menschheit auf sich nähmen.

Was die Unterrichtsweise anlangt, so trug dieselbe den Ton einer ganz besonderen Innigkeit, Herzlichkeit und Weihe an sich. Es geht das aus allen von den Synoptikern uns überlieferten Schulreden hervor. Welche Wärme der Empfindung, welch sittlicher Ernst weht nicht in den eigentlichen Instructionsreden? Und dann die Makarismen, welche Tiefe des Gemüths, welche Seligkeitsstimmung liegt nicht in ihnen!

*) Vergl. a. a. O. S. 46.

Die Quellen enthalten viele Redestücke, die auf den ersten Blick den Eindruck von Schülerreden machen *). Vorzugsweise scheint die sogenannte Bergrede der Matthäusquelle fast aus lauter Bruchstücken von Schülerreden zusammengesetzt zu sein. Denn darüber herrscht unter den unbefangenen Erklärern zur Zeit wohl kaum noch ein Zweifel, daß Jesus diese Rede nicht in dem Zusammenhange gesprochen hat, in welchem sie uns heute vorliegt. Wer von den Zuhörern hätte einen solchen aus durchweg kurzen, prägnanten und dazu höchst paradox klingenden Gnomen bestehenden Vortrag wohl wortgetreu erfassen und im Gedächtnisse bewahren können? Selbst gebildete Zuhörer wären das nicht im Stande gewesen. Nein, die Bergrede ist ein schriftstellerisches Produkt. Matthäus hatte ein Interesse, die verschiedenen Schülerreden Jesu zu sammeln und sie zu einer großen Einheitsrede zu gestalten. Bei genauerer Betrachtung machen sich auch im Zusammenhange mancherlei Lücken bemerkbar, welche die an der Ursprünglichkeit der Rede festhaltenden Ausleger oft zu recht gekünstelten und geschraubten Vermittelungen veranlaßt haben.

Besonders traulicher Natur waren nach vollendetem Tagewerke die gemeinschaftlichen Abendversammlungen. An einer Tafel sitzend hielten Meister und Schüler die Abendmahlzeit. Keine besondere Rangordnung herrschte an der Tafel, die Schüler ließen sich nieder, wie sie kamen, nur der Meister erhielt einen Ehrenplatz, welcher für ihn eigens zurecht gemacht war. Da saß er unter ihnen, wie ein glücklicher Vater unter seinen guten Kindern, oder wie ein fröhlicher Bräutigam unter seinen heiter gestimmten Gästen. **) Obwohl er in Wort und Geberde, in Berührung und Händedruck sich nichts Besseres dünkte als seine Schüler, so waren doch aller Augen auf ihn gerichtet. ***) Als Hausvater nahm er das Brot, sprach das übliche Dankgebet darüber, brach es aus-

*) Matth. 13, 36 ff.; 18, 1 ff; Marc. 4, 10 ff. u. s. w.
**) Matth. 9. 15.
***) Matth. 23, 8; Luc. 22, 27.

einander und vertheilte die abgebrochenen Stücke.*) Zum einfachen, frugalen Mahle gesellte sich dann das belebende und anregende Wort als die schönste und beste Würze. Das Gespräch drehte sich in der Regel um die Arbeit des Tages. Bald war es der Beifall der Volksmenge, bald der Widerspruch der Pharisäer und Schriftgelehrten, der reichlichen Stoff zur Unterhaltung bot. Zuweilen kamen bei den abendlichen Tischgelagen auch Dinge zur Sprache, die die Schüler im Unterricht des Tages noch nicht recht verstanden hatten. Mit sichtlicher Freude ging Jesus auf alle Fragen der Schüler ein, sie wurden von ihm aufs neue erörtert und zur vollständigen Deutlichkeit und Klarheit gebracht. So verstrichen die Abendmahlzeiten stets unter gemüthvollen und herzlichen Unterredungen. Wovon das Herz eines jeden voll war, davon floß der Mund über. War endlich die Nacht hereingebrochen, so erhob sich die weihevoll gestimmte Versammlung, um sich zur Ruhe zu begeben. Selbst der Meister fühlte sich durch die abendlichen Gespräche gemüthvoll angeregt und innerlich beglückt. Er blickte dankbar zu Gott, seinem himmlischen Vater, empor, wenn er sah, daß die Schüler durch die stille Abendarbeit wieder einen Fortschritt in ihrer geistigen Entwickelung gemacht hatten. Mit Recht nennt Keim die abendlichen Tischversammlungen die eigentlichen Sammelpunkte ergreifender Mittheilungen. Sie übten auf Geist und Herz der Schüler einen wahrhaft bildenden und veredelnden Einfluß.**) Daher unterbrach Jesus dieselben auch nur selten. Nur nach sehr angestrengter Tagesarbeit hielt er sich zuweilen am Abend von der gewohnten Gemeinschaft fern, um sich in der stillen Einsamkeit der Berge ungestört im Gebete zu stärken. Auch bei den Schülern hinterließen die gemüthvollen Abendgelage einen unvergeßlichen Eindruck. Es läßt das sich einfach schon aus dem Umstande schließen, daß sie dieselben nach Jesu Tode in den Liebesmahlen oder Agapen verewigten.

---

*) Matth. 26, 26 u. s. w.; vergl. 14, 19; 15, 36.

**) Matth. 9, 10 ff; Luc. 22, 15; Marc. 3, 20 ff.; 6, 31.

So mochte denn Jesus zu seinen Schülern sprechen, wo und wann er wollte, immer floß seine Rede mit Begeisterung und seelischer Ergriffenheit von seinen Lippen. Die Schüler ahnten und fühlten die Größe des Meisters auch dann, wenn sie nicht augenblicklich im Stande waren, sich den tiefsinnigen Inhalt des Gesagten klar und deutlich zum Bewußtsein zu führen. Kein Wunder, wenn die Schüler mit großer Anhänglichkeit und Liebe ihrem Meister ergeben waren und ihm durch Uebernahme äußerlicher Dienstleistungen seine schwere Berufsarbeit zu erleichtern suchten. Wie hätten sie auch nicht gern auf sich nehmen sollen, was er von ihnen forderte? Wie hätte nicht seine Miene, sein Wunsch ihnen heiliger Befehl sein sollen? Konnten sie, wenn er das Zeichen zum Aufbruch gab, etwa zurückbleiben? Mußten sie es sich nicht angelegen sein lassen, auf den Wanderreisen für die kleinen Bedürfnisse Jesu zu sorgen? Nach den Berichten der Evangelisten haben sie sich niemals einer Pflichtversäumniß schuldig gemacht. Dienstwillig eilten immer etliche Schüler einige Wegstunden der kleinen Karavane voraus, damit der Meister bei seiner Ankunft gleich ein gastliches Unterkommen und alles zu seiner Aufnahme bereit finden möge.*) Zu Hause, wie unterwegs, erachteten sie es als ihre Aufgabe, den Lebensunterhalt zu beschaffen. Der zwölfte Schüler, Judas von Kerioth, führte zu diesem Zwecke die Kasse. Da die Schüler ihr Amt mit Sparsamkeit verwalteten, so war stets alles zur Genüge vorhanden. Auch bei schwierigen Unternehmungen Jesu zeigten sich die Schüler weder verdrossen noch verzagt. Sie standen fest zu ihm, selbst wenn Gefahr über seinem Haupte schwebte.

Jesus hatte aber auch solche treue Liebe und Anhänglichkeit verdient. Die Schüler fanden in seiner Person eine gewaltige Stütze, auf die sie sich in allen Situationen des Lebens verlassen konnten. Niemals hat Jesus seine Schüler vor der Welt preisgegeben oder im Stiche gelassen. Wenn sie zuweilen von der

*) Matth. 10, 11; 21, 1; Luc. 9, 52.

rigoristischen Pharisäerschaft wegen einer ungesetzlichen Handlung angeschuldigt wurden, so nahm er stets ihre Partei. Er betrachtete die gegen sie erhobenen Anklagen als gegen sich gerichtet und machte somit ihre Angelegenheit zu der seinigen. Dabei wurden sie Zeugen der Geistesgröße Jesu. Sie erstaunten über seine Tactik, wenn er sich mit seinen Gegnern maß und sie nach kurzem Kampfe zum Abzuge nöthigte, und sie fühlten sich glücklich, einen so beredten und schlagfertigen Anwalt zu haben.

So war denn das Zusammenleben Jesu mit seinen Schülern ein ungemein gemüthvolles und beglückendes. Ihre treue Liebe ersetzte ihm die verlorene Liebe des elterlichen Hauses, sie stählte ihn gegen den feindlichen Anprall der Hierarchie und hob ihn über mancherlei andere Unannehmlichkeiten des Lebens hinweg. In fast rührender Weise rühmte Jesus noch kurz vor seinem Tode die stete Opferwilligkeit und das feste Standhalten seiner Schüler mit den rührenden Worten: „Ihr seid es, die ihr mit mir ausgehalten habt in meinen Versuchungen.“ *) Die Worte geben Zeugniß von dem tiefen Ergriffensein seiner Seele im Momente der bangen Scheidestunde. Die Trennung von den Schülern fiel ihm ungemein schwer. Er mochte die Trauten nicht lassen, die ihm ihr ganzes Herz geschenkt hatten.

Haben wir in dem Zusammenleben Jesu mit seinen Schülern nun nicht den schlagendsten Beweis für die Nichtigkeit der Ansicht, nach welcher Jesus ein Essäer gewesen sein soll? Wo ist die trübsinnige Weltflucht und der scheue, das öffentliche Treiben geflissentlich meidende Zurückzug? Wo ist der ganze mechanische Methodismus? Wo sind die Geheimnisse und Opferschauer mit ihren pathetischen und dunkeln Reden? Wo sind die ernsten Bußforderungen und Abtödtungen der sinnlichen Triebe? Wo ist endlich die entschiedene Abneigung vor allem Wein- und Fleischgenuß? Lebte nicht Jesus mit seinen Schülern in volkbelebten Städten und Flecken? Vermied er nicht geflissentlich die schauerliche

*) Luc. 22, 28, vergl. 18, 28.

Wüſte? Nahm er nicht regen Antheil an den wöchentlichen Verſammlungen in Synagoge und Midraſche? Mahnte er nicht ſeine Schüler, der Bergſtadt und dem Lichte zu gleichen? Wie jene nicht verborgen bleiben kann und dieſes den ganzen Hausraum erhellen muß, ſo ſollten auch ſie ſich nicht vom Markte des öffentlichen Lebens zurückziehen. Was er ihnen ins Ohr geſagt hatte, das ſollte ſie von den Dächern verkündigen. —

§. 19.

Das Glaubensverhalten der Schüler.

Es lag, wie wir bereits oben angedeutet haben, eine planmäßige Abſicht in der Wahl der Schülerzwölfzahl. Da das iſraelitiſche Volk aus zwölf Stämmen beſtand, ſo ſollten die zwölf Schüler das neue, geiſtige Iſrael darſtellen. Jeſus fand in den Erwählten, was er geſucht hatte. Mit freudiger Zuverſicht durfte er hoffen, ſie würden die hohe Aufgabe, welche er an ſie ſtellte, vollbringen. Ihr Herzensboden glich einem noch unbeſäten Ackerfelde, ihr Gemüth war noch rein und unverdorben. Als ächte Naturkinder waren ſie geraden Sinnes, ohne Falſch und Hinterliſt. Sie trugen der Lehre Jeſu die volle und ganze Empfänglichkeit ihres Herzens entgegen. Und da Jeſus mit ſeinem Unterrichte keinerlei Zwang verband, ſo brachte der ausgeſtreute Same dreißig-, ſechzig- und hundertfältige Frucht. Einzelne Schüler begriffen die Lehrvorträge Jeſu ſogar mit einer Raſchheit und Leichtigkeit des Geiſtes, welche den Meiſter in Verwunderung ſetzte. Insbeſondere zeigte Simon bar Jona eine große Empfänglichkeit und Feinſinnigkeit in der Auffaſſung. Sein klarer Geiſt hatte zuweilen geradezu etwas Divinatoriſches. Als Beweis dient folgender Zug. Jeſus befragte einſt ſeine Schüler über die im Volksmunde über ſeine Perſon courſirenden Meinungen. Nachdem er dieſelben vernommen hatte, verlangte er von ſeinen Schülern ein Urtheil über ſeine Perſon. Da trat der Jonasſohn hervor und erklärte mit voller Begeiſterung:

„Du bist der Messias, des lebendigen Gottes Sohn!“*) Jesus war über das Bekenntniß des Schülers so überrascht, daß er in das lebensfreudige Wort ausbrach: „Heil dir, Simon bar Jona, denn Fleisch und Blut haben dir das nicht offenbaret, sondern allein mein Vater, der himmlische.“ In der Fröhlichkeit seines Herzens bezeichnete er ihn als den Grundstein der neuen Gottesgemeinde. „Ich sage dir“, fuhr er fort, „du bist Petrus (Kepha) und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Macht der Hölle soll sie nicht überwältigen.“ **) Jesus übertrug ihm damit das Binde- und Löseamt im Reiche der Himmel. Als Hausmeister sollte ihm das Recht und die Befugniß zu öffnen und zu schließen, d. h. zu verordnen und zu verbieten zustehen. Die Urtheile, die er auf Erden fällen würde, sollten auch im Himmel Giltigkeit haben***). In der zweiten Ausrüstungsrede erhielten diese dem Simon hier speciell zugesprochene Befugniß alle Schüler †). Auch bei einer anderen Gelegenheit trat Simon bar Jona bedeutsam in den Vordergrund. Jesus hatte nämlich durch einen scharfen Lehrvortrag das Mißfallen des Volkes erregt, selbst seine Schüler schienen betroffen zu sein. Da fragte er dieselben: „Wollt ihr auch weggehen?“ Da war es wieder Simon bar Jona, welcher sagte: „Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens“ ††). Obwohl diesen Zug nur das vierte Evangelium erzählt, so paßt derselbe doch so treffend in die Charakteristik des Simon, daß wir seine Aechtheit nicht in Zweifel zu stellen wagen. Durch dieses eigenthümliche, rasche, lebhafte und feurige Temperament wurde Simon der erste im Kreise der Schüler. Er ist der eigentliche Vertreter und Sprecher des Schülergefolges. Auch im Volke scheint Simon bar Jona für das eigentliche Haupt in der Verbindung Jesu gegolten zu haben. Wenigstens deuten darauf die Zollbeamten hin, welche

*) Matth. 16, 16.
**) Matth. 16, 17.
***) Matth. 16, 18. 19.
†) Matth. 18, 18.
††) Vergl. Joh. 6, 68.

von Jesu die Tempelsteuer erheben wollen und sich in dieser Angelegenheit an Simon wenden*). Doch das heftige Auflodern des Gemüthes brachte den cholerischen Schüler zuweilen auch in peinliche Versuchungen. Bei der großen Lebendigkeit seines Geistes entschlüpfte ihm manche Aeußerung, welche ihm eine scharfe Zurechtweisung, einen beschämenden Tadel zuzog. Unter anderem richtete er an Jesum die Frage, wie oft man seinem Nächsten vergeben müsse, ob es genug sei, siebenmal. Sicherlich rechnete Simon in diesem Augenblicke auf eine Anerkennung. Er glaubte, Jesus würde ihn wegen seiner Milde und Versöhnlichkeit loben, er würde ihn vielleicht sogar den andern Schülern als Muster zur Nachahmung hinstellen. Wie erstaunte er aber, als der Meister ihm sagte: „Nicht sieben mal, sondern siebenzig mal sieben mal.“ Anstatt der gehofften Anerkennung wurde ihm ein empfindlicher Tadel zu Theil. Er hatte gemeint, vor den Schülern Auszeichnung zu empfangen, statt dessen erfuhr er eine bittere und beschämende Demüthigung.

Neben Simon bar Jona spielten dann noch die beiden Zebedäiden im Schülergefolge Jesu eine hervorragende Rolle. Sie waren helle und klar denkende Köpfe. Wegen der cholerischen Lebhaftigkeit ihres Temperaments nannte sie Jesus Boanerges, Söhne des Donners, Brauseköpfe**). Die Quellen berichten eine Scene, in welcher ihr aufbrausendes, heftiges Naturell recht deutlich zum Vorschein kommt. Die Bewohner eines samaritischen Fleckens verweigerten Jesu einst die Herberge, in Folge dessen entbrannten die Brüder in solchem Zorn, daß sie auf den ungastlichen Flecken ein verzehrendes Feuer herabbitten wollten***). Es ist schwer zu entscheiden, welcher von den beiden Brüdern der geistig Begabtere war. Nach der Matthäus- und Marcusquelle scheint Jacobus den Vorzug zu verdienen, nach dem Lucasberichte hingegen gebührt dem Johannes die Priorität. Der Berichterstatter

*) Matth. 17, 23.
**) Marc. 3, 17.
***) Luc. 9, 54; vergl. 49 f.; Marc. 9, 37 ff.; 10, 35 ff.

des vierten Evangeliums macht ſogar den Johannes zum Lieblingsjünger Jeſu. Ohne Zweifel beſaß Johannes außer einer lebhaft erregten Einbildungskraft auch eine große Zartheit des Herzens und eine ſeltene Tiefe des Gemüthes. Und es iſt wohl begreiflich, wie gerade dieſe Temperaments-Eigenthümlichkeiten dazu beitrugen, ein beſonders nahes und vertrauliches Verhältniß zwiſchen ihm und dem Meiſter zu bewirken.

Uebrigens ſtimmen die Synoptiker, wie der vierte Evangeliſt darin miteinander überein, daß Simon bar Jona und die beiden Zebedäiden die engſten Vertrauensgenoſſen Jeſu waren. Alle drei zuſammen bildeten ſozuſagen eine Art Ausſchuß im Zwölfcollegium. Bei wiederholten Gelegenheiten griff Jeſus ſelbſt ſie aus dem Schülerkreiſe heraus und rief ſie in ſeine unmittelbare Nähe. Nach den Quellen ſind ſie namentlich die alleinigen Augenzeugen ſolcher Momente des Lebens Jeſu, denen der Stempel des Wunders aufgedrückt iſt. So waren ſie nach Marcus anweſend, als er die Jairustochter erweckte und als er verklärt wurde. Wenn wir auch von unſerem Standpunkte aus die beiden beregten Wundererzählungen entſchieden in Abrede ſtellen müſſen, ſo bleibt doch die Thatſache ſtehen, daß die drei Schüler bei Jeſu mancherlei Vorrechte vor ihren Mitſchülern genoſſen. Aufs glänzendſte beſtätigt wird unſere Anſicht durch den letzten Verſuchungskampf. Während Jeſus die übrigen Schüler ſchon am Eingange des Gartens Gethſemane verbleiben hieß, ging er mit den genannten drei noch eine Strecke in das Innere desſelben.

Jeſus kannte ſeine Schüler durch und durch. Trotz der verſchiedenen menſchlichen Eigenthümlichkeiten und Schwächen wußte er doch, daß ſie für ſein Gotteswerk empfängliche Naturen waren. Wenn ſie auch nicht durchweg glänzende Geiſtesgaben beſaßen, wenn ihre Reden auch nicht kühne Gedankenblitze durchzuckten, ſo fehlte es ihnen doch nicht an wahrer und tiefer Herzensbildung. Was ihnen an Schärfe des Verſtandes abging, das erſetzte die Innigkeit ihres Gemüthes. Dazu kam noch ihre Treue und Ausdauer, ihr feſtes und unverbrüchliches Standhalten.

Sie hatten ihr Leben einmal Jesu gewidmet, und es konnte sie nichts zur Abkehr und zum Bruche bewegen. Ihr ganzes Sein und Wesen gehörte dem Meister und seiner göttlichen Sache. Wenn daher die Schüler mit ihren geistigen Fähigkeiten auch nicht sofort sich zu der vollen Höhe der sittlichen Anschauung Jesu emporschwingen konnten, — wir erinnern nur an ihren schönen Traum von einer leiblichen Wiederherstellung des Reiches Israel *) — so lernten sie doch nach und nach ihren Irrthum einsehen und die eigentlichen Grundgedanken des Meisters erfassen. Darum hielt auch Jesus vor den Schülern mit allen ihn bewegenden Plänen und Ideen nicht zurück, er ließ sie klar und offen in das Wogen und Treiben seines Geistes hineinschauen. Nichts verbarg er ihnen. Selbst tiefe Geheimnisse verschloß er ihnen nicht. Sie sollten von allem, was ihn erfüllte, unterrichtet sein.

Mußte nicht das innige Glaubensverhalten der Schüler Jesum mit großer Freude erfüllen? Mußte er nicht heiter und aufgeräumt in seinem Innern werden, als er sah, wie sie alle von Tag zu Tag zunahmen im Verständniß und immer tiefer eindrangen in den Geist seines großen Werkes? Mußte es nicht belebend und ermunternd auf ihn selbst zurückwirken, als er erkannte, daß ihr Blick immer offener und geschärfter, ihr Urtheil über sittliche Verhältnisse immer geläuterter und reiner wurde? Mußte er nicht endlich, wenn er auch über kurz oder lang einer verblendeten Gegnerschaft zum Opfer fiel, mit den freudigsten Erwartungen erfüllt werden, da er im Geiste die treue Schaar schon in die Welt als begeisterte Missionsboten (Melachim, Schelu-chim) hinausziehen sah, um seine Lehre vom Reiche der Himmel von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zu verkünden?

*) Luc. 24, 21; vgl. Act. 1, 6.

§ 20.

Die Ausrüstung der Schüler.

Die Empfänglichkeit der Menschen für die Lehre vom Himmelreich ist eine sehr verschiedene. Die einen werden angeregt, wenn ihnen dieselbe unter Donner und Blitz, die anderen dagegen, wenn sie ihnen mit Zephyrmilde entgegen gebracht wird. Darum hatte sich Jesus Schüler mit den verschiedensten Temperaments-Eigenthümlichkeiten erwählt. Seine Absicht ging dahin, auf alle Menschen einzuwirken. Ein Theil der Boten mußte reden können mit der heiligen Leidenschaftlichkeit eines Elias, dem Gebrause des Sturmwindes vergleichbar, ein anderer Theil wieder mit der schmeichelnden Sanftheit und Lindigkeit eines Jeremia, der das abgefallene Israel zu Gott dem Ewigen zurückzulocken suchte. Jesus empfand große Freude darüber, als er sah, daß sich in seinen Schülern eine solche Verschiedenartigkeit der Begabung vorfand. Mit großer Besonnenheit suchte er daher die Eigenthümlichkeit der Individualität eines jeden zu wahren, damit das Gute und Tüchtige, das dem Keime nach in ihm war, immer stärker und entschiedener sich herausbilden möchte. Nur die fehlerhaften sittlichen Auswüchse, die unlauteren Triebe und ehrgeizigen Gelüste war er bemüht zu beschneiden. Als in Folge des ehrgeizigen Strebens der beiden Zebedäiden nach der ersten Stelle in dem von Jesu zu begründenden Messiasreiche im Schülerkreise gehässige Eifersüchtelei zum Vorschein kam, da tadelte der Meister diesen Temperamentsfehler mit sanfter Rüge*). Das erscheint uns eben das Großartige am Erziehungswerke Jesu zu sein, daß er seine Schüler stets richtig erkannte und immer den rechten Maßstab an sie legte. Niemals trat er der Individualität eines Schülers zunahe, niemals forderte er ein Unterdrücken und Abbrechen der charakteristischen Eigenthümlichkeiten. Durch diese Methode wurden

*) Luc. 9, 55.

die Schüler nicht Schablonen, sondern zu Männern voll Selbstbewußtsein und Selbstgefühl. Sie lernten auf ihre Kraft vertrauen und gingen mit heiliger Begeisterung an das Werk, für das sie der Meister vorbereitete. Jesus hatte die Schüler durch ihr Versprechen der Nachfolge nicht unbedingt an sich gebunden, es stand ihnen zu jeder Zeit frei, ihr Verhältniß zu ihm zu lösen und aus dem Schülerverbande wieder heraus zu treten. Da sie aber aus freiem Antriebe bei ihm ausharrten, so konnte er um so mehr auf ihren Eifer rechnen. Die freudigsten Hoffnungen durfte er für die Zukunft hegen. Den festen und sicheren Grund zum Aufbau des Himmelreiches hatte er bereits unter den Menschen gelegt, von seinen Schülern durfte er nun mit zuversichtlicher Gewißheit die Weiterführung und schließliche Vollendung desselben erwarten. Die Quellen berichten von einer doppelten Ausrüstung der Schüler. Die erste liegt ziemlich früh, sie fällt bereits in die Zeit, wo Jesus noch auf dem Hochpunkte seiner galiläischen Lehrthätigkeit stand. Nicht leicht schilderte Jesus den Missionsberuf seinen Schülern. Er sagte ihnen voraus, sie würden Verfolgungen und Schmähungen erdulden müssen, man würde sie vor Gericht, Statthalter und Regenten führen, sie geißeln und wohl gar tödten*). Aber er flößte ihnen auch Muth ein, indem er sie einerseits auf das Märtyrerthum der alttestamentlichen Propheten hinwies, andererseits ihnen die frohe Versicherung eines segensreichen Erfolges gab**). In den lieblichsten Bildern zeigte er ihnen, wie sie durch Festigkeit des Willens, durch treue Ausdauer große Dinge ausrichten könnten. Bald stellte er den Erfolg ihrer Thätigkeit unter dem Bilde eines reichen Fischfanges dar, bald verglich er denselben mit einem zum Mähen reifen Getreidefelde. Ganz besonders erweckte er in ihnen freudige Begeisterung für ihr apostolisches Wirken durch den Hinweis auf die bereits durch seine Lehrthätigkeit erzielten Errungenschaften. Das Acker-

*) Matth. 5, 10—12; Luc. 6, 21—23; Matth. 10, 17—20, 22; Luc. 12, 11 f.; Marc. 13, 9.

**) Matth. 17, 20 ff.; 21, 21 ff.; Marc. 11, 23.

feld, auf dem die Schüler arbeiten sollten, brauchte nicht erst von ihnen urbar gemacht zu werden, es lag nicht wüste und öde vor ihren Augen, im Gegentheil, es war schon gepflügt und zubereitet, der Same schon eingestreut und im Reifen begriffen. Endlich begeisterte Jesus seine Schüler für ihren Missionsberuf auch noch durch den Hinweis auf den künftigen herrlichen Lohn, der sie erwartete. Geistige und ewige Güter sollten ihnen für ihre opferfreudige und treue Mühwaltung zu Theil werden. In bildlich schöner und zugleich freudiger Weise deutete er ihnen das dadurch an, daß sie dereinst auf zwölf Thronen sitzen und sittliches Gericht über das neue, geistige Israel halten würden. So verstand es Jesus trotz der Mühseligkeiten und Gefahren, mit denen der Missionsberuf der Schüler verknüpft war, doch die lebensfreudige Seite desselben hervorzukehren. Er besaß die hohe Gabe, die Schüler für ihr Amt zu begeistern, sie durch Entzündung des Ehrgefühls zu muthigen und thatkräftigen Organen für das Himmelreich zu machen. Ein charakteristisches Beispiel dafür liefert wieder der Jonassohn. Er nannte ihn in jenem gesteigerten Momente, als er vor ihm das entschiedene Bekenntniß ablegte, einen Felsenmann und übergab ihm die Schlüssel des Himmelreichs. Da Simon nach seinem sanguinischen Naturell von Haus aus durchaus kein Felsenmann, sondern eine recht wankelmüthige Natur war, so sachte der Meister durch jenen Lobspruch sein Streben an, sich aus dem Zustande der Unentschiedenheit und Halbheit immer mehr zur Festigkeit des Willens herauszuarbeiten. Die Appellation an sein Ehrgefühl sollte ihm ein Ansporn sein, alle Kräfte seines Geistes anzustrengen, um der an ihn gestellten idealen Forderung zu entsprechen. Diese Erziehungsmethode an dem Jonassohne hat Jesus sicherlich, wenn auch die Quellen darüber schweigen, an allen übrigen Schülern in Anwendung gebracht. Wir sind berechtigt, diese Thatsache um so mehr anzunehmen, als wir uns sonst die opferfreudige Begeisterung, mit der wir die Schüler später für das Himmelreich kämpfen sehen, nicht erklären können.

Es war ein frischer, heiterer, lebensfroher Enthusiasmus, welcher die Schüler nach Jesu Tode beseelte; sie trugen alle das stolze Bewußtsein in sich, im Dienste einer idealen Sache zu stehen, die um keinen Preis der Welt aufgegeben werden durfte. Sie entbrannten für die großen Ziele ihrer erhabenen Aufgabe mit einem Feuereifer, welcher sich durch nichts zurückschrecken ließ, sondern sie befähigte, die schwersten Opfer darzubringen.

Jesus gab seinen Schülern bei ihrer ersten Ausrüstung mancherlei Verhaltungsmaßregeln mit auf den Weg. So gebot er ihnen unter Verzichtleistung auf jede Bequemlichkeit den Wanderstab zu ergreifen. Sie sollten z. B. nicht Münzen von Silber und Kupfer sammeln; sie sollten ferner keine Reisetasche (תרמיל) mit sich tragen, nicht mehr als ein Unterkleid (כתונת), keine Schuhe (סנדל) und keinen Reisestab (שבט) führen, weil der Arbeiter schon an sich seines Unterhaltes würdig sei.*) Da sie der besonderen Vorsehung Gottes sich erfreuten, so sollten sie das irdische Leben so leicht als möglich nehmen.**) Auch die Vorschriften, welche Jesus seinen Schülern bei ihrer zweiten Ausrüstung ertheilte, lassen einen frohen, lebensfrischen und heiteren Idealismus nicht verkennen. Auch sie mußten erhebend, ermuthigend und begeisternd auf die Schüler wirken.

Ueberhaupt unterscheidet sich die letzte Ausrüstungsrede von der ersten durch die beim Meister selbst eingetretene Veränderung der religiösen Anschauung. Jesus selbst hatte inzwischen einen größeren und weiteren Horizont in der Erkenntniß der sittlichen Befähigung der Menschen für den Eintritt in das Reich der Himmel gewonnen.

---

*) Diese minutiös scheinende Verordnung hatte nicht nur die ernste und ausschließende Richtung des Geistes auf den Beruf zum Zwecke, sondern auch Schonung der herrschenden Volkssitte. Auch die Rabbinen gestatteten nicht, den Tempelberg mit Tasche, Schuhen, Stab und Staub an den Füßen zu betreten. Vergl. Berachot, Mischna IX. 5, wo es heißt: „Man soll nicht auf den heiligen Berg gehen mit seinem Stocke, seinen Schuhen, seinem Geldgürtel, oder mit dem Staube an seinen Füßen, oder mit Speichel.“ „Denn,“ setzt die Gemara hinzu, „wenn das auch im Bethause erlaubt ist, so schickt es sich doch nicht im Tempel.“

**) Matth. 10, 9 f., 29 f.

Sein engherziger jüdiſcher Particularismus hatte ſich durch glaubensinnige und glaubensſtarke Heiden in die Anſchauung gewandelt, daß auch ſie für die Aufnahme in das Himmelreich befähigt wären. Darum ſollen die Schüler jetzt nicht nur in die Territorien von Galiläa und Judäa ziehen und die Lehre Jeſu verkündigen, noch viel weniger ſollen ſie ſich zu bloßen Sectenhäuptern und Führern von Cliquen erniedrigen, nein, ſie haben einen umfaſſenderen Beruf, ſie ſollen Weltzeugen werden. Nach Samarien und bis in die entfernteſten Gegenden der Erde ſollen ſie das Himmelreich tragen. An alle Menſchen ohne Unterſchied des Standes, des Berufes der Bildung und der Religion ſollen ſie ihren Einladungsruf richten.*) Kurz vor ſeinem Tode übergab Jeſus ſeinen Schülern ſein Gotteswerk und ernannte ſie zu ſeinen Stellvertretern.**) Durch wechſelſeitige Liebe und Eintracht, durch einmüthiges Feſthalten an der ſittlichen Wahrheit ſollten ſie ihr Ziel erreichen. Was ſie gemeinſchaftlich mit frommem Sinn für ihre idealen Zwecke von Gott erbitten, das wird ihnen zu ihrer Freude zu Theil werden***) Es ſind zwar hohe Forderungen, welche Jeſus an ſeine Schüler ſtellte, aber ſie gehen nicht über das Maß menſchlicher Leiſtungsfähigkeit hinaus, ſie liegen alle noch in der Sphäre des ſittlichen Könnens. Es haftet ihnen in keiner Weiſe das Excentriſche und Ueberſpannte vieler anderer Sittenlehrer des Alterthums an. Trefflichere Anweiſungen und idealere Vorſchriften konnten die Schüler nicht erhalten. Aber auch mit herrlicheren Verheißungen ließ ſich ihre Ausſendung nicht begleiten. Es ſind die höchſten Güter, welche ihnen für ihre treue Pflichterfüllung in Ausſicht geſtellt werden. Sollte dieſe Ausrüſtung der Schüler nicht auch ein ſchlagendes Licht auf die freudige Gemüthsverfaſſung Jeſu ſelbſt werfen? Mußte nicht ein mit ſolchen idealen Anſchauungen erfüllter Geiſt unendlich heiter und lebensfröhlich ſein? Wir behaupten: Wer die in den beiden

*) Matth. 28, 19 f.; Marc. 16, 15 f.;
**) Luc. 22, 29.
***) Matth. 18, 18.

Ausrüstungsreden sich kundgebende Lebensfreudigkeit Jesu nur irgendwie in Zweifel ziehen kann, dem fehlt aller psychologische Blick!

§ 21.

Jesu Verkehr mit Frauen.

Außer den Schülern war Jesus noch von einem edlen Frauenkreis umgeben, welcher mit großer Hingebung und Liebe an ihm hing. Einzelne Frauen scheinen ihn sogar auf seinen Missionsreisen begleitet zu haben.*) Es lag darin weder etwas Auffälliges, noch etwas Ungewöhnliches. Auch andere Rabbinen hatten auf ihren Reisen oft ein kleines Frauengefolge um sich, welches für ihre Bequemlichkeiten sorgte und überhaupt diejenigen Dienste verrichtete, die von weiblicher Hand am besten verrichtet werden. Man hat deshalb die Jesum begleitenden Frauen nicht mit Unrecht seine Diakonissinnen genannt. Aber sie waren eigentlich noch mehr als das, sie waren auch seine Schülerinnen. Jesus belehrte sie und sie lernten von ihm. Mit großem Unrecht hat Renan den Verkehr Jesu mit dem galiläischen Frauenkreis sittlich verdächtigt. Nach seiner Meinung trägt derselbe einen erotischen Charakter. Besonders sei das Verhältniß zwischen Jesu und der Maria von Magdala nicht ohne sinnliche Beimischung gewesen, es habe zwischen ihnen sogar eine Art Liebesverhältniß bestanden. So trübt der französische Gelehrte, ohne auch nur in den Quellen die leiseste Berechtigung dazu zu haben, den sittlichen Charakter Jesu. Es fehlt Renan für die Darstellung des Lebens Jesu durchaus die rechte keusche Gesinnung, der rechte wissenschaftliche Ernst. Da er Jesum überhaupt zum Helden eines Romans machen wollte, so durfte demselben natürlich das Piquante der Minne nicht fehlen. Die Frauen durften nicht nur durch seine

*) Matth. 27, 55, 56; Marc. 15, 40—46; Luc. 8, 2—3; 23, 49.

geistige Größe, sondern sie mußten auch durch seine äußerlich schöne Erscheinung angezogen werden.*)

Nach unserem Dafürhalten liegt in dem Verkehr Jesu mit den Frauen durchaus nichts Unsittliches. Jesus bewahrte den Frauen gegenüber stets jene keusche Zurückhaltung, die einen Umgang zwischen den verschiedenen Geschlechtern ohne sittliche Bedenken ermöglicht.

Was zog aber die Frauen so mächtig zu Jesu hin? Nichts anderes als der geistige Zauber seiner Persönlichkeit, die Allgewalt seines Wortes, sein freundliches, leutseliges Wesen. Die Quellen erzählen, daß auch die Mütter mit ihren Kindern zu ihm eilten, um sie von ihm segnen zu lassen. Jesus war ein großer Kinderfreund. Er liebte die Kinder und schaute in ihnen bereits die künftigen Bürger des Himmelreichs. Seine Liebe zu den Kindern aber sicherte ihm zugleich die Liebe der Mütter. Sind doch die Kinder das theuerste Pfand der Mütter, auf ihnen beruht ihre Hoffnung, ihre Freude, ihr Stolz. Wer die Kinder gefühllos von sich stößt, der verletzt immer zugleich auch das Mutterherz. Da nun Jesus sich freundlich zu den Kindern stellte, da er sie herzte und segnete, so brachten ihm die Mütter in dankbarer Liebe dafür auch ihr Herz entgegen.

Die Synoptiker haben eine ganze Reihe Frauen, mit welchen Jesus verkehrte, mit Namen verzeichnet. Es sind Maria von Magdala, Susanna, Maria Kleopas, Salome, die Mutter der beiden Zebedäiden, ferner die Schwiegermutter des Simon bar Jona, die Gemahlin des Chusa, eines Verwalters des Antipas, und die beiden Schwestern Martha und Maria von Bethanien.**) In selbstverläugnender Liebe brachten einige derselben dem jungen gottbegeister-

*) Das Leben Jesu kann nach der Darstellung der evangelischen Berichte weder ein geeignetes Sujet für einen Roman noch für ein Epos abgeben. Die Messiade Klopstocks, obwohl ihr die Großartigkeit einer dichterischen Schöpfung nicht abzusprechen ist, muß vollständig als verfehlt erachtet werden. Auch für die dramatische Behandlung ist Jesus kein ergiebiger Stoff.

**) Vergl. Luc. 8, 3; 24, 10.

ten Rabbi sogar einen Theil ihres Vermögens zum Opfer, damit er sich ohne leibliche Sorgen mit Ruhe und Gemächlichkeit seinem erhabenen Werke widmen konnte. Mehrere Frauen beharrten bei Jesu bis an sein Ende. Sie weilten selbst in denjenigen Augenblicken in seiner Nähe, wo die Schüler in banger Furcht ihn verlassen hatten. Sie folgten ihm, als er zum Tode am Kreuze verurtheilt worden war, zur Richtstätte auf dem Calvarienberge, und wurden daselbst Zeugen seines Todes.*) Mußte es nicht dem sterbenden Lehrer der Menschheit eine ganz besondere Freude gewähren, als sein brechendes Auge auf eine wenn auch nur kleine Schaar in treuer Anhänglichkeit zu ihm stehender Frauen blickte? Sein Wort an die Frauen war nicht ein leerer Schall gewesen, es hatte herrliche Früchte getragen. Selbst nach dem Tode am Kreuze wurde Jesu noch die Liebe der Frauen zu Theil. Sie brachten Spezereien, um den Leichnam einzubalsamiren. Sie begleiteten den geliebten Todten bis zur Gruft und warteten so lange an der traurigen Stätte, bis man ihn zur Ruhe gebettet hatte.**) Unter Thränen stiller Wehmuth kehrten sie dann nach Jerusalem zurück. Mit Jesu war ihnen ja alles entrissen. Sie hatten in ihm ihren Rechtsanwalt verloren. Wie groß die Anhänglichkeit der Frauen zu Jesu war, zeigt am besten der Umstand, daß sie die Sage die ersten Zeugen seiner Auferstehung sein läßt.

Doch wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen dem Gegenstande unserer Untersuchung eingehender zu, indem wir zeigen, in welchen Beziehungen einzelne Frauen zu Jesu standen. Da erscheint an erster Stelle Maria von Magdala. Sie war nach den Angaben der Quellen keine überspannte Person, wofür sie Renan hält, die nur in Folge überreizter Ideen sich an Jesum anschloß. Ihr Leben war vielmehr durch die heiligen Bande der Dankbarkeit an ihn gekettet. Jesus hatte ihr einst die leibliche

*) Matth. 27, 56; Marc. 15, 40; Joh. 19, 25.
**) Luc. 23, 55.

und geistige Gesundheit wieder geschenkt,*) dafür aber brachte sie dem Arzte ihre Habe zum Opfer dar. Nach den Quellen scheint sie Jesum von dem Augenblicke ihrer Heilung bis zu seinem tragischen Todesgeschick begleitet zu haben. Sie weilt allenthalben in seiner Nähe, sogar auf seiner letzten Reise nach Jerusalem befindet sie sich unter dem ihn begleitenden Gefolge. Ihre innige und treue Anhänglichkeit führt sie auch unter den Kreuzespfahl, wo sie die Stimmen des Hohnes und Spottes vernehmen muß, die über ihren erhabenen Freund laut werden. Welch tiefe Wehmuth mag da wohl ihr Herz ergriffen haben! Wie gern würde sie sich zum Anwalt aufgeworfen und sein reines und unschuldiges Leben vertheidigt haben, wenn es ihr als Weib gestattet gewesen wäre! Doch sie harrt aus bis zum Ende. Als Jesu Auge gebrochen war, und einige hohe Gönner seinen Leib vom Kreuze abnahmen, um ihn in die Gruft zu betten, da begleitet sie den stillen Zug. Schon ist der Sabbath angebrochen, und tiefe Festesstille lagert ringsumher, doch Maria ruht immer noch, in trübsinnigen Schmerz versunken, an dem Grabe. Dürfen wir uns wundern, wenn die dichtende Sage, da der Glaube das Leben Jesu als unzerstörbar dachte, Maria von Magdala am frühen Morgen nach dem Feste zur Ruhestätte ihres geliebten Freundes hinauseilen läßt und zur ersten Zeugin seiner Auferstehung macht? Ja, Maria hat sich Jesu als eine treue Anhängerin bewiesen. Während alle Schüler beim Hereinbruch der fürchterlichen Katastrophe in banger Angst sich zurückzogen und verborgen hielten, harrte sie allein unerschrocken aus. Ihre Liebe zu ihrem Wohlthäter erlosch weder in guten noch in bösen Stunden; ihre hingebende Treue zeigte sich selbst noch in den Augenblicken, wo er der feindseligen Gewalt zum Opfer fiel. Dieser Ruhm soll ihr nicht geschmälert werden. So lange das Gottesreich Jesu auf Erden blüht, wird man ihr Gedächtniß in Ehren halten. Auch zwischen Jesu und der Schwiegermutter des Simon bar Jona

*) Marc. 16, 9; Luc. 8, 2.

beſtand nach einzelnen Angaben der Quellen ein freundſchaftliches Einvernehmen. Die Frau war dem gottbegeiſterten Rabbi mit großer Liebe ergeben. Seine Nähe hatte für ſie etwas ungemein Beglückendes. Als ſie einſt fieberkrank darniederlag, — eine Krankheit, die wahrſcheinlich in der feucht-warmen Luft des Seekeſſels des Genneſar ihren Grund hatte und deshalb in der ganzen Umgegend öfters vorkam, — da wirkte Jeſu humaner und liebreicher Zuſpruch ſo wohlthuend auf ſie, daß ſie ſehr bald kein Fieber mehr verſpürte. Sie verließ ihr Lager und machte bei der nächſten Mahlzeit die dienende Wirthin.*)

Ergreifend war der Eindruck, welchen das Glaubensverhalten der Syrophönizierin auf Jeſu machte.**) Seine Härte ſchreckte das Weib nicht zurück, ſondern veranlaßte ſie vielmehr, nur um ſo inniger zu bitten. Es verletzte ſie weder das Wort: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hauſe Iſrael geſandt", noch das andere: „Es iſt nicht recht, das Brod den Kindern zu nehmen und es den Hunden hinzuwerfen." Mit rührender Beſcheidenheit entgegnete ſie auf die ihr gewordene ſchroffe Zurückweiſung: „Herr, es eſſen ja auch die Hunde von den Krumen, die von dem Tiſche ihrer Herren fallen." Jeſus wurde durch das Benehmen des Weibes ſozuſagen aus ſeinem Gleichgewicht gehoben. Der Eindruck der Begegnung war ein ſolch überwältigender, daß er die religiös nationale Schranke, in der er noch befangen war, durchbrach. Wie Schuppen fiel es in dieſem Momente von ſeinen Augen, ein ganz neues Wirkungsfeld zog plötzlich an ſeinem Geiſte vorüber. Sein Reichsruf nahm von dieſer Stunde größere Dimenſionen an; denn er erkannte, daß auch die Heiden für das Reich der Himmel befähigt ſeien. Die innere große Freude, die Jeſum bei der Begegnung der Syrophönizierin erfüllte, giebt ſich deutlich in den Worten kund: „O Weib, groß iſt dein Glaube, es geſchehe dir, wie du willſt."

*) Matth. 8, 14 ff.

**) Matth. 15, 21—28; Marc. 7, 24—30.

Ganz beſonders lieblich iſt aber der Hauch, welcher auf Jeſu Verkehr mit den beiden Schweſtern Martha und Maria zu Bethanien ausgebreitet liegt. Dieſelben boten dem galiläiſchen Wanderlehrer bei ſeiner Ankunft in Judäa gaſtfreundliche Aufnahme. Sein jedesmaliger Beſuch erfüllte ſie mit aufrichtiger Freude. Martha ſuchte für die Bewirthung des Gaſtes das Höchſte zu leiſten; ſie ſpielte die nimmer ruhende und vielgeſchäftige Hausfrau. Das Beſte, was das Haus bot, ſuchte ſie ihm aufzutragen; Maria dagegen war eine aufmerkſame, ſinnige und innige Schülerin, die mit allen Faſern ihres Herzens und Gemüthes an Jeſu hing. Still, ſanft und gemüthvoll ruhte ſie zu den Füßen des großen Lehrers und lauſchte den geiſtvollen und holdſeligen Worten, welche von ſeinen Lippen ſtrömten. Als einſt Jeſus wieder in den ſtillen Räumen des gaſtlichen Hauſes einkehrte*), da ſpielte Martha wieder die geſchäftige Hausfrau, ſie zerſtreute ſich, wie die Worte des Evangeliſten eigentlich lauten, in vielen Dienſt. Sie wollte ihm ein feſtliches Mahl bereiten, alle Vorbereitungen dazu waren von ihr ſchon getroffen. Allein während Martha am Heerde emſig beſchäftigt war, ſaß ihre Schweſter Maria drinnen ſtill und in ſich verſenkt zu den Füßen des Gaſtfreundes und lauſchte ſeinen religiöſen Reden. Ihr Herz war voll frommer Andacht und gläubiger Heilsbegier. Sie war eine Schülerin, die, wie Terſtegen treffend ſagt, ihren ganzen Willen zum Schulgeld gab, und bei der alles vergeſſen die größte Weisheit war. Jeſus hatte große Freude über das innige und ſinnige Weſen der Maria. Da plötzlich trat Martha, von den Zubereitungen des gaſtlichen Mahles etwas erregt, herein. Als ſie die Schweſter in ſtiller, ſüßer Ruhe zu Jeſu Füßen ſitzen ſah, ſprach ſie mit ziemlicher Gereiztheit: „Herr, fragſt du nichts darnach, daß mir meine Schweſter alle Sorge der Wirthin allein aufbürdet? Sage ihr doch, daß ſie mir hilft!“ Vom ökonomiſchen Standpunct aus war die Beſchwerde vollkommen begründet, und

*) Luc. 10, 38–42.

jede emsige Hauswirthin würde ihrer zur Unzeit lehrbegierigen Schwester gegenüber jedenfalls dieselbe Sprache führen. Martha verlangte ja nur, die Schwester sollte für kurze Zeit aus ihrer stillen Contemplation in die äußerliche Geschäftigkeit übertreten. Doch Jesus schlug der Martha das Verlangen ab, wenn auch nicht aus dem Grunde, als ob er ihre hausmütterliche Arbeit und ihren emsigen Diensteifer nicht achtete, sondern vielmehr deshalb, weil Maria dadurch in ihrer geistigen Thätigkeit plötzlich unterbrochen werden sollte. Der sittliche Standpunct durfte hinter dem Grundsatz der Nützlichkeit nicht zurückstehen oder etwa wohl gar von ihm verdrängt werden. Das aufmerksame Lauschen, das heilige Ergriffensein der Maria hatte nach Jesu Urtheil ebenso Anspruch auf Achtung und Schonung, als der geschäftige Dienst, das häusliche Walten und Schalten der Martha.

Exegeten und Homileten haben die Charaktere der beiden Schwestern und Jesu Beurtheilung derselben auf die verschiedenste Weise beleuchtet, allein nach unserem Dafürhalten immer psychologisch unrichtig und einseitig. Die einen erkennen in der Herausforderung der Martha, die Schwester solle sie in ihrer häuslichen Arbeit unterstützen, sie solle mit Hand anlegen zur gastlichen Aufnahme des Lehrers, den Ton schwesterlicher Entrüstung und Eifersucht. In Jesu Antwort sehen sie dann einen ernsten Tadel, eine scharfe und strafende Zurechtweisung der Martha. Die anderen dagegen stellen wieder die Charaktere der Schwestern so dar, daß Martha nur dem Nützlichen und Praktischen oder wohl auch nur dem Aeußerlichen, Irdischen und Oberflächlichen, Maria dagegen mit ganzer Seele dem Idealen, Geistigen, Ewigen zugewandt gewesen sei. Während sie demnach auf der einen Seite die Sinnesrichtung der Martha als verwerflich herabdrücken, erheben sie auf der anderen Seite die Sinnesrichtung der Maria unendlich empor, indem sie dieselbe als das wahre Ideal edler, schöner Weiblichkeit hinstellen.

Wir müssen sowohl die eine wie die andere Ansicht bei genauerer Erwägung als einseitig abweisen, da sie weder der

Situation, noch der Gemüthsrichtung der Schwestern Rechnung trägt. Martha liebte und ehrte Jesum ebenso sehr, wie Maria. Sie blieb in ihrer Hochachtung vor Jesu nicht im geringsten hinter ihrer Schwester zurück. Da sie von Haus aus keine contemplative Natur war, sondern ein ganz anderes Temperament hatte, so äußerte sich ihre Liebe zu Jesu nur in einer anderen Weise. Dazu kommt noch, daß sie in ihrer Seele von Jesu ein anderes Bild wie Maria trug. Sie sah in Jesu vorzugsweise den großen und berühmten galiläischen Wanderlehrer, von dessen Ruhme das ganze Land voll war. Einen solchen Gast mußte sie daher vor allem würdig empfangen und bewirthen. Das Gefühl der Hochachtung und Ehrfurcht trieb sie zur dienstthuenden Geschäftigkeit. Durch ein herrliches Mahl wollte sie Jesu zu erkennen geben, wie groß ihre Freude darüber wäre, daß er ihr Haus mit seinem Besuche ausgezeichnet habe. Zur schnelleren Herstellung desselben konnte ihr daher die Schwester schon auf einige Stunden Beistand leisten. Martha erhob keinen Einspruch gegen die Schülerschaft der Maria, weilte sie ja selbst gern in Jesu Nähe; es schien ihr nur nicht passend, daß sie gerade in dem gegenwärtigen Momente, wo sie mit der Arbeit allein nicht fertig wurde, als bequeme Zuhörerin zu Jesu Füßen saß. Deshalb verlangte sie, Jesus sollte die Schwester an ihre weibliche Pflicht erinnern und ihr ein sofortiges Abbrechen des Hörens gebieten. Nach Beendigung des häuslichen Dienstes konnte Maria ja sofort wieder ihre geistige Thätigkeit aufnehmen und in ihrem Lerneifer fortfahren. Schon diese Erörterungen dürften den Charakter der Martha in einem ganz anderen Lichte erscheinen lassen, als ihn Exegeten und Homileten in der Regel darstellen. Beachten wir ferner noch, daß Martha als die zweifellos ältere Schwester im Hause eine andere Stellung als Maria einnahm, so wird das Gesagte gradezu zur überzeugenden Gewißheit. Der evangelische Berichterstatter bemerkt ausdrücklich: „Sie (Martha) nahm Jesum in ihr Haus auf. Das Haus mit seiner geräuschvollen Unruhe, mit seinen geschäftigen Mühen und Sorgen war demnach ihr eigent-

liches Wirkungsfeld. Mit der größten Bereitwilligkeit unterzog sie sich auch allen Arbeiten in der Wirthschaft; sie wurden ihr durchaus nicht zu schwer. Der Hilfe ihrer Schwester bedurfte sie dabei gar nicht, nur an dem Tage gerade, wo Jesus das Haus mit seinem Besuche erfreut hatte, ging die Anstrengung über ihre Kräfte.

Dieser Umstand nun ist auch wichtig für die Beurtheilung der Maria. Da dieselbe als die jüngere Schwester zu dem Hauswesen in fernerer Beziehung stand, so war sie mehr auf ihre Person angewiesen. Ihre eigenthümliche Neigung zur Contemplation ließ sie vielleicht auch an der Verrichtung der wirthschaftlichen Arbeiten kein besonderes Wohlgefallen finden. Die häuslichen Anlegenheiten befriedigten ihrem nach dem Idealen strebenden Geist nicht. Mit Vergnügen überließ sie der Martha die Besorgung des Hauswesens. Wenn Jesus ihr seine Gedanken vom Reiche der Himmel enthüllte, so fühlte sie sich in ihrem Wesen gewaltig angezogen. In andachtsvoller Stimmung lauschte sie seinen religiösen Aussprüchen. Ihre stille und sinnige Gemüthsrichtung machte sie zu einer aufmerksamen und lernbegierigen Zuhörerin. Vermöge ihrer Temperaments-Eigenthümlichkeit hatte sie sich ein ganz anderes Bild von Jesu als ihre Schwester gemacht. Während Martha in Jesu mehr die äußerliche Größe bewunderte, schwebte ihr mehr seine geistige Bedeutung vor Augen. Auch diesmal war ihr Sinnen und Denken dem großen Lehrer in ungetheilter Weise zugewandt. Seine Rede ergriff ihr Gemüth, und vertieft im Aufblick zu ihm ruhte sie zu seinen Füßen. Aus diesem gottinnigen Versenktsein wollte sie nun die Schwester plötzlich herausreißen. Sie sollte auf einmal ihren heiligen Lerneifer einstellen und in die Prosa des alltäglichen Lebens übergehen. Jesus schlug deshalb das Verlangen der Martha mit großer Entschiedenheit ab. Die Nichtbeachtung der Situation der Schwester erschien ihm eine unbillige Härte. Er sprach: „Martha, du sorgest und müheſt dich so viel!“ In diesen Worten lag für Martha allerdings ein scharfer Tadel, aber derselbe betraf durch-

aus nicht ihre häusliche Geschäftigkeit, sondern nur ihr unbilliges Ansinnen, die dem Göttlichen zugekehrte Schwester sollte augenblicklich aus ihrer Gedankenwelt heraustreten und der profanen Hausarbeit sich zuwenden. Ganz unrichtig ist es daher, wenn die meisten Ausleger in der Entgegnung Jesu eine Herabsetzung des sittlichen Charakters der Martha erblicken, als ob sie ein ganz oberflächliches und nur am Irdischen und Vergänglichen haftendes Weib gewesen sei, welches gar keine Begierde nach geistigen und ewigen Gütern im Herzen verspürt habe. Jesus hat den sittlichen Charakter der Martha durchaus nicht angetastet, ja in seiner Zurechtweisung liegt nicht einmal eine Geringschätzung ihres hausmütterlichen Diensteifers, ihrer regen Geschäftigkeit. Was er allein beabsichtigte, war, Martha sollte die stille Gedankenarbeit ihrer Schwester in dem Momente, wo sie zu seinen Füßen ruhte, respectiren und sie nicht durch ihren Dienst stören.

Der freie und ungebundene Verkehr Jesu im Hause der beiden in friedlicher Eintracht lebenden Schwestern zu Bethanien aber bereitete Jesu manche frohe Stunde. Schon die freundlich stille Abgeschiedenheit des Fleckens, die ihn umgebende Ruhe — er lag nur etwa $^3/_4$ Wegstunden südöstlich von Jerusalem am Südabhange des Oelberges unter Feigen-, Oliven- und Mandelbäumen verborgen — wirkte auf sein Gemüth erfrischend und belebend. Hier konnte er sich an der herrlichen Natur erquicken und laben, hier konnte er ausruhen von den Mühen der Arbeit und frische Kräfte sammeln für sein erhabenes Gotteswerk. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn wir den Aufenthalt Jesu in Bethanien als ein liebliches und anmuthiges Idyll in der Zeit seines angestrengten Wirkens in Jerusalem bezeichnen.

Während auf dem Verkehre Jesu mit Frauen etwas durchaus Wohlthuendes und Anmuthendes ruht, macht gerade der Umgang mit seiner Mutter den entgegengesetzten Eindruck. Sehr auffallend schon ist der Umstand, daß Jesus nach den evangelischen Berichten bei seiner Familie keine Beachtung findet. Seine Brüder bekümmern sich wenig oder gar nicht um ihn, sie schließen

ſich nicht an ihn an, ſondern ſtehen ganz außerhalb der von ihm hervorgerufenen religiös ſittlichen Bewegung. Nirgends leſen wir etwas von einer freundlichen Begegnung. Auch von Jeſu vernehmen wir nie ein Wort liebender Anerkennung gegen ſeine Mutter. Ein geheimnißvoller Schleier liegt über dem Verhältniſſe von Mutter und Sohn ausgebreitet. Nur ein einziges Mal gedenken die Synoptiker der Mutter *). Beim vierten Evangeliſten allein tritt die Mutter etwas bedeutſamer hervor, ſie erſcheint da wenigſtens zweimal in der Nähe ihres Sohnes, einmal beim Beginn ſeines öffentlichen Auftretens auf der Hochzeit zu Kana, das anderemal am Ende desſelben unter dem Kreuze **), aber beide Epiſoden ſind der Art, daß ihnen die geſchichtliche Glaubwürdigkeit abgeht. Die Synoptiker kennen weder die eine, noch die andere Begebenheit. Wir ſind daher bezüglich der Klarſtellung des Verhältniſſes zwiſchen Jeſu und ſeiner Mutter nur auf die Synoptiker angewieſen. Betrachten wir die einzige von ihnen berichtete Thatſache, ſo zwingt dieſelbe zu der Annahme, zwiſchen beiden beſtand kein gutes Einvernehmen, ſondern es herrſchte eine große Spannung, welche zuletzt ein völliges Zerwürfniß zur Folge hatte. Die Thatſache iſt in Kürze dieſe. Jeſus war in Kapharnahum in ſeinem Hauſe, das iſt, wie ſchon früher mehrmals angedeutet, entweder in ſeinem eigenen Hauſe, oder in dem Hauſe des Simon bar Jona. Vor einer großen Verſammlung hielt er einen Lehrvortrag. Der Zudrang des Volkes nahm ihn ſo in Anſpruch, daß er nicht einmal Zeit hatte, mit ſeinen Schülern zu eſſen. Da wurde ihm plötzlich gemeldet, ſeine Mutter und ſeine Brüder befänden ſich draußen. Sie waren ohne Zweifel in der Abſicht gekommen, um ihn auf das Gefahrvolle ſeiner Thätigkeit aufmerkſam zu machen; denn ſchon hatte ſich das Gerücht verbreitet, er ſei schote oder meschugge, d. i. verrückt, von Sinnen, oder außer ſich. Jeſus verſpürte nicht die geringſte

*) Matth. 12, 46 ff.; Marc. 3, 31—35; Luc. 8, 19 ff.
**) Joh. 2, 7 ff.; 19, 25 ff.

Freude über den Beſuch ſeiner Angehörigen. Im Gegentheil, es hat den Anſchein, als wenn der Beſuch etwas unangenehm Störendes für ihn hätte, als wenn er darüber ſogar im Innern indignirt wäre. Nach den ſynoptiſchen Berichterſtattern ſchenkt er weder der Mutter noch den Brüdern die geringſte Aufmerkſamkeit, er thut, als wenn ſie gar nicht in ſeiner Nähe weilten. Er läßt ſie nicht einmal hereinrufen, geſchweige denn, daß er ſelbſt zu ihnen hinausgegangen wäre. Durch eine von großer innerer Erregung zeigende Apoſtrophe unterbricht er ſeinen Vortrag, und den Blick auf die ihn rings umſtehende Menge gerichtet, thut er den Ausſpruch: „Wer iſt meine Mutter, wer ſind meine Brüder?“ und die Hand über ſeine Schüler ausſtreckend, ſagt er: „Siehe da — das iſt meine Mutter, das ſind meine Brüder.“ Wir mögen dieſe Apoſtrophe betrachten von einer Seite, von welcher wir wollen, immer tritt uns aus ihr eine empfindliche Herbheit entgegen. Es liegt nicht das geringſte Zeichen von kindlicher Pietät und herzlicher Brüderlichkeit in ihr. Ja, bei Licht beſehen, müſſen wir die Zurückweiſung ſogar als einen Act der Unkindlichkeit, als eine tiefe Verletzung des mütterlichen Zartgefühls betrachten. Wenn auch das Verhältniß des Erſtgeborenen zu ſeiner Mutter im Judenthume ein ganz anderes war als bei uns, ſo läßt ſich doch noch lange nicht daraus die Schroffheit der Zurückweiſung rechtfertigen. Die Worte bleiben ein ſittlicher Verſtoß, welcher von jedem feinfühlenden Menſchen in Anſpruch genommen werden muß.

Es gilt hier dasſelbe, was von der harten Hilfsverſagung der Syrophönizerin zu ſagen iſt*). Nur Dünkel und Nationalſtolz konnten Jeſu erlauben, die Heiden Hunde zu nennen, ein Ausdruck, den wir im Munde wirklich edler Rabbinen niemals finden. Demnach weiſen ſowohl Urtheil wie Handlungsweiſe Jeſu auf einen Bruch zwiſchen ſich und ſeinen Angehörigen hin. Daß dieſer wirklich vorhanden war, dafür ſpricht auch eine Stelle

*) Matth. 15, 26.

des vierten Evangeliums*), in welcher es heißt: „Seine Brüder glaubten nicht an ihn.“ Ja nach demſelben Evangelium fällt der Bruch ſchon in den Anfang des öffentlichen Auftretens Jeſu. Auf der Hochzeit zu Kana bringt Jeſus ſeiner Mutter auf ihre Frage: „Herr, ſie haben keinen Wein mehr!“ denſelben Ton abſtoßender Härte und ſchroffer Zurückweiſung entgegen.

Da dem nun aber ſo iſt, da wirklich zwiſchen Jeſu und ſeinen Angehörigen ein tiefes Zerwürfniß beſtand, ſo glauben wir auch den Grund gefunden zu haben, warum Maria während des Lehrwirkens ihres Sohnes ganz im Hintergrunde ſteht. Allein eine grobe ſittliche Schuld können wir trotzdem nicht auf Jeſum wälzen. Maria war ohne Zweifel ein Weib, die ſich nicht zur Höhe der idealen ſittlichen Anſchauung ihres Sohnes emporſchwingen konnte. Sein kühner Geiſtesflug war ihr zu hoch, ſie hatte für ſein Schaffen und Wirken kein Verſtändniß. Das ganze Arbeitsfeld Jeſu lag völlig außerhalb ihres geiſtigen Geſichtskreiſes, ſie konnte ſeinem gottbegeiſterten Streben vermöge ihrer beſchränkten Einſicht gar nicht die verdiente Anerkennnng und Würdigung entgegentragen. Wenn ſie auch nicht ein Weib ohne Religiöſität und Gemüthstiefe war, ſo fehlte ihrer ſittlichen Gedankenwelt doch die treibende Kraft der inneren Ueberzeugung. Ihr Glaube ſtand ganz unter dem Buchſtaben des damaligen jüdiſchen Satzungsthums, er war das Ergebniß ihrer Erziehung. Mit gläubig frommem Sinn hatte ſie prüfungslos alles aufgenommen, was die herrſchende Lehrmeinung vorſchrieb. Nie war es ihr in den Sinn gekommen, an der Wahrheit der Ueberlieferung zu zweifeln, oder die halachiſchen Beſtimmungen mit der Sonde der rationellen Vernunft zu prüfen und die in ihr liegenden Widerſprüche mit dem moſaiſchen Geſetze aufzudecken. Ihr Sohn nun führte einen entſchiedenen Kampf gegen die zu Recht beſtehenden ſtrengen religionsgeſetzlichen Obſervanzen. Mit der vollen Stärke ſeiner ſittlichen Kraft, mit der ganzen Energie ſeines Willens arbeitete

*) Vergl. Joh. 7, 5.

er an der Durchbrechung der lästigen Schranken der verknöcherten Schultheologie. Die Menschen sollten die eisernen Bande des hierarchischen Hochkirchenthums von sich abwerfen, die beengenden Fesseln des todten Satzungswesens zersprengen und sich zur wahren sittlichen Freiheit im Denken und Handeln erheben. Diese reformatorischen Plane überschritten entschieden das Fassungsvermögen der Maria, sie hatte dafür kein Verständniß, denn es fehlten ihr dazu alle erforderlichen Grundlagen und Voraussetzungen. Nach ihrem Urtheile war die Wirksamkeit des Sohnes ein ungezügeltes Extravagiren, ein unbesonnenes Antasten und Umstoßen der herkömmlichen, von der Zeit geheiligten Institutionen. Hatte sich doch Jesus bereits durch seine freisinnigen moralischen Vorträge bei den hochkirchlich gesinnten Pharisäern und den an der Ueberlieferung festhaltenden Gesetzeslehrern verhaßt gemacht. Sie sahen in ihm schon einen frivolen Gegner der von den Vätern ererbten Satzung, einen religionsgefährlichen Agitator, einen Feind der überlieferten heiligen „Schranken und Zäune". Mit lauerndem Blicke umstanden sie ihn daher und suchten ihm irgend eine Blöße abzulauschen, um mit einer gerichtlichen Anklage gegen ihn vorgehen zu können. Da er immer mehr von dem Gebiete der Hagada, d. h. von der allegorischen Auslegung des mosaischen Gesetzes, sich entfernte und in das Gebiet der Halacha, d. h. in die das religiös sittliche Ceremoniell betreffenden Vorschriften, hineingerieth, so bildete sich schon jetzt ein Gegensatz, der auf beiden Seiten immer mehr zur unauflöslichen Spannung sich gestaltete. Die Schulhäupter, welche sich als die Wächter der Ueberlieferung betrachteten und die halachische Auslegung der heiligen Schriften als ein ihr ausschließlich zustehendes Standesvorrecht ansahen, fühlten sich durch seine Angriffe im Innersten verletzt. Sie konnten es nicht zugeben, daß er sich mit solcher Leichtfertigkeit über die zu Recht bestehenden, alten frommen Formen und Gebräuche hinwegsetzte und ihre Ehrwürdigkeit und Heiligkeit profanirte. Das alles nun war dem zwar einfachen, aber in diesem Puncte doch scharf sehenden Mutterauge nicht entgangen. Die Wohl-

fahrt ihres Sohnes erschien ihr auf das Bedenklichste bedroht. Die Besorgniß um den kühn vorwärtsstrebenden Reformator wuchs in ihrem Herzen von Tag zu Tag. Eine dunkle Ahnung flüsterte ihr zu, daß Jesus, wenn er auf der eingeschlagenen Bahn noch weiter wandle, dem sicheren Verderben entgegen gehe.

Ohne Zweifel war es nichts anderes als das bange Muttergefühl, was Maria mit ihren Kindern nach Kapharnahum trieb. Sie wollte jedenfalls den ungestümen Volkslehrer noch einmal mahnen, einzulenken, damit der in den Gemüthern der hierarchischen Gewalthaber glimmende Haß und Fanatismus nicht in hellen Flammen hervorbreche. Noch war vielleicht der günstige Zeitpunct nicht vorbei. Durch rücksichtsvolle Umsicht und kluge Besonnenheit ließ sich der Groll der starren Gesetzeslehrer noch besänftigen. Der feindselige Gegensatz konnte durch Nachgiebigkeit vielleicht noch ausgeglichen werden. Allein Jesus hatte für diese mütterlichen Rathschläge kein Ohr, und seinen sittlich erhabenen Anschauungen zufolge konnte er auch keins haben. Seinem reformatorischen Wirken hätte alle reifliche Ueberlegung gefehlt, es wäre eine bloße Schwärmerei, eine blinde Gemüthserregung gewesen, wenn er sich durch die Bitten der Mutter zum plötzlichen Rückzug hätte bewegen lassen. Mit großer Klarheit des Geistes wußte Jesus, was er wollte. Seine Anschauungen hatten sich von allen unreinen und unlauteren Elementen abgeklärt und sich in feste und lebensvolle Grundsätze umgebildet. Sein göttliches Streben war frei von allen Flecken der Selbstsucht, des Ehrgeizes und der Herrschsucht. Unverrückt leuchtete ihm das Ziel seines Werkes vor Augen. Darum wich er auch nicht eine Spanne zurück; er war fest wie ein Fels. Im Vollbewußtsein seiner hohen Aufgabe that er den Ausspruch: „Wer immer es ist, der den Willen meines Vaters, des himmlischen, thut, der ist mein Bruder, meine Schwester, meine Mutter“ *).

Es läßt sich auch in dieser ernsten Scene der heitere Froh-

*) Matth. 12, 50.

muth und die wahre Lebensfreude Jesu nicht verkennen. Obgleich er die durch Geburt und Familie geschlungenen Bande des Blutes sich vollends lösen sah, die Wahrheit galt ihm höher als leibliche Verwandtschaft. Er wurde wegen der Erhaltung des schönen häuslichen Friedens nicht zum Verleugner seiner innersten und heiligsten Ueberzeugung. Lieber sollte die völlige Lostrennung von seinen Angehörigen eintreten, als seine Sache preisgegeben werden. Für sie setzte er das Heiligste, was das Herz auf dieser Erde fesselte, aufs Spiel. Von solcher Charakterstärke und Begeisterung beseelt, war er wohl berechtigt, hohe Forderungen an seine Schüler und Gesinnungsgenossen zu stellen. Nur ein solcher die sittlichen Ideale aufrecht haltender Genius durfte sagen: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht werth" *).

Da es nun Jesu nicht vergönnt war, Mutter und Brüder für sein Werk zu begeistern, so war seine Freude um so größer, wenn andere Frauen in dienender und aufopfernder Liebe sich ihm anschlossen. In ihrem Verkehr fand er reichlichen Ersatz für das zerstörte Familienglück. Das große Ansehen und die hohe Bedeutung, welches die Mutter Jesu noch jetzt in der christlichen Kirche genießt, hat sich erst nach Jesu Tode gebildet **). Da traten die Schüler Jesu mit ihr in enge Verbindung, und sie scheint jetzt dem Werke ihres Sohnes die ganze Wärme und Inbrunst ihres Wesens entgegengetragen zu haben. Auch die Brüder wurden nach Jesu Tode seine Anhänger.

Von einer eigentlichen Verehrung der Maria aber weiß die apostolische Zeit noch nichts. Dieselbe ist erst ein Produkt der Folgezeit. Das Mittelalter erzeugte sogar einen Mariencultus, welcher alles in sich vereinigte, „was im Leben nur vereinzelt jungfräulich und mütterlich, in Freud und Leid von naiven und gebildeten Seelen empfunden und gedacht wird," — einen Cultus,

*) Matth. 10, 37.

**) Act. 1, 14; vergl. Luc. 1, 28; 2, 35.

von dem es ſich allerdings nicht leugnen läßt, daß er außerordentlich ſchöne Blüthen der Kunſt hervorgetrieben hat. Bei eingehender Prüfung der Quellen jedoch erweiſt ſich derſelbe nur als eine ſchöne Fiction. Die auf geſchichtlicher Ueberlieferung fußenden Synoptiker wiſſen noch nichts von einem stabat mater dolorosa.

Viertes Capitel.

Jeſu Lebensfreude in ſeinen Erfolgen.

§ 22.

Die Erfolge Jeſu im allgemeinen.

Da Jeſus zu ſeiner Beſtimmung hervortrat, wie die Knospe aus dem Frühlingstriebe ihres Stammes, ſo entzündete ſich in ihm die frohſelige Hoffnung, Gott werde ihm auch den heiteren Lenz nicht verſagen. So geſchah es auch.

Jeſus brachte durch ſeine lebensvollen Vorträge vom Reiche der Himmel eine gewaltige Bewegung unter den Menſchen hervor. War doch ſeine Lehrart ganz anderer Art, als die der jüdiſchen Schriftgelehrten. Er lehrte „wie einer, der Macht hat“ *). „Nicht etwa nur wie ein begabter, in rhetoriſchem Kunſtfeuer glänzender Redner ſprach er zu dem Volke, ſondern wie einer, der in ſich das Bewußtſein trägt, daß ſein Auftrag und ſeine Ausrüſtung nicht von Menſchen, ſondern von Gott kommt.“ Daher das Staunen, welches gleich bei den erſten Vorträgen ſeine Zuhörer ergriff. Die friſche Kraft des göttlichen Geiſtes, welche aus ſeinen Worten ſtrömte, konnte nicht ſpurlos verhallen, ſie mußte ſittlich erneuernd und erweckend wirken, ſie mußte die Gemüther treffen,

*) Marc. 1, 22; Luc. 4, 32.

fesseln und an sich reißen. Das Volk fühlte auch den auffallenden Unterschied zwischen seiner Lehrweise und der herkömmlichen Methode der anderen Gesetzeslehrer heraus. Während diese die Schriften des alten Bundes meist buchstäblich erklärten, stellte er sich frei zu ihnen. Die Knechtschaft des Buchstabens und der Satzung aufhebend verkündete er das freie Reich des Geistes. Den Leuten gefiel diese neue, frische und ungesuchte Weise der Auslegung und Erfassung des Schriftsinnes. Sie erkannten sehr bald, in Jesu schlummere eine höhere Macht, ein göttlicher Genius*).

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Beginn der öffentlichen Lehrthätigkeit Jesu in die Saatzeit oder in die Zeit der Sommersonnenwende fällt. Schon die gnostische Partei der Basilidianer beging am 6. Januar, also gerade in der Zeit zwischen Saat und Ernte, das Fest der Taufe Jesu. Die abendländische Kirche hat seine Geburtsfeier in die Zeit der Wintersonnenwende gelegt. Auch diese Annahme, obgleich sie aus den synoptischen Evangelisten nicht erweisbar ist, gewinnt durch ihr Naturmoment eine tiefe Bedeutung, da in dieser Zeit die Schatten der Finsterniß dem wachsenden und zunehmenden Lichte weichen müssen.

War überhaupt der eigentliche Schauplatz des Lehrwirkens Galiläa, so lockte ihn doch besonders die Gegend um Kapharnahum am westlichen Ufer des Genesarsees zur festen Ansiedelung. Die blühenden Felder, das anmuthvolle Grün der Hügel, die spiegelhellen Fluthen, die milden und weichen Lüfte verliehen der Gegend einen sehr freundlichen Charakter. Sobald der Spätregen vorüber war und Anger und Fluren reichlich getränkt hatte, wogten die Saatgefilde und ahmten das sanfte Wellenspiel des weiten himmelblauen Sees nach. Nur wenige Monate dauerte es, und die Ernte war vor der Thür.

Diese lachenden Fluren stimmten ganz zu der freudigen und begeisterten Stimmung, welche in Jesu gleich nach dem Taufacte eingetreten war. Wie das Leben in der Natur sich in üppiger

*) Matth. 13, 54; Joh. 7, 40.

Fülle ergoß, so machte sich auch in ihm eine wunderbare Steigerung des Selbstbewußtseins bemerklich. Ueber seinen göttlichen Beruf, eine freie und in Gott geheiligte Gemeinschaft von innerlich frommen Menschen zu sammeln, ging ihm eine Klarheit auf, die wie ein Lichtstrom vom Himmel das Auge, und wie eine göttliche Stimme das Ohr seines Geistes öffnete. Sein ganzes Sein und Wesen hatte eine ideale Richtung gewonnen; alle Fäden seines Denkens und Wollens liefen in den einen unverrücklichen Punkt zusammen, in seinem Volke das Verlangen nach religiöser und sittlicher Erneuerung zu entzünden. Er entfaltete dabei einen Kraftaufwand, der über alle Erfahrung hinausliegt, zu dessen „Verständniß uns keine Vergleichung gewöhnlicher Beobachtung den Schlüssel bietet." Bald war das Werk Jesu in vollem Gange. Mit kühner Plastik und mit hellen Farben schildert namentlich der Marcusbericht die gewaltigen Erfolge. „Jesus selbst erscheint nach demselben als Erstling derer, die dem Himmelreiche Gewalt anthun." Das erste Auftreten Jesu macht ganz den Eindruck „der stürmischen Unwiderstehlichkeit des gewaltigen und gewaltsamen Eifers."

Es war eine außerordentlich erschütternde Bewegung, welche der gottbegeisterte galiläische Rabbi in der Gegend von Kapharnahum hervorrief; es war ein geistiger Stoß, welcher in seinen Wirkungen noch lange nachzitterte. Schon die ersten Thaten zeigten ihn als den Mann, dessen Gedankenflug auf das Höchste und Edelste gerichtet war. Jesus verspürte in sich den hohen Beruf, dem in mächtigen Schwingungen rollenden Rade der Menschheitsgeschichte in die Speichen zu greifen und seinem Laufe eine andere Richtung zu geben. Im Vollgefühl des unvergleichlichen Moments, in welchem Gottes Tritt in der religiös sittlichen Weltentwickelung so deutlich, wie nie, zu erkennen war, proclamirte er als ein unmittelbar Beauftragter Gottes die Nähe des Reiches der Himmel.

Im Anfange seiner Lehrthätigkeit trat Jesus namentlich in den Lehr- und Versammlungshäusern auf. Besonders war es die Midrasche zu Kapharnahum, wo er lebendige, auf die Ausbreitung

des Gottesreiches sich beziehende Vorträge hielt. Dadurch übte er nicht nur einen Einfluß auf das Volk, sondern auch auf die Kreise der Schriftgelehrten und Schultheologen aus. Zwar proclamirte er sich in dieser Zeit noch nicht als Messias, ja nicht einmal als einen wirklichen Synagogenbeamten, er wollte weiter nichts als ein einfacher Rabbi oder Gesetzeslehrer sein. Seine Auslegungen der Schrift, da sie sich von den herkömmlichen in sehr auffallender Weise unterschieden, indem sie stark zur Hagada neigten, gefielen und riefen stets einen großen Eindruck hervor. Alles stand still und lauschte den beredten Worten des jungen gottbegeisterten Rabbi; denn es strömte aus ihm die Kraft des göttlichen Geistes, und das Wehen einer neuen Zeit machte sich aus allem, was er sprach, fühlbar. Der tief sittliche Ernst, welcher über die ganze Person des Redners ausgebreitet lag, wirkte erweckend und anregend. Jeder, der sich die sittliche Erneuerung seiner Person angelegen sein ließ, fühlte sich zu Jesu hingezogen.

Doch der muntere und lebensfreudige Rabbi beschränkte seine Lehrthätigkeit nicht auf Synagoge und Midrasche, als ein ächter Mann des Volkes schlug er seinen eigentlichen Lehrtempel in Gottes freier und herrlicher Natur auf. An den reizenden Ufern des Genesar und seiner nächsten Umgebung ließ er den Ruf vom Reiche der Himmel und dessen Sieg im Volksleben erschallen, da löste er die Bande der äußeren Knechtschaft des Buchstabens und des alle aufrichtige und wahre Sinnesänderung lähmenden Satzungsthums. In so durchaus origineller Energie und Kraftfülle der Rede vordringend, wurde er durch die Siegesgewißheit seines Auftretens sowie durch die göttliche Vollmacht seiner Predigten sehr bald das Gespräch des Tages. Es fehlte nicht an empfänglichen Gemüthern, die durch das Feuer seiner Lehrvorträge entzündet wurden. Ein kindlicher Glaube kam seinen frischen, aus lebendiger, edler Begeisterung fließenden Lehrvorträgen entgegen.

Die Bevölkerung Galiläas war ja überhaupt, da sie der eigentlichen Schultheologie fern geblieben, nicht schwer zu erregen. Es schlummerte in ihr noch eine unverbrauchte Fülle religiöser

und ſittlicher Kraft. Die Leute hatten noch offenen Sinn für Wahrheit, freudige Entſchloſſenheit für ſittliche Ideen und aufrichtiges Verlangen nach Gottinnigkeit und Gewiſſensfrieden. Inſonderheit waren die Fiſcher in der Umgegend des Genneſar von den großen ſittlichen Gebrechen der vornehmeren Stände noch nicht angeſteckt. Sie waren noch frei von Habſucht und Wolluſt, von Ehrgeiz und Ruhmbegierde, von Eitelkeit und ſtolzem Weſen. Kein Wunder, daß Jeſus mit ſeiner Lehre vom Reiche der Himmel dieſem gegen Sitte und Religion noch nicht gleichgiltig gewordenen Menſchenſchlage ſein volles und ganzes Augenmerk zuwandte. Sein Vertrauen zu dem ſchlichten Volke ſchlug immer tiefere Wurzel. Er ſah, da die gebildeteren und vornehmeren Klaſſen ſich überlebt hatten, in den einfachen und ungeſchulten Männern des Volkes die wahren und ächten Bürger des Gottesreiches. Sie waren geeigneter für die ſittliche Arbeit der Sinnesänderung und Erneuerung als die Schriftgelehrten und Phariſäer. Auf ſie ſuchte er daher mit der Fülle ſeiner ganzen Kraft einzuwirken. Und in der That fand er bei ihnen eine überraſchend günſtige Aufnahme für ſeine Anſchauungen und Lehren. Mit wunderbarer Schnelligkeit erfaßten ſie die ſittlichen Ideen vom Reiche der Himmel und verlegten dieſelben in die innere ſtille Welt des Glaubens und Gewiſſens. Anfangs zwar beſchränkte ſich der Zulauf auf das galiläiſche Seeland, den Mittel- und Centralpunkt Galiläas, bald aber drang der Ruf von dem kühnen Rabbi auch über das Gebiet hinaus; denn die freundliche Herablaſſung und Leutſeligkeit ſeines Weſens übten eine ſo gewaltige Anziehungskraft aus, daß ſich von Tag zu Tag ſein Zuhörerkreis erweiterte. Jeder wollte den unerſchrocknen Proclamator der Menſchenrechte und Menſchenwürde ſehen und hören. Lauter Beifall, ſtürmiſcher Enthuſiasmus herrſchte unter den lauſchenden Volksmaſſen. Bald drang die Kunde von Jeſu bis an den Hof von Tiberias und bis zu den Phariſäern und Schriftgelehrten der Metropole. Auch der vom ehebrecheriſchen Könige Herodes gefangen gehaltene Johannes der Täufer erfuhr in ſeiner Kerkernacht von den gewaltigen Er-

folgen des galiläischen Volkslehrers. Selbst über das Gebiet des Vaterlandes hinaus, in Syrien und an der Grenze des Mittelmeeres in Tyrus und Sidon hatte man von ihm gehört*).

Die ersten Erfolge scheinen in Jesu Seele selbst einen tiefen Eindruck zurückgelassen zu haben. So gewaltig hatte er sich dieselben vielleicht selbst nicht gedacht. Es war ein fortwährendes Zusammenströmen, ein lärmendes Gedränge und stürmisches Verlangen. Oft ist der Morgen noch nicht angebrochen, und der Schauplatz der gestrigen Thätigkeit hat sich schon wieder mit Hörern angefüllt. Es dauert auch nicht lange, so erscheint Jesus zu aller Freude und hält einen zündenden Vortrag. Zuweilen muß er sogar, wenn er ermüdet ist und Verlangen nach Ruhe verspürt, vor einer Versammlung reden. Nur mit Mühe gelingt es ihm am Abend, sich der Zudringlichkeit des Volkes zu entziehen**). Mit einem Worte, die durch Jesu Auftreten als Lehrer hervorgerufene Bewegung war eine so gewaltige, daß sie sich beinahe unserer Auffassung entzieht, weil es uns an jedem Analogon dazu fehlt. Nur durch einige auffallende Erscheinungen des Mittelalters können wir dieselbe einigermaßen unserer Vorstellung nahebringen.

Einmal stand Jesus am Ufer des Genneſarsees, als er sich plötzlich von einer großen Volksmenge umgeben sah, und der Zustrom bald so mächtig wurde, daß er das Ufer verließ und in ein Schiff des Simon bar Jona trat. Er ließ dasselbe ein wenig vom Ufer abstoßen und hielt von hier aus der harrenden Menge einen Lehrvortrag***). Ein anderes Mal war in seinem Hause zu Kapharnahum der Volkszudrang so stark, daß niemand in das Innere des Hauses gelangen konnte. Viele blieben vor der Thür und hatten sich da niedergelassen. Es dauerte nicht lange, da erschien Jesus und redete vor der Versammlung mit eindringlichen Worten vom Reiche der Himmel†).

*) Matth. 4, 24.
**) Luc. 4, 42; Marc. 1, 45; 6, 31—33.
***) Luc. 5, 1 ff.; Marc. 3, 7; 4, 1.
†) Marc. 2, 1—4; 3, 20.

Es ist grundfalsch, wenn Volkmar u. a. die Erfolge der Wirksamkeit Jesu in Zweifel gezogen oder gar beanstandet haben. Wenn auch nicht mit einem Male, sozusagen im Moment, die sittliche Bewegung bewirkt wurde — muß sich doch alles Große und Neue erst den Weg bahnen — so vollzog sie sich doch außerordentlich rasch. Zwar sind wir nicht im Stande, die Steigerung der Erfolge, da die evangelischen Berichte nicht eine strenge und sorgfältige zeitliche Anordnung der thaten- und ereignißreichen Lehrthätigkeit Jesu anstreben, Stufe für Stufe nachzuweisen, allein die Thatsache selbst läßt sich nach unserem Dafürhalten keinen Augenblick in Zweifel ziehen. Es mag genügen, neben vielen anderen Zeugnissen nur auf zwei hinzuweisen. In der Matthäusquelle*) heißt es: „Und viel Volk zog ihm nach aus Galiläa, den zehn Städten, Jerusalem, Judäa und von jenseit des Jordans." Desgleichen berichtet Lucas:**) „Und er stieg mit ihnen herab und stand auf einem ebenen Platze, sammt der Menge seiner Schüler und einem großen Haufen Volks aus ganz Judäa und Jerusalem und der Küste von Tyrus und Sidon.

Auch Jesu auswärtiges Wirken war von herrlichen Erfolgen gekrönt. Seine Reise nach dem heidnischen Tyrus und in das halb heidnische Decapolis war nicht umsonst. Es entstand daraus ein Gewinn, welcher für die spätere geistige Entwickelung Jesu eine unendliche Tragweite gewann. Anfangs hatte er als ein ächter Sprößling seines Volkes das Heidenthum mit scharfen Worten von dem Eintritt in das Reich der Himmel ausgeschlossen. Um so heller wurde es jetzt in seinem Geiste, als er sah, wie auch die Heiden mit frischer Empfänglichkeit die sittlichen Ideen seiner Lehre erfaßten. Ja, Jesus gerieth über das glaubensinnige Verhalten einzelner Heiden sogar in Verwunderung. Er benutzte die gemachten Erfahrungen und warf in Folge dessen seine Netze immer

*) Vergl. 4, 25.
**) Vergl. 6, 17.

weiter hinaus in den Ocean der Menschenwelt. Der empfängliche, engere Kreis genügt ihm nicht mehr, er strebt nach Erweiterung seines Wirkungsfeldes. Nicht mehr um sein eigenes Volk allein handelt es sich jetzt für ihn, sondern um die ganze Menschheit. Achten wir auf die späteren sittlichen Anschauungen Jesu und stellen dieselben in einen scharfen Vergleich zu den früheren im Anfange seiner öffentlichen Lehrthätigkeit, so ergiebt sich sogar die unumstößliche Wahrheit, daß ihn erst das große Verlangen nach religiöser Wahrheit, nicht minder die freudige Entschlossenheit für die sittliche Arbeit der Sinnesänderung seiner wahren und gottgewollten Berufsbestimmung entgegen geführt haben.

Es ist öfters die Behauptung aufgeworfen worden, in der von Jesu hervorgerufenen Bewegung habe etwas Tumultuarisches, Wildes und Unehrerbietiges gelegen. Bei genauerem Hinmerken ist das durchaus nicht der Fall. Das Wirken Jesu hielt vollständig die Grenzen des Anstandes und der Sitte inne. Hoch und Niedrig, Arm und Reich begegneten dem großen Volkslehrer mit der größten Achtung*). Man gab ihm den Titel: Rabbi oder Rabbuni, d. i. Lehrer, Meister, eine Ehrenbezeichnung, welche die Juden in der damaligen Zeit allen Schriftgelehrten beizulegen pflegten**). Selbst die Pharisäer und Schriftgelehrten versagten ihm den Titel „Rabbi" nicht***). Das Volk nach seiner Auffassung sah in ihm einen Propheten †). Als Jesus das verknöcherte Satzungsthum sogar antastete, wagten seine rigorosen Gegner nicht, seinem äußeren Ansehen zu nahe zu treten. Sie begegneten ihm, wenn auch unter heuchlerischer Maske, mit Anstand und Ehrerbietung.

Vergleichen wir die Jesusbewegung mit der von Johannes bewirkten Bewegung, so unterscheidet sich dieselbe von ihr bedeutend durch

---

*) Matth. 8, 2. 6; 17, 15; Luc. 9, 38.
**) Matth. 8, 19; 22, 16; 24, 36; Marc. 10, 51.
***) Matth. 12, 38.
†) Matth. 16, 14.

Umfang und Stärke. Zwar Keim*) stellt die johanneiſche Bewegung höher, aber mit Unrecht. Wenn auch die Quellen von Johannes bezeugen, ganz Jeruſalem mit ſeinen mannigfaltigen Berufs- und Standesclaſſen ſei zu ihm in die Jordanwüſte hinausgezogen, um ihn, den abſonderlichen Bußprediger, zu hören, ſo hatte doch dieſes Zuſammenſtrömen keine lange Dauer, zumal da Johannes ſehr bald durch Herodes Antipas von ſeinem Arbeitsfelde abberufen wurde. Wenn dies indeß ſelbſt nicht der Fall geweſen wäre, ſo hätte der weltſcheue Bußprediger, doch nicht lange die Aufmerkſamkeit zu feſſeln vermocht. Seine gewaltigen, aufregenden Predigten boten dem Volke nicht die wahre, ſittliche Befriedigung. Es waren zwar mächtige Erſchütterungen der Gemüther, es fehlte ihnen aber die aus einem liebewarmen Innern hervorquellende Milde. Johannes blieb im Weſentlichen innerhalb der Linie der altteſtamentlichen Geſetzesreligion ſtehen. Wenngleich er dem theokratiſchen Satzungsweſen und äußeren Formendienſte entgegentrat und die innere religiös ſittliche Erneuerung als die Grundbedingung der öffentlichen Volkszuſtände anſah, ſo wollte er doch nur eine Gemeinſchaft durch ernſte und ſtrenge Bußübung. Er war eben ein finſterer Asket, ein mönchiſcher Büßer und Moraliſt, der die herabgekommene theokratiſche Anſtalt reformiren und zu patriarchaliſcher Rechtſchaffenheit und Tugend zurückführen wollte. Nach der Schilderung des Evangeliſten lag ſchon in ſeinem ganzen Weſen etwas mönchiſch Finſteres. Sein Anzug deutete auf übermäßige leibliche Abhärtung hin, ſeine Nahrung war rohe, ungekochte Wüſtenſpeiſe. Nimmt man noch dazu die Schauder des Terrains, das dürre, unwirthliche Steppenland beim todten Meere, ſo leuchtet ein, daß die ernſten Bußrufe nicht für die Dauer wirken konnten. Ganz anders war es dagegen bei Jeſu. Sein Reichsruf war um vieles lebensfriſcher und lebensfreudiger; denn der Verkündiger machte durch Sinnesart und

*) Vergl. Band II. S. 288.

Lebensweise nicht den Eindruck eines finsteren und mönchischen Hesychasten, der fern von Menschen die Wildniß der Wüste aufsuchte. Mitten in das Leben sich hineinstellend, empfand Jesus lebendige Freude und hohes Interesse am Leben. Darum wehte aus seinen Lehrvorträgen auch nicht der Geist trüber Düsterheit und banger Schwermuth. Seine Aufforderungen zum Reiche der Himmel waren keine Posaunenstöße vom Sinai, welche das zaghafte Menschenherz nur erschütterten und ängstigten, aber nicht besänftigten und mit Gott versöhnten. Nur wo Jesus auf offenbare Verstocktheit und absichtliche Hartherzigkeit, oder auf geistige Hoffart und eingebildete Eigengerechtigkeit stieß, da schmetterte er nieder; nur wo er mit gewissenloser Gleichgiltigkeit, Sorglosigkeit und Trägheit zu kämpfen hatte, strafte er mit unerbittlicher Strenge wie ein Moses und Elias. Wo er dagegen zwar sittliche Schwäche, aber noch ernsten, redlichen Willen nach Heiligung und Selbsterneuerung bemerkte, da suchte er durch freundliche Ermunterung aufzurichten. Vor allen Dingen kam er den um ihr Seelenheil Bekümmerten, denen, welche sich gern aus der sittlichen Lethargie herausarbeiten wollten, mit herzgewinnender Sanftmuth und Milde entgegen. Ihnen sprach er Trost zu und suchte, damit sie Kraft für die sittliche Wiedergeburt gewinnen möchten, ihnen frischen Lebensmuth einzuflößen. Das ist gerade das Charakteristische und Einzigartige an der Lehrweise Jesu, daß er es verstand, den sittlichen Wellenschlag der Gemüther zu steigern, daß er nicht niederdrückte, sondern emporrichtete, daß er sogar in dem tief Gefallenen noch das Verlangen nach sittlicher Erweckung und Umgestaltung zu entzünden wußte. War es ihm doch selbst erst klar geworden, daß die alttestamentliche Theokratie und Gesetzesreligion, das traditionelle Satzungswesen und die auf äußere Reinigung abzielenden Formendienste und Ceremonien kein Mittel mehr zur sittlichen Erneuerung des Menschen darboten, sondern daß nur noch aus der Quelle des unmittelbaren Gottesbewußtseins und des erbarmender Menschenliebe neues, frisches, ächt sittliche Thaten zeitigendes Leben ausströme. Daß in Jesus ein ganz

anderer Geiſt als in Johannes war, geht, wie Schenkel bemerkt,*) ſchon aus dem Umſtande hervor, daß derſelbe die religiöſe und ſittliche Erneuerung ſeines Volkes auf einem ganz anderen Wege bewirken wollte. „Aeußere Tugendmittel, insbeſondere Faſtenübungen, betrachtete er als vorzugsweiſe wichtig und förderlich auf dem Wege zum Heil. Jeſus dagegen hatte gar keine Faſten für ſeine nähere Umgebung angeordnet. Die Johannesjünger hatten ſich (wahrſcheinlich noch vor dem Tode ihres Meiſters) mit Jeſu über dieſen Streitpunkt zu verſtändigen geſucht, und die Antwort Jeſu hatte in einer Weiſe gelautet, durch welche ſie ſich keineswegs geſchmeichelt fühlen konnten. Nicht nur verglich er ſich ſelbſt mit dem Bräutigam und bezeichnete ſeine Stimmung durch dieſen Ausdruck als eine Stimmung hoher, alles dumpfe und trübe Weſen ausſchließender Freude, ſondern den Johannes ſchilderte er unmißverſtändlich als einen Mann, der damit umging, einen neuen Lappen auf ein altes Kleid zu nähen und neuen Wein in alte Schläuche zu gießen**). Der Verſuch des Täufers, durch ſtrenge Bußübungen und herbe Entſagungsgelübde eine gründliche Beſſerung der Volkszuſtände zu bewirken, wird von ihm unzweideutig als ein grundverkehrter bezeichnet; derſelbe wird nicht nur keinen Erfolg haben, ſondern die bereits eingetretene Verwirrung und Zerrüttung noch vermehren. Bei aller Achtung vor dem perſönlich ehrenwerthen Charakter des Johannes hielt Jeſus ſein Unternehmen mithin im Grunde doch eher für ſchädlich als für nützlich. Und die mehr Zweifel als Glaube verrathende Anfrage, welche Johannes aus der Einſamkeit des Kerkers an ihn richtete, ſcheint ihn in ſeinem Urtheile nur beſtärkt zu haben.“

Wenn es auch ſicher verbürgt iſt, Jeſus habe vor ſeinem eigenen öffentlichen Auftreten dieſen Elias des alten Teſtamentes aufgeſucht und ſei in näherem Verkehr mit ihm getreten, ja wenn es ſogar als ein ſicheres Ergebniß der evangeliſchen Geſchichte ſich

*) Vergl. a. a. O. S. 30.

**) Marc. 2, 21; Matth. 9, 16; Luc. 5, 36.

herausstellt, daß das Thema seiner öffentlichen Verkündigung gleichlautend mit dem Bußrufe des eisernen Mannes im härenen Prophetenmantel in der Wüste war, so steht doch wieder auch fest, daß die Verbindung beider Männer nicht lange andauerte. Jesus hat sich bald wieder von Johannes als dem Vertreter der reinen Gesetzesreligion, der nur durch innere Bußarbeit und abtödtende Selbstzucht die religiös sittliche Umwälzung des israelitischen Volkskörpers zu Stande bringen wollte, zurückgezogen. Sprach er auch nicht ein Verwerfungsurtheil über Johannes aus, so konnte er ihn doch nicht zu den Naturen zählen, die geeignet waren für das stille senfkornartige Wesen des von ihm zu stiftenden Reiches der Himmel. Der ganze Charakter des Johannes, sowie die von ihm eingeschlagenen Pfade, die Menschen sittlich umzugestalten, erschienen Jesu zu national theokratisch; er erstrebte dagegen die sittliche Erneuerung durch den sanften und milden Geist der Demuth und Liebe. Wie ein Strahl von oben leuchtete es in seiner Seele auf, daß der Mensch den Frieden des Herzens und den Trost des Gewissens nur dann empfinden könnte, wenn er unmittelbar vom Hauche der ewigen Liebe droben in den Himmeln mächtig angeweht würde. Mit wachsender Klarheit vollzog sich in ihm die Ueberzeugung, der Weg des Gesetzes könnte nun und nimmermehr der Weg in das Reich der Himmel sein.

Wie sich aber die Ansichten Jesu von denen des Johannes schieden, so stimmten sie auch nicht mit denen der Pharisäer und Schriftgelehrten überein. Während diese einem äußerlichen Buchstaben- und Formelkrame huldigten, die Menschen in ein freiheitswidriges Gewissensjoch zwängten, ihnen ascetische Uebungen zur unerläßlichen Pflicht machten und diejenigen, welche sich ihren Anordnungen nicht fügten, unbarmherzig verdammten, verschmähte Jesus diese Tugendmittel; denn es war ihm klar geworden, daß dieselben den Nerv aller wahren Freiheit und Liebe lähmten und nur frommen Schein und heuchlerisches Wesen erzeugten. Obwohl nicht über die sittlichen Forderungen des alten Testamentes hinausgehend, erschien seine Lehre dem traditionellen Satzungsthum gegenüber

doch vollständig in das Gewand der Neuheit gekleidet. Sie war völlig frei von den Fesseln der beengenden Disciplin und losgelöst von jedem den Geist abtödtenden Schematismus. Was er forderte, war nicht kleinliche Rechtgläubigkeit, äußerliche Andachtsübung, sondern aufrichtige Frömmigkeit und Erweckung einer gesunden und kräftigen religiösen und sittlichen Gesinnung. Und da seine Lehren den Tiefen seines reinen, lauteren Herzens entquollen, so drangen sie auch wieder in die Herzen und entzündeten darin ein Feuer, das als heilige Opferflamme zu Gott emporloderte.

Jesus sah die Erfolge seiner Lehrthätigkeit mit eigenen Augen, er war sich über die vom Volke ihm gezollten Sympathien und den lauten Jubel der ihn umdrängenden Volksmassen vollständig klar; darum strebte seine freudigstolze Brust mit immer frischerem Muthe vorwärts. Der im steten Steigen begriffene Zuzug ließ Verstimmung oder wohl gar Zaghaftigkeit in seiner Seele schlechterdings nicht aufkommen. Immer siegesgewisser konnte er sich der hohen Aufgabe, freie und in Gott geheiligte Menschen zu sammeln, hingeben. Er brauchte vor nichts zurückzubeben, vor nichts in Sorge und Angst zu gerathen. —

Fürwahr, das Lehrwirken Jesu bietet in seinem Anfange wie in seinem Fortgange ein sehr lebensfröhliches Gemälde dar. Es war von einem guten Stern begleitet, welcher immer strahlender an dem Lebenshimmel des Meisters emporstieg und seinen freundlich milden Strahl auf seine Pfade niedersandte.

§ 23.

Einige specielle freudige Erfolge Jesu.

Die große Leutseligkeit und Milde, die freundliche Herablassung und das selbstlose Wesen erwarben Jesu, wie wir oben gezeigt haben, in hohem Grade die Liebe des Volkes. Insonderheit fühlten sich die social Zurückgesetzten und Verstoßenen, die Zöllner und Sünder, zu ihm hingezogen. Sie betrachteten ihn als ihren Protector und begrüßten mit großer Freude seine An-

näherung an sie. Jesus suchte dieselben nicht nur durch Worte, sondern auch durch sein eigenes Beispiel zu heben und in den Augen des Volkes wieder zu rehabilitiren. Ein sehr erhebendes Zeugniß bietet in dieser Beziehung die Berufung des Zolleinnehmers Levi. Derselbe zeigte über die Aufnahme in den Schülerbund Jesu eine solche Freude, daß er in seinem Hause sofort ein gastliches Mahl veranstaltete, an welchem außer Jesu und seinen Schülern noch viele Zöllner und Sünder Theil nahmen. Es war ein fröhliches Gelage; die geladenen Gäste vergaßen an dem gastlichen Tische ihr sociales Ausgestoßensein. Durch das Wohlwollen, die Güte und schonende Milde, die ihnen Jesus entgegenbrachte, fühlten sie sich wieder einmal als Menschen. Der liebreiche Ton seiner Rede flößte ihnen Muth und Vertrauen ein. Sie hatten in Jesu einen Freund gefunden, der Mitleiden hatte mit ihren Zuständen und Lebensverhältnissen, mit ihren Sorgen und Schmerzen. Wenn auch das übelberüchtigte Sündermahl Jesum bei den jüdischen Schultheologen in Verruf brachte, so rief doch die große Empfänglichkeit der Tafelgenossen für die Wahrheit, ihre ernste Entschlossenheit für die Ideen seines Herzens, ihr heißes Verlangen nach Gottinnigkeit und Gewissensfrieden in ihm das freudige Bewußtsein wach, daß die Zukunft des Reiches der Himmel gerade mit auf dem zurückgesetzten Theile der jüdischen Bevölkerung sich gründen werde *). Anziehend ist ferner die Schilderung von der Einkehr Jesu in das Haus des Oberzöllners Zakchäus **). Nach dem Lucasberichte trug derselbe ein lebhaftes Verlangen, den edlen Zöllnerfreund, von dessen Leutseligkeit er sicherlich schon mancherlei gehört hatte, auf seinem Durchzuge durch Jericho zu sehen ***). Da er von Natur sehr klein war,

*) Vergl. Marc. 2, 14; Matth. 9, 9; Luc. 5, 27.

**) Zakchäus war kein Zollpächter von gewöhnlichem Schlage, sondern ein Oberzöllner (ἀρχιτελώνης, publicanus). Ein eigentlicher Generalpächter scheint er indeß nicht gewesen zu sein, er mag mehr der Classe der Scribenten oder Rechnungsführer angehört zu haben.

***) In Jericho, welches damals ein bedeutender Ort an der galiläischen Grenze

ſo eilte er ein Stück Wegs voraus und ſtieg auf eine Sykomore. Als Jeſus den Zöllner gewahrte, blieb er vor dem Baume ſtehen und rief ihm zu: „Zakchäus, ſteig eilends herab, denn heut muß ich in deinem Hauſe bleiben.“ Ganz ungerechtfertigt iſt es, aus der Kenntniß des Namens auf ein übernatürliches Wiſſen Jeſu zu ſchließen. Zakchäus war als Oberzöllner ohne Zweifel eine in der Gegend bekannte Perſönlichkeit, deshalb konnte Jeſus ſeinen Namen recht gut aus dem Munde ſeiner Begleitung vernommen haben. Da Jeſus merkte, daß der Zollmann nur ſeinetwegen auf die Sykomore geſtiegen war, ſo vermuthete er, daß er ein ſehr hohes Intereſſe an ihm habe. Kaum hatte der Oberzöllner den Zuruf Jeſu vernommen, als er ſchnell herabſtieg und freudigerregt den Gaſt in ſein Haus führte. Obwohl unter Jeſu Begleitern über ſein Verfahren ein Murren laut wurde, ſo ließ er ſich doch in ſeinem Vorhaben nicht beirren. Seine Einkehr in das Zöllnerhaus war auch nicht ohne Erfolg; er erkannte in Zakchäus bald eine fromme, nach ſittlicher Beſſerung ringende Seele. Wohl war der Zöllner ſich bewußt, durch ſein Berufsleben zu manchem Unrecht verleitet worden zu ſein, aber es ſchlummerte auch noch ein guter Kern in ihm, der bei rechter Pflege ſich zu einem ſchönen Fruchtbaume entwickeln konnte. In Jeſu war die rechte Gärtnernatur dafür erſchienen. Wenn wir auch aus dem Berichte ſelbſt nichts über die Unterredung Jeſu mit dem Zöllner ſelbſt erfahren, ſo dürfen wir doch annehmen, daß dieſelbe ſehr anregend und ermuthigend auf denſelben gewirkt hat; denn der Zöllner befindet ſich beim Weggange Jeſu in einer ſo freudigen Gemüthsſtimmung, daß er

---

war, hatte eine jüdiſche Zollbehörde nach römiſchen Finanzgeſetzen ihren Sitz. Ob Zakchäus (זַכַּי entſprechend unſerem Reinhardt) ein Jude oder Heide war, bleibt für die Begegnung Jeſu ziemlich gleichgiltig, denn dieſelbe beweiſt in dem einen wie dem anderen Falle, daß nicht äußere Leiſtungen wie Beſchneidung, Opfer, Reinigungsceremonien, Sabbathfeier und Faſten, das Verhältniß und die Stellung eines jeden zu Gott bedingen, ſondern die Verfaſſung des Herzens, das Innerſte der Geſinnung.

das schöne Gelübde thut, nicht nur die Hälfte seines Vermögens den Armen spenden, sondern auch wissentliche Uebervortheilungen und Erpressungen vierfach wieder erstatten zu wollen. Dasselbe ging in seinem Ziele noch über die Forderungen des Gesetzes hinaus, welches nur die Zurückerstattung der Summe mit einem Fünftheil darüber forderte*). Im Hochgefühl seiner Freude rief Jesus: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, sintemal auch er ein Sohn Abrahams ist." Zakchäus durfte durch die kundgegebenen sittlichen Entschließungen gerechten Anspruch auf die geistige Sohnschaft Abrahams erheben.

Die Begegnung Jesu mit Zakchäus bietet so viel Anziehendes, daß wir zweifelhaft sind, ob wir mehr das freundliche Wesen Jesu, oder das hohe Glück des Oberzöllners bewundern sollen.

Solche beglückende und erhebende Scenen aber hat Jesus in seinem Anschlusse an die mittleren und unteren Volksschichten viele erlebt. Sie ließen einen tiefen Eindruck in seinem Gemüthe zurück. Vor allem trugen sie dazu bei, die Lebensfreudigkeit an seinem Berufswirken zu steigern.

Neben den social Zurückgesetzten und Verstoßenen bereiteten ihm aber auch die körperlich Gebrechlichen und mit schwerer Krankheit Behafteten durch ihre ganze und ungetheilte Hingabe an seine Person große Freude. Sie sahen in ihm einen wunderthätigen Arzt und hofften durch ihn Heilung und Genesung von ihren Leiden und Plagen**). Solche Unglückliche empfingen ihn, wenn sie ihn kommen sahen, stets mit lautem Jubel. Bewun-

*) Vergl. Num. 5, 6, 7.

**) Wenn wir auch nicht glauben, Jesus habe eine übernatürliche Heilkraft besessen, so können wir doch nicht allen Erfolg in Abrede stellen. Es ist sehr wahrscheinlich, in einzelnen Fällen sogar sicher, daß ein Kranker durch Jesu freundlichen Zuspruch gesund wurde. Wirkt doch das tröstende Wort eines Menschen, zumal wenn es von einem starken Glauben des Kranken begleitet ist, oft mehr als alle medicinische Kunst und Arznei. Die Evangelien berichten uns zahlreiche Heilungsgeschichten. Es wäre entschieden hyperkritisch, dieselben insgesammt zu beanstanden.

derung; Beifall und Dank war der Lohn, den sie dem besorgten und wohlwollenden Arzte zollten. Wenn Jesus auch nicht alle Gebrechlichen heilen konnte, so mußte ihn doch ihr inniger Glaube an seine Heilkraft lebensfreudig berühren. Wie groß war nicht der Glaube des Aussätzigen! *). Vertrauensvoll warf er sich vor dem Arzte nieder und sprach: „Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen." Er zweifelte keinen Augenblick an dem Können Jesu, es handelte sich nur um das Wollen. Darum appellirte er an seine erbarmende Menschenliebe.

Ebenso bewundernswerth ist ferner das zuversichtliche Vertrauen des Gelähmten und seiner Träger **). Da dieselben mit dem Kranken sich nicht durch die sich drängende Menge hindurcharbeiten konnten, so deckten sie in der Eile das Dach des Hauses ab und ließen ihn von oben herab zu den Füßen Jesu. Als Jesus diesen alle Hindernisse überwindenden Glauben sah, sprach er zu dem auf der Bahre liegenden Kranken: „Habe Muth, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!" Ein gewaltiges Wort von Jesu, das sich aber durch die in ihm wohnende Kraft des Gottesbewußtseins rechtfertigt. Das Wort ist der Ausbruch einer seelischen Ergriffenheit, die sich bis zum Throne der Gottheit emporgetragen fühlt und von hier sich die Vollmacht des Sündentrostes holt.

Nicht minder erhebend und begeisternd mußte ferner auf Jesum das Glaubensverhalten des heidnischen Centurio in Kapharnahum wirken. Wie groß dachte doch der Mann des Schwertes von dem Manne des Geistes, wie klein von sich! Nach seiner Meinung hatte Jesus gar nicht nöthig, zu seinem kranken Knechte sich zu bemühen, nur eines kraftvollen Wortes bedurfte es, um die Krankheit zu bannen. Das bescheidene und demüthige Wesen des heidnischen Centurio machte einen solchen Eindruck auf Jesum, daß er, von Staunen hingerissen, zu seinen Begleitern das lebensfreudige Wort sprach: „Ich sage euch, wahrlich nicht

*) Vergl. Matth. 8, 2 ff.; Luc. 5, 12 ff.; Marc. 1, 40 ff.

**) Matth. 9, 1—8; Luc. 5, 17—26; Marc. 2, 1—12.

einmal in Israel habe ich einen solchen Glauben gefunden!“ Jesus gerieth in Folge dieser Begegnung in eine solche heilige Begeisterung, daß er nach dem Bericht des Matthäus in feierlichem Tone von einem Zusammenwogen der Völker aller Himmelsgegenden zur Theilnahme am Reiche der Himmel redete. Und er hatte allen Grund dazu. Gerade der empfängliche Sinn der Heidenwelt erweiterte die Berufsthätigkeit Jesu und lenkte sie erst in das richtige Gleis.

Wir haben schon oben bei der Besprechung über die Syrophönizierin angedeutet, daß Jesus beim Beginn seines öffentlichen Wirkens einen Einladungsruf nur an seine Volksgenossen ergehen ließ. Sein reformatorisches Unternehmen war somit im Anfange ein rein nationales. Selbst ein Diener der Beschneidung*), war er der Ansicht, nur den Bundeskindern gehöre das Bürgerthum des Reiches der Himmel. Wir dürfen uns darüber nicht wundern. Woher hätte ihm auch gleich von vornherein die Perspective, auch die Heiden in seinen Einladungsruf einzuschließen, kommen sollen? Er hatte doch noch in keiner Beziehung irgend eine Erfahrung von der sittlichen Empfänglichkeit der Heiden gewonnen. Seine Volksgenossen galten ihm schon wegen der von Alters her an sie ergangenen göttlichen Verheißungen als die allein von Gott Berufenen und Auserwählten. Daher gebot er in seiner ersten Ausrüstungsrede ausdrücklich seinen Schülern, sie sollten nicht auf die Straßen der Heiden und Samariter gehen. Und in der sogenannten Bergrede kommen Aussprüche vor, welche gradezu den Ausschluß der Heidenwelt von dem Reiche der Himmel fordern. Es heißt da unter anderem, bei den Heiden herrsche ein tief gesunkenes religiöses Leben; ihr Gebet sei ein hohles Wortgeplapper, ihr Treiben bekunde den Zweifel an ein höheres, den Weltlauf leitendes, göttliches Wesen. Mit einem Worte, dem Heidenthume fehlte nach Jesu Ansicht jeder ideale Zug**).

*) Vergl. Act. 10, 38–42.

**) Vergl. Matth. 6, 7. 32; 15, 26.

Allein nachdem Jesus sich durch mannigfaltige Berührung mit den Heiden von der Unrichtigkeit seiner Anschauung überzeugt hatte, nachdem ihm sozusagen die Augen geöffnet worden waren, hielt er keinen Augenblick mehr an seinen früheren Grundsätzen fest. Mit wachsender Klarheit erschien ihm jetzt seine Berufsaufgabe als eine solche, welche alle Menschen umfassen sollte. Schonungslos durchbrach er daher die durch das Gesetz und die Tradition gezogene schroffe, nationale Scheidewand. Mit großer innerer Befriedigung und sichtlicher Lebensfreude nahm er die neuen herrlichen Ziele in seinen Lebensplan auf. Seine Lehranschauungen über Gott und Menschen erhielten jetzt ein ganz anderes Colorit; sie gestalteten sich um vieles großartiger und universeller. Er erkannte in Gott den Vater aller Menschen und alle Menschen ohne Ausnahme wieder erschienen ihm als Gottes Kinder. Das Reich der Himmel war nicht bloß auf Palästina beschränkt, sondern die ganze bewohnte Erde war die Stätte seiner Entfaltung. Jeder Platz war ein heiliger Gottestempel. Die Straßen durch die Heidenlande entehrten ebensowenig wie die durch Judäa und Galiläa. Nur der Geist des hochmüthigen und ausschließenden Phariſäerthums, der hierarchische und fanatische Satzungseifer konnte diese Wege bei den Festfahrten nach Jerusalem umgehen.

Die meisten im Dienst der kirchlichen Dogmatik stehenden Ausleger leugnen zwar diese anfängliche nationale Befangenheit Jesu in seinem Lehrwirken, indem sie behaupten, es habe gleich von vornherein in seinem Plane gelegen, alle Menschen ohne Unterschied zum Zielpunkte einer religiös sittlichen Restauration zu machen. Vom rein kirchlichen Standpuncte aus kann diese Ansicht nicht im mindesten befremden. Wer einmal in Jesu von vornherein ein übernatürliches und auf wunderbare Weise gezeugtes Wesen erblickt, der muß consequenter Weise auch seine menschliche Entwickelung und Vervollkommnung leugnen. Von Befangenheit und Irrthum in Jesu kann für ihn schlechterdings keine Rede sein. Wir dagegen, die wir vom rein geschichtlichen

Standpuncte aus Jesum wie einen anderen Menschen innerhalb der von den Naturgesetzen gezogenen Schranken sich entfalten lassen, in ihm also nur die reine Menschennatur suchen, finden es nicht auffallend, wenn auch er sich durch die Nacht des Irrthums zum hellen Lichte der Wahrheit hindurchringen mußte. Wissen wir doch, daß er an den befangenen Vorurtheilen religiöser Absonderung und Ausschließlichkeit seines Volksthums keine Schuld trug. Ja, das Bild Jesu will uns noch großartiger erscheinen, wenn er durch Wanderungen in den Städten und Flecken der Heiden und Samariter seine engherzigen Anschauungen überwindet, von den nationalen, stolzen und hochmüthigen Grundsätzen sich loslöst, und nach den gewonnenen weitherzigen, humanen Einsichten sein sittlich religiöses Bildungs- und Erziehungswerk am Menschengeschlechte umgestaltet.

Doch genug! Wir glauben auch in diesem Abschnitt dargethan zu haben, daß Jesus auf seine Erfolge mit Befriedigung und Genugthuung schauen konnte. Seine Arbeit auf dem Acker der Menschenwelt brachte herrliche Früchte. Allenthalben trug man seinem edlen Wirken laute Anerkennung und stürmischen Beifall entgegen. Das Volk bewunderte die Gewalt seines Geistes, die sich in seinen Lehrvorträgen und in seinen Thaten kund gab. In lautem Preise rühmte es Gottes Güte, welche dem Menschen solche Machtvollkommenheit verliehen.*)

*) Vergl. Matth. 9, 33; 12, 23 ff.; Marc. 1, 27. 45; 2, 12.

Fünftes Kapitel.

Jeſu Lebensfreude in ſeinen Kämpfen.

§. 24.

Der Widerſpruch gegen Jeſum im allgemeinen*).

Wie alles Neue und Große bei ſeiner Sichgeltendmachung unter allen Standes- und Berufsklaſſen der Bevölkerung auf Hemmniſſe ſtößt, mit Widerſtand und Anfeindung zu kämpfen hat, ſo war es auch bei Jeſu der Fall. Der galiläiſche Rabbi erfuhr in dieſer Beziehung dasſelbe Schickſal, welches alle großen Geiſter, die auf dem Gebiete menſchlichen Wiſſens und Könnens umgeſtaltend und neubildend auftreten, mehr oder weniger theilen. Auf den hoffnungsreichen Frühling folgte für ihn ein heißer Sommer mit unheilvollen Gewittern. Wie aber das Gewitter ein nothwendiges Moment im Naturjahr iſt, ſo war der Kampf auch ein nothwendiges Moment im Stufengange ſeines Lebens. Im Kampfe lernte er erſt feſtſtehen und ſeine ſittliche Kraft erproben. Wäre ſein Leben frei von allem Kampf geblieben, hätte es ſich ohne allen Widerſtand abgeſponnen, ſo beſäße es für den ernſten Betrachter auch nicht eine ſo großartige Anziehungskraft.

In der That, Jeſus hat gewaltige Kämpfe zu beſtehen gehabt, aber er iſt aus allen glorreich hervorgegangen. Der heftige Widerſpruch der Gegner konnte ihn nicht entmuthigen, der feindliche Anprall nicht mit Verzagtheit und Kleinmuth erfüllen. Die gegneriſchen Stöße bewirkten weder ein plötzliches Stillſtehen, noch ein furchtſames Zurück-

*) Sollte der Leſer in dem plötzlichen Uebergange von den freudigen Erfolgen zu den feindſeligen Conflicten einen Widerſpruch finden, ſo geben wir ihm zu bedenken, daß derſelbe nur ein ſcheinbarer iſt. Unſer Plan gebot uns, das Gleichartige aus dem Leben Jeſu, mochte es der Chronologie nach noch ſo weit von einander abliegen, ſtets im Zuſammenhange zu behandeln. Demnach mußten wir Erfolge und Conflicte ſcharf auseinander halten.

gehen in seiner auf die Gründung des Reiches der Himmel abzielenden Berufsarbeit, im Gegentheil, sie steigerten gerade sein sittliches Bewußtsein und flößten ihm frischen Muth ein. Immer freier und gewaltiger, immer fester und unerschrockener trat er hervor. Seine Thatkraft empfing Adlerschwingen, er leistete beinahe Unglaubliches. Mit der größten Siegesgewißheit drängte er vorwärts nach dem Ziele seiner hohen Aufgabe und Bestimmung. Selbst im heißesten Kampfe ließ er dasselbe nicht aus den Augen.

Daher wird es begreiflich, wie gerade in der Periode des gegnerischen Widerspruchs und des feindlichen Zusammenpralls Jesu Lippen die bedeutungsvollsten und lebensfreudigsten Bekenntnißworte entströmen konnten. Unter anderen großartigen und hoch bedeutsamen Aussprüchen fällt in diese Zeit der vom gewaltsamen und drangvollen Zuzuge der Menschen zum Reiche der Himmel*). Jesus wußte, daß er nicht isolirt dastand; denn mit dem Wachsthume der Gegnerschaft war auch die Volkstheilnahme an seiner Person und seinem humanen Liebeswerke gewachsen, und dieselbe war so mächtig, daß sie den Gegnern Furcht einflößte. Sie wagten nicht, Jesum öffentlich anzutasten. Im Geheimen mußten sie auf ihn fahnden und zu Werken der Finsterniß greifen, wenn sie den lebensfreudigen und siegesgewissen Sittenlehrer aus dem Wege räumen wollten.

Die Kämpfe Jesu erweisen sich daher bei genauer Erwägung in seinem Entwickelungsgange als eine Nothwendigkeit. Seine mit den großartigsten Erfolgen gekrönte Wirksamkeit müßte uns zweifelhaft erscheinen, wenn sie von allem Anstoß frei geblieben wäre. Nur bei oberflächlichen und unbedeutenden Naturen wickelt sich der Lebensfaden ohne alle Hemmungen ab. Männer dagegen, welche wie Jesus einen Neubau errichten, welche das langsam fortschreitende Rad der Weltgeschichte in rasche Schwingung versetzen, müssen den rauhen und dornenvollen Pfad des Kampfes

*) Matth. 11, 12; Luc. 16, 16.

betreten. Die evangelischen Berichte haben uns die heftigen Conflicte, in welche Jesus während seiner Lehrthätigkeit gerieth, nicht verschwiegen. Es ist ein großes und weites Schlachtfeld, das sie in anschaulicher Weise vor unseren Augen entrollen. Sie reden von finsteren Gewittern, welche sich über dem Haupte des Lehrers der Menschenreligion und der edlen Menschlichkeit zusammenthürmten, sie erzählen von jähen Blitzen, die dasselbe schonungslos zu zermalmen drohten. Andererseits freilich berichten die Quellen auch, wie Jesus dem Feinde, obgleich dieser hundertmal stärker als er selbst war, im lebhaften Dialog gleichsam überholte und mit unerbittlicher Dialectik dessen verkehrte Gedanken an den Pranger stellte. Kühn drang er aus der Defensive in die Offensive vor; seine Rede brauste in ihrer ganzen Energie und Heftigkeit daher und warf mit Donnerschlägen die feindlichen Streiter zu Boden.

Vor allem waren die Pharisäer Jesu Feinde. Doch wir würden sehr irren, wenn wir glauben wollten, Jesus habe mit der ganzen pharisäischen Körperschaft im Streit gelegen. Die Pharisäer bildeten in ihren Lehrbegriffen keine abgeschlossene, einheitliche Kaste, sondern sie zerfielen in verschiedene Heerlager. Diese innere Zersplitterung war durch einseitige Uebertreibung einzelner Grundlehren ihres Systems entstanden. Der babylonische wie jerusalemische Talmud*) zählt sieben verschiedene Klassen von Pharisäern auf:

1. Der sichemitische Pharisäer (פְּרוּשׁ שִׁכְמִי), ein Nachahmer der Sichemiten, welcher aus menschlichen Rücksichten die Beschneidung annahm. Derselbe erfüllt die göttlichen Vorschriften zu dem einzigen Zwecke, sich Ansehen und Ruhm zu erwerben.

2. Der streichende Pharisäer, welcher, um Demuth zur Schau zu tragen, mit den Füßen streicht, statt zu gehen, und den Staub und die Steine aufwirft, oder immer mit den göttlichen Vorschriften prunkt, um die Blicke und Huldigungen anderer auf sich zu ziehen. Diese Classe von Pharisäern mag zur Zeit Jesu

*) Vgl. Sota fol. 22 b; Jeruſ. Sota fol. 20 b.

besonders zahlreich gewesen sein, da er in seinen Streitreden stets gegen ihre äußerlichen Frömmigkeitsleistungen eifert.

3. Der augenschließende Pharisäer, welcher mit halbgeschlossenen Augen einhergeht, um die gute Sitte nicht zu verletzen, und der meint, die gute Handlung sei der Ersatz einer schlechten (פָּרוּשׁ קָוְאִי).

4. Der kopfhängende Pharisäer, welcher immer mit gesenktem Haupte einher geht, wie ein umgestürzter Mörser, damit seine Augen nicht ausschweifen können, der ferner alles, was jemand wider ihn hat, durch fromme Handlungen abbüßt (פָּרוּשׁ מְדוּכְיָא oder פרוש מנכווה).

5. Der pflichtthuende Pharisäer, der stets spricht: welche Pflicht bleibt mir noch zu erfüllen? Ich bin bereit, sie zu erfüllen (פָּרוּשׁ אֵיזֶהוּ מָה חוֹבָתִי וְאֶעֱשֶׂה).

6. Der Pharisäer aus Furcht, der das Gesetz nur aus knechtischer Furcht vor der Strafe beobachtet (פָּרוּשׁ יִרְאָה).

7. Endlich der Pharisäer aus Liebe, welcher das Gesetz aus wahrer Liebe beobachtet (פָּרוּשׁ אַהֲבָה).

Nur in Beziehung auf den Pharisäer der letzten Klasse bemerkt der jerusalemische Talmud (vergl. die Glosse), daß er vortrefflich sei, da er die Leidenschaftlichkeit in ein wahrhaft frommes Gemüth verwandle. Darum heißt es von ihm auch mit Bezug auf Nech. 9, 8: Du fandst sein Herz dir treu. Unter den anderen sechs Klassen wird der Leser leicht diejenigen herausfinden, welche Jesus mit übertünchten Gräbern vergleicht, auswendig prächtig, inwendig aber voll Moder und Todtengebein*).

Der Anprall, welchen Jesus in seinem Lehrwirken erfuhr, ging daher mit größter Wahrscheinlichkeit nur von einer Klasse der Pharisäerschaft aus, die damals aber gerade den bedeutendsten Einfluß auf das Volk hatte. Daß nicht alle Pharisäer Jesu Gegner waren, ergiebt sich schon aus den vielfachen freundschaft-

*) Vergl. Matth. 23, 27; Luc. 11, 44.

lichen Beziehungen, in welchen er während seines Lehrwirkens zu ihnen stand.

Die Ursachen zum feindseligen Zusammenstoß mit den Pharisäern lagen anfangs weniger in Jesu Lehre, als vielmehr in seiner Vernachlässigung der äußerlichen durch die Sitte geheiligten Observanzen. Sie billigten es nicht, daß er sich mit Menschen umgab, auf welche sie von ihrem Standpuncte aus mit souveränster Verachtung herabzublicken pflegten. Vor allem erachteten sie seinen Umgang mit den übelberüchtigten Zöllnern für einen großen Mißgriff. Wie konnte er, der gewaltige Lehrer, einer so schlecht beleumundeten Volksklasse sich zuwenden, ja, wie konnte er aus ihr sich sogar Schüler wählen? Der Verkehr mit dem Steuerbeamten Levi und die Aufforderung an denselben zum Anschluß an den schon vorhandenen kleinen Schülerkreis gab in dieser Beziehung den ersten gewaltigen Anstoß. Die vornehmen Schultheologen und engherzigen Buchstabenmenschen waren schon über die Wahl des Mannes sehr unwillig, noch mehr aber wurden sie innerlich durch das an dieselbe sich knüpfende Festmahl aufgebracht. Es waren Zöllner und Sünder, also durchaus Menschen von zweideutigem Ruf, mit denen Jesus zu Tische lag und in freundlicher und wohlwollender Weise verkehrte.

Doch Jesus ließ sich durch das Murren der theokratischen Ausschlußmenschen nicht beirren. Wenn auch sein Verkehr mit den social Zurückgesetzten und Ausgestoßenen großen Widerspruch erregte, wenn auch die rigoristischen Hierarchen über ihn sich erboßten, sein freundliches menschen Herz, das den noch glimmenden Docht nicht völlig verlöschen lassen konnte, kam den armen unglücklichen Zöllnern und Sündern, stets mit liebender Theilnahme und schonender Milde entgegen. Mit treffend abweisenden Worten vertheidigte er unter anderem die gastliche Tischgesellschaft im Hause des Steuerbeamten Levi gegen die sarkastischen Angriffe der mit höhnischer Verachtung und sittlicher Entrüstung auf dieselbe hinschielenden jüdischen Schultheologen. Als dieselben nämlich an seine Schüler sich mit der Frage wandten: „Warum liegt

euer Meister mit Zöllnern und Sündern zu Tisch?“ Da trat er, weil er die Frage vernommen hatte, den höhnischen Fragern mit großer Unbefangenheit entgegen und warf sie zu Boden mit den Worten: „Nicht bedürfen die Starken des Arztes, sondern die Kranken; ich bin nicht gekommen, Gerechte, sondern Sünder zur Buße zu rufen. Gehet aber hin und lernet, was es heißt: Liebe will ich nur, nicht Opfer“*). Durch diese schonungslose Zurechtweisung stellte Jesus die Schulgelehrten als kalte und herzlose Volksführer hin, denen der eigentliche Geist der Religion, denen die Liebe fehlte, die alle Menschen mit Schonung trägt. Sie waren engherzige Rigoristen und pedantische Ausschlußmenschen. Ihre Frömmigkeit war nur hohles, auf gleißnerischen Schein berechnetes Phrasenthum, es war nur äußerlicher, jeder inneren Weihe barer Ceremoniendienst; sie hatten für die großen sittlichen Gebrechen des Volks kein Mitgefühl und Verständniß. Beschämt und niedergeschlagen standen diese hochmüthigen, eitlen Frager vor Jesu und fühlten sich so getroffen, daß sie auf seine Abfertigung keine Antwort fanden.

Solcher Triumphe nun wie diesen feierte Jesus sehr viele, da er alle Herausforderungen der Gegner stets annahm. Es ist selbstverständlich, daß dieselben ungemein zur Vergrößerung seines Ruhmes beitrugen; denn das Volk bewunderte die Offenheit und Gradheit Jesu und pries ihn als den Bevollmächtigten und Gesandten Gottes an den gedrückten und leidenden Gliedern.

Ein anderer Grund für den Zusammenstoß mit der theokratischen Partei lag ferner auch darin, daß Jesus während seines Lehrwirkens immer mehr die bisher beobachteten Rücksichten gegen das jüdische Ceremonialgesetz fallen ließ. So eiferte er mit großem Ernst gegen den peinlichen Sabbathmethodismus, wie überhaupt gegen die Aufrechthaltung und Beobachtung der levitischen Reinigungsvorschriften. Er nahm sehr bald zu diesen und ähnlichen Verbindlichkeiten eine Stellung ein, welche nach der Ansicht

*) Vergl. Matth. 9, 12. 13; Marc. 2, 17; Luc. 5, 31.

der Prieſter und Theologen mit dem Gewiſſen nicht mehr zu vereinigen war. Die theokratiſche Satzung verwerfend ging er auf die göttliche Naturordnung zurück. Das in die Bruſt des Menſchen gepflanzte Geſetz ſtand in ſeinen Augen höher als die Autorität der Tradition. So war der Bruch unvermeidlich, und mit gutem Grunde haben die drei erſten Evangelien uns in einer Reihe von Conflicten die Reden Jeſu aufbewahrt, durch welche derſelbe unverhüllt ſich vollzog. Jeſus wollte durchaus „einen entſcheidenden Wendepunct im religiös ſittlichen Leben herbeiführen; er forderte eine durchgängige Erneuerung aller Verhältniſſe von innen heraus.“ Das hohle Ceremonienweſen der orthodox jüdiſchen Schultheologie war ihm gleichgiltig geworden, eine neue Periode der göttlichen Welt- und Heilsordnung ſollte anbrechen. Er verſchmähte es, neue Lappen auf das alte Kleid zu flicken und neuen Wein in die alten, durchlöcherten Schläuche zu füllen.

Treffend bemerkt in dieſer Beziehung Schenkel (a. a. O. S. 64): „Mit zunehmender Klarheit erkannte Jeſus als das Ziel ſeiner Lebensarbeit, die theokratiſchen Formen des Judenthums zu zerbrechen, den Bann des todten Buchſtabens von ſeinem geplagten Volke hinwegzuheben, der leeren Schulgelehrſamkeit und hochmüthigen Prieſterherrſchaft ein Ziel zu ſtecken, die verlaſſene und verſäumte Laiengemeinde zur ſittlichen und religiöſen Freiheit emporzuheben, den Dürſtenden aus dem Born der urſprünglichen Wahrheit Waſſer des ewigen Lebens zu reichen, ein menſchenwürdiges und eben darum Gott wohlgefälliges Daſein den Herabgewürdigten möglich zu machen, die Menſchen wieder zu verſöhnen mit der oberen Welt des Geiſtes, die von Gott ſtammt und unvergänglich iſt. Er war der Wiederherſteller des urſprünglichen Adels und der unauslöſchlichen Würde der Menſchennatur; er war der erhabenſte Träger und Vertreter alles menſchlich Guten, Schönen und Heiligen, das je auf Erden erſchienen iſt.“

Je mehr alſo Jeſus ſich von den ſtrengen religionsgeſetzlichen Obſervanzen losſagte, deſto mehr ſahen die phariſäiſch hochkirch-

lichen Parteigenossen ihre Bestrebungen bedroht. Alle ihre liebsten Neigungen, Hoffnungen und Interessen standen auf dem Spiele. Sie konnten somit seinem Wirken und Treiben nicht mit gleichgiltiger Miene zusehen. Jesus „galt ihnen als der entschiedenste Gegner der von den Vätern ererbten Satzung, als ein religionsgefährlicher Agitator, ein Feind der überlieferten heiligen Schranken und Zäune." Am liebsten wären sie sofort gegen ihn mit einer gerichtlichen Anklage vorgegangen. Allein sie fürchteten den starken Volksanhang, seine ausgedehnten Verbindungen unter den mittleren und unteren Ständen. Außerdem ließ es auch die „unbezweifelte Lauterkeit seiner Absichten und Bestrebungen, die Ehrfurcht gebietende Milde und Hoheit seines Charakters, die Demuth und Anspruchslosigkeit seines Wesens" kaum rathsam erscheinen, sofort eine gerichtliche Verfolgung gegen ihn ins Werk zu setzen. „Ihm irgend eine Blöße abzulauschen, darauf war jetzt aller Spürsinn, wie ihn nur flammender Haß und Fanatismus hierarchischer Gewalthaber einzuflößen vermögen, von Seiten der Gegner Jesu gerichtet." Ihn mit Spähern zu umringen, jeden seiner Schritte zu belauschen, alle seine Worte und Handlungen zu verdächtigen, das war das Einzige, was sich vor der Hand gegen den verhaßten Sittenlehrer thun ließ. Obgleich demnach der Gegensatz sich auf beiden Seiten zur unvereinbaren Spannung gesteigert hatte und der Tod ihm im Stillen bereits geschworen war, so war doch die günstige Gelegenheit noch nicht erschienen, um den entscheidenden Schlag wirksam gegen ihn auszuführen.

Der Schlag aber mußte kommen, es lag dies in der Natur der Verhältnisse, ja er wurde sogar beschleunigt, je klarer Jesus seine Berufsbestimmung erkannte, je mehr er sich seiner höheren Sendung, eine Gemeinschaft von sittlich erneuerten Menschen zu stiften, bewußt ward. Er nahm in der letzten Zeit seiner Berufsthätigkeit eine Würde für sich in Anspruch, die über die der alttestamentlichen Prophetie weit hinausragte. Er erklärte sich für den unmittelbar Beauftragten Gottes an sein Volk.

„Mit dieſer neuen Stellung und Beſtimmung aber innerhalb ſeiner Volksgenoſſen ſtellte er auch Gott ſelbſt, das Verhältniß des Gewiſſens zu Gott und inſonderheit die heiligen Schriften ſeines Volkes in eine neue Beleuchtung. Die jüdiſche Schultheologie, welche die Auslegung der heiligen Schriften als ein ausſchließlich ihr zuſtehendes Standesvorrecht an ſich gezogen hatte, verlor durch Jeſum den Anſpruch auf ein Vorzugsrecht in der Schriftauslegung. Ja, ſie erſchien gradezu als ein Hinderniß, um in die Tiefe des göttlichen Weſens und in die Mitte aller Wahrheit einzudringen. Mit todten Satzungen hatte ſie ja den ewigen Kern und Stern der heiligen Schriften verdunkelt, ihren Geiſt gedämpft, ihr Licht ausgelöſcht. Das Prieſterthum war wie eine Scheidewand zwiſchen Gott und Iſrael getreten; es hatte das Volk von dem Herzen ſeines Gottes hinweggedrängt; die Opfer waren nur äußere Leiſtungen und der Tempel trotz aller Pracht, mit welcher ihn der Kunſtſinn und die erheuchelte Frömmigkeit des Herodes des Großen geſchmückt hatten, nur ein Sinnbild der Ausſchließlichkeit und Unduldſamkeit; die oberſte Kirchenbehörde ferner war ein Damm gegen jede Reform, jeden Anhauch friſcher religiöſer Gedanken, jeden Verſuch einer Erneuerung der verkommenen Zuſtände aus dem Urquell des religiöſen und ſittlichen Geiſtes.“

Aber wie lebensfroh mußte Jeſus die aufgegangene Erkenntniß ſtimmen, in ihm ſei die ewige aus Gott geborene Wahrheit urſprünglich, unmittelbar und urkräftig wiedergeboren, wie mußte es ihn anſpornen, erheben und begeiſtern, das ewig Göttliche und ächt Menſchliche, das alle Schulgelehrſamkeit, alles prieſterliche Mittlerthum, aller Opfer-, Tempel- und Sabbathdienſt den Blicken nicht zu enthüllen im Stande war, mit klaren und ſchlichten Worten allen durſtenden Gemüthern entfalten zu können! Mochte auch der Haß der fanatiſchen kirchlichen Parteiführer gegen ſeine Perſon wachſen, mochten ſie ihn auch als einen Volksverführer betrachten und ſich waffnen, ihn unſchädlich zu machen, ſeine innere freudige Berufsſtimmung, derer er ſich von

Tag zu Tag mehr bewußt ward, konnte dadurch nicht erschüttert werden. Er trug in sich das beglückende Gefühl, den Irrthum der menschlichen Satzung ausgerottet und dafür die reine Wahrheit des Geistes verbreitet zu haben. Wie ein heller Lichtstrahl von oben leuchtete der Gedanke in seine Seele hinein, er arbeite im Auftrage und in der Kraft seines Vaters in den Himmeln.

§ 25.

Der Fastenconflict.

Von größter Bedeutung für die Zeichnung eines lebensfreudigen Jesus ist der Fastenconflict.*) Die Veranlassung zu demselben war folgende. Jesus führte ein Leben, frei von jeder erkünstelten Askese, er verkehrte nicht nur mit den mittleren Volksschichten, sondern auch mit solchen, die im Rufe von Weltleuten standen, die von der orthodoxen Partei, von den Anhängern des starren Satzungsthums wegen ihres Gewerbes als moralisch gesunken ausgeschlossen und zurückgesetzt waren. Dieser freie Verkehr und rücksichtslose Geselligkeitszug erregte großen Anstoß. Man ärgerte sich über die Gastgelage, welche Jesus mit den Zöllnern abhielt, man konnte nicht begreifen, wie er mit solcher Milde und Schonung die Geächteten des Landes beurtheilen konnte. Auch die Lebensweise mit seinen Schülern war eine so freie und ungebundene, daß die frömmelnden Asceten dieselbe unmöglich mit der von ihm vorgetragenen Lehre vom Reiche der Himmel in Einklang bringen konnten. Nach ihrer Meinung forderte das Himmelreich Kasteiung und Weltentsagung. Nur durch Abtödtung des Fleisches, durch Niederkämpfung aller sinnlichen Triebe könnte sich der Mensch den Eintritt in das Reich der Himmel erringen, besonders wäre ein strenges Fastenleben ein geeignetes Mittel für den Eintritt in dasselbe.

Die Fasten bei den Juden zerfielen theils in außerordent-

*) Matth. 9, 14 ff.; Luc. 5, 33 ff.; Marc. 2, 18 ff.

liche oder allgemeine, theils in private. Die ersteren waren meist Folgen von erlittenen Niederlagen oder öffentlichen Versündigungen. Sie wurden auch wohl bei drohenden Gefahren und eingetretenen Unglücksfällen verordnet. Das mosaische Gesetz forderte nur ein feststehendes, in jedem Jahre wiederkehrendes, öffentliches, strenges Fasten*). Es war das der große Versöhnungstag am zehnten Tage des siebenten Monats. Seit dem babylonischen Exil aber feierte man noch andere allgemeine jährliche Fasttage, welche in Beziehung zu einzelnen Ereignissen des jüdischen Staates standen**). So feierte man im fünften Monat den Tag der Tempelzerstörung, im siebenten Monat den Tag der Ermordung Gedalja's und seiner Anhänger***). In gleicher Weise wurden im vierten Monat der Tag des ersten Einfalls der Chaldäer in die Metropole†) und im zehnten Monat der Tag des Beginns der Belagerung als öffentliche Festtage begangen††). Die Privatfasten dagegen waren freiwillige Leistungen von Einzelpersonen†††), über die das Gesetz nichts verordnet hatte; sie fanden ohne besondere Veranlassung statt, und gerade auf sie legte die pharisäische Partei großes Gewicht. Sie wurden von ihr als freiwillig übernommene Gelübde streng gehalten. Zweimal fastete in der Woche der frömmelnde

*) Vergl. Lev. 16, 29 ff.; 23, 27 ff.; Act. 27, 9.

**) Ueber die rechte Ausübung dieser öffentlichen Fasten vergl. Taanit fol. 16a. „Bei den öffentlichen Fasten erhebt sich der Ehrwürdigste der Gemeinde und spricht: Meine Brüder! Nicht das Fasten, nicht das Bedecken mit einem Sacke tragen dazu bei, die göttliche Liebe zu erlangen, sondern Buße und gute Werke. Bei der den Niniviten gewährten Vergebung, sagt der Prophet, nahm Gott keine Rücksicht auf ihre Fasten und auf ihre Säcke, sondern auf ihre Reue."

***) 2. Kön. 25, 25; Jer. 41, 1 ff.

†) Jer. 52, 6 f.

††) 2. Kön. 25, 1; Sach. 8, 19 ff.

†††) Vergl. dagegen Taanit fol. 12a, wo es heißt: „Ein Gelehrter sagte: Wer ein freiwilliges Fasten hält, ist ein Sünder. Das heilige Gesetz schreibt dem Nasir ein Sühnopfer vor, weil er gegen sich selbst gefehlt hat, indem er schwor, sich des Weines zu enthalten. Wenn der nun ein Sünder ist, wer sich durch diese einzige Erhaltung selbst quält, so ist der ein doppelter Sünder, wer sich der göttlichen Gaben enthält."

Phariſäer, am Montage und am Donnerſtage, am letzteren Tage deshalb, weil Moſes an ihm den Sinai beſtiegen und am erſten deshalb, weil er an ihm vom Berge wieder herabgekommen ſein ſollte*). Der Phariſäer (im Gleichniſſe**) rühmt ſich im Gebete vor Gott, zweimal in der Woche zu faſten. Was aber im Anfange nur freiwillige Leiſtung des Einzelnen war, das wurde durch die Satzung ſehr bald zur unumgänglichen Forderung. Der zweite und fünfte Wochentag galten gradezu als feſt beſtimmte, vorgeſchriebene Tage des Faſtens. Rigoriſten gingen ſogar über die Forderung der Satzung noch hinaus, ſie faſteten mehr als zweimal in der Woche und glaubten durch dieſe Kaſteiung Gott einen beſonderen Dienſt zu erweiſen.

Da nun die an den äußeren Frömmigkeitsleiſtungen hängenden Rigoriſten von dem wöchentlichen Privatfaſten im Kreiſe Jeſu nichts wahrnahmen, ſo ſtellten ſie ihn darüber zur Rede. Eine Deputation von Johannisſchülern, geſtützt auf die phariſäiſche Partei erſchien vor Jeſu und richtete an ihn die Frage: „Warum faſten wir und die Phariſäer ſo viel und deine Schüler nicht?“ So gleichgiltig und faſt bedeutungslos auch für uns heute dieſe Frage iſt, ſo war ſie es doch damals, wenn wir uns lebendig die damaligen religiös ſittlichen Anſchauungen vergegenwärtigen, nicht. Sie enthielt eine wuchtige und ſchwere Anklage gegen Jeſum. Die Deputirten beſchuldigten ſeine Schüler eines nicht Geringeren als einer Verletzung der religiöſen Vorſchriften. Wie konnte Jeſus ein Verkündiger des Reiches der Himmel ſein, wenn er ſeinen Schüler in Freude und Fröhlichkeit dahinleben ließ, wenn er ſelbſt an Gaſtmählern und Hochzeiten Theil nahm? Zöllner- und Sündergelage, frohmüthiger und lebensfröhlicher Sinn ſtimmten nicht mit dem Reiche der Himmel; dasſelbe forderte Opfer der Enthaltſamkeit, Weltflucht und Abtödtung des Fleiſches. Es lag demnach in der Frage der Deputirten nicht bloß eine ſchwere Anklage gegen Jeſum, auf Nichtbeachtung oder abſichtliche Ver-

*) Vergl. Megilla fol. 75a. **) Luc. 18, 12.

nachlässigung der religiösen Observanzen abzielend, sondern auch ein thatsächliches Inzweifelziehen seiner ganzen Lehrthätigkeit. Dieselbe stand nach ihrer Ansicht in schroffem Widerspruch zu seiner Lebensweise.

Wie sollte Jesus diesem Vorwurfe begegnen, wie konnte er die Wucht der wider ihn erhobenen Anklage von sich abwälzen? Ein Ausweichen war nicht möglich, er mußte unbedingt Stellung zu der Frage nehmen. Sollte nicht das Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen werden, so mußte er mit klaren und überzeugungsvollen Worten das Verhältniß seiner religiösen Anschauung zur Satzung vor den Deputirten darlegen. Und er that es. Er ließ die Anklage nicht auf sich ruhen, er nahm keinen feigen Rückzug, am allerwenigsten nahm er seine Zuflucht zur Entschuldigung. Im Bewußtsein, daß weder er und seine Schüler die religiös moralischen Vorschriften verletzt hätten, noch daß seine Berufsarbeit, als die eines Verkündigers des Reiches der Himmel, mit seinem äußerlichen Leben und Wandel im Widerspruch stände, ließ er die Deputirten also an. „Es können doch," sprach er, „die Hochzeitleute nicht trauern, so lange der Bräutigam bei ihnen ist! Es werden aber Tage kommen, wo der Bräutigam von ihnen genommen ist, dann werden sie schon fasten!" Eine herrliche und treffliche Entgegnung, ein Bescheid voll klaren Selbstbewußtseins, entsprungen aus einem frohmüthigen und freudigbewegten Herzen. Nicht niedrige Sinnenlust, nicht unbesonnene Uebereilung oder gar wohl hohle Unwissenheit ließen ihn und seine Schüler ein Leben führen, welches ihn mit der Schule des Täufers und mit den frömmelnden Pharisäern in Widerspruch brachte, sondern vielmehr klare Erkenntniß, selbständige Anschauung und innere Ueberzeugung. Die heitere, an die Fastensatzung sich nicht bindende Lebensweise der Schüler war die naturgemäße Folge der Gewissensüberzeugung des Meisters. Das Fastenwerk seiner Gegner war weiter nichts als hohle Heuchelei und scheinheiliges Prunken. Sie suchten sich durch äußerliche Verunzierung, indem sie sich scheinbar in das Gewand von Büßern hüllten,

das Haupt mit Asche bestreuten, die Reinigung von Gesicht und Bart unterließen und schmutzige Trauerkleider anlegten *), in den Augen der Leute den Anschein einer besonderen Frömmigkeit zu geben. Allein, da den Fastenden der sittliche Ernst, die rechte Gemüthsstimmung fehlte, so war das ganze Gebahren durchaus unnatürlich **). Ein solches auf Täuschung der Mitmenschen berechnetes äußerliches Frömmigkeitswerk mußte für Jesum ein Gräuel sein. Nach seiner Anschauung durften die Menschen nicht ein Leben der Selbstkasteiung und der gewaltsamen Unterdrückung des Leibes führen. Scheue Weltflucht, grämliches Büßerthum, düstere mönchische Asceſe war ihm von Grund des Herzens zuwider, es stimmte nicht mit seiner frischen, heiteren und lebensfröhlichen Eigenart, ja, er betrachtete es sogar als eine zwiefache schwere Versündigung an Gott. Einmal war die Erde nach seiner Anschauung eine Stätte heiliger Freude, auf welcher sich die Menschen wohlfühlen und ihre Güter und Gaben genießen sollten. Die johanneischen und pharisäischen Rigoristen verkannten diesen heiligen Gotteszweck der Erde. In pessimistischer Weise hielten sie die reine, ungetrübte Freude, den frischen, heiteren Frohmuth für etwas Verwerfliches; Lebensfröhlichkeit dünkte sie eine verführerische Ablenkung von ächter Frömmigkeit und reiner Gottergebung. Sodann sollte der Mensch nach allen Theilen und Kräften seines Wesens die Züge des göttlichen Ebenbildes darstellen. Nicht bloß der Geist, sondern auch der Leib sollte schön und gottähnlich sein. Daher hat der Mensch die heilige Verpflichtung, neben seinem Geiste auch seinen Leib als ein vollkommenes Gotteswerk zu ehren und selbstwürdig auszubilden. Erst wenn der ganze Mensch nach Geist und Leib zur Schönheit

*) Manche gingen in ihrem Fastenwerk sogar so weit, daß sie ihrem Leibe auch das Unentbehrlichste entzogen und demselben dadurch empfindlichen Schaden zufügten. Vergl. Gittin fol. 56a.

**) Vergl. Berachot fol. 7a. R. Jochanan sagte infolge einer Ueberlieferung im Namen R. Jose's: „Ein einziges Reugefühl im Herzen des Menschen ist besser als viele Geißelschläge."

ſich veredelt, ſtellt er ein harmoniſches Gleichgewicht zwiſchen beiden her. Indem ſich nun die Faſtenden zu Jeſu Zeit weder wuſchen und ſalbten, noch dem Leibe die erforderliche Nahrung zukommen ließen, beraubten ſie ſich aller Schönheit und alles Glanzes. Sie entſtellten ihr Antlitz, um wie vom tiefſten Grame verzehrt zu erſcheinen. Sie legten es darauf an, ein klägliches und finſteres Ausſehen zu haben.

Es wäre aber doch unrichtig, wenn wir behaupten wollten, Jeſus habe das Faſten ſchlechtweg verboten. Sein Proteſt richtete ſich nicht gegen das allgemeine und öffentliche, ſondern nur gegen das erkünſtelte und prunkſüchtige Privatfaſten. Wohl kann der Menſch in ernſte Lebenslagen gerathen, wo es ihm inneres, ſittliches Bedürfniß iſt, auf die erlaubten Genüſſe des Lebens zu verzichten, wo er keine Freude am Eſſen und Trinken hat, wo es ihm unmöglich iſt, ſich der ungetrübten Freude hinzugeben und der Zug nach friſcher, fröhlicher Geſelligkeit durch hereinbrechenden Kummer erſtirbt; da mag er faſten. Auch für ſeine Schüler werden ſolche Zeiten nicht ausbleiben. Wenn die Kataſtrophe über ihren Meiſter hereinbrechen wird, dann werden auch bei ihnen die Klänge der Freude und Fröhlichkeit verhallen. Aber, da ſich ſolche ernſte Situationen nicht gebieten laſſen, ſo läßt ſich auch das Faſten nicht gebieten. Es laſſen ſich keine Vorſchriften und Befehle über Tag und Stunde des Faſtens geben, es muß durchaus eine Sache des inneren ſittlichen Bedürfniſſes, ein freier Act des Gewiſſens bleiben. Das Ziel des Faſtens aber muß ſtets die Wiederherſtellung des geſtörten Gleichgewichts zwiſchen Leib und Seele ſein, beide müſſen wieder in Harmonie zu einander treten, und das wird der Fall ſein, wenn die Seele ihren Frieden wiedergewonnen hat. Sagt doch Jeſus ſelbſt: „Wenn ihr aber faſtet, ſo geberdet euch nicht kläglich wie die Heuchler, denn ſie entſtellen ihr Antlitz nur, damit ihr Faſten von den Leuten geſehen werde, wahrlich ich ſage euch, ſie haben ihren Lohn dahin. Wenn du aber faſteſt, ſo ſalbe dein Haupt und waſche dein Antlitz, damit dein Faſten nicht zu ſehen ſei vor

den Leuten, sondern vor deinem Vater, der im Verborgenen ist, und dein Vater, der in's Verborgene siehet, wird dir's lohnen" *). Wer also fastet, soll aussehen, wie einer, der sich zum frohen Mahle geschmückt hat, die innerliche Trauerstimmung darf nicht zur Schau getragen werden. Es ist sehr bezeichnend, daß Jesus selbst bei dem aufrichtigen aus der innersten Gemüthsstimmung entspringenden Fasten den Ausdruck einer besonderen Düsterkeit im äußeren Anblick untersagt. Nach seiner Ueberzeugung verbergen sich der ächte Schmerz und die ächte Trauer vor fremden Augen, sie ziehen sich in das Heiligthum des Herzens und Gemüthes zurück. „Eine Trauer, die sich selbst zur Schau trägt, ist ein Kind gespreizter Eitelkeit, die vor anderen scheinen und sich anstellen will, wie sie in Wahrheit nicht ist." Mit Recht vergleicht sich daher Jesus vor den Deputirten mit einem Bräutigam, welcher von fröhlichen Festgästen umgeben ist. Er wollte damit andeuten, daß der Charakter seiner Lehre Erholung und Freude, daß der Grundton seines Wesens Versöhnung und Friede sei. In seiner Nähe sollte Lebensfröhlichkeit, die ungetrübte Hochzeitsfreude des Reiches der Himmel walten.

So sehen wir denn, daß Jesus kein finsterer Ascet war, der edlen Lebensgenuß nicht zu schätzen und reine Lebensfreude nicht zu genießen verstanden hätte. Er verbot nicht das Fasten, weder das allgemeine, öffentliche, noch das private, aber er wollte das letztere zu einer reinen Gewissenssache gemacht wissen. Es giebt für das private Fasten nach seiner Ansicht keine Vorschrift, keinen gesetzmäßigen Zwang, es soll nicht von der Satzung commandirt werden, sondern es soll in dem Belieben des Menschen stehen, ob er fasten will oder nicht. Jesus hat sich mit seinen Schülern nicht an das gewohnheitsmäßige, durch die Satzung vorgeschriebene Fasten seiner Zeit gekehrt, sondern er führte ein Leben der Freiheit und des Gewissens.

*) Matth. 6, 17—18.

§ 26.

Die Sabbathconflicte.

Um vieles verhängnißvoller, hartnäckiger und feindseliger als der Fastenconflict sind die Sabbathconflicte. Die an den überlieferten Satzungen pedantisch hängenden Gesetzeslehrer belauerten den freisinnigen Rabbi mit Argusaugen, ob er nicht vielleicht durch sein Verhalten einen Verstoß gegen die durch die Sitte sanctionirte Lebenspraxis begehen würde. Gar bald entdeckten sie ein solches, nach ihrer Meinung furchtbares Vergehen. Seine Schüler hatten den Sabbath entweiht (חִלּוּלָה שַׁבָּת).

Nach den Synoptikern ist die Situation folgende*). An einem Sabbath**) ging Jesus mit seinen Schülern durch ein Saatfeld***). Da die Schüler, wie es in der Relation des Matthäus lautet, Hunger verspürten, so rupften sie Aehren aus. Damit handelten sie durchaus nicht der mosaischen Sabbathordnung zuwider; denn diese gestattete ausdrücklich bei Wanderungen durch Saatfelder mit den Händen Aehren auszuraufen†). War es doch

*) Matth. 12, 1 ff.; Luc. 6, 1 ff.; Marc. 2, 23 ff.

**) Der schwer verständliche Ausdruck *σάββατον δευτεροπρωτον*, zweit-erster Sabbath (Luther: Aftersabbath) ist jedenfalls aus Mischna, Tr. Rosch haschana 1, 8 ff. zu erklären, wo es heißt: die Feier des Pesachfestes habe den Galiläern zu verschiedenen Abweichungen von der gesetzlichen Bestimmung des Neumondes durch das große Synedrium in Jerusalem Veranlassung gegeben. Denn da man den Eintritt dieser Mondphase durch Feuersignale (מְשִׁיאוֹת) von den Bergen verkündigte, so fälschten die Samaritaner (Cuthäer) dieselben und nöthigten die Bewohner in den galiläischen Gebirgsgegenden dadurch zu mancher Doppelfeier des ersten Sabbaths nach dem Pesach. Die gewöhnliche Erklärung dagegen findet den Schlüssel zur Erklärung des dunklen Wortes in Lev. 23, 11. 15 ff., und zwar in der prägnanten Wiederkehr der Formel מִמָּחֳרַת הַשַּׁבָּת.

***) Was die Jahreszeit anlangt, so fällt der Vorgang sicherlich in den Monat Nisan, unseren März, weil da im Morgenlande die Saaten reifen und die Ernte ihren Anfang nimmt.

†) Deut. 23, 26; vergl. Lev. 3, 3 und Num. 15, 32 f.

ſogar Fremden erlaubt, in einen Weinberg zu treten und Trauben bis zur Sättigung zu eſſen*). Der Fremde durfte nur kein Gefäß bei ſich führen, um die Trauben hineinzuthun und mit nach Hauſe zu nehmen. Ebenſo durfte der Fremde nicht mit einer Sichel Aehren abſchneiden. Allein in der nachexiliſchen Zeit, vielleicht nicht allzulange vor Jeſu, war durch die Satzung die moſaiſche Beſtimmung beſchränkt worden. Einige Schulgelehrten, welche das Aehrenausraufen der Schüler Jeſu bemerkt und daran ſchweren Anſtoß genommen hatten, traten in der nächſten Station ſofort mit einer Anklage gegen Jeſum auf. Sie warfen Jeſu vor, ſeine Schüler hätten am Sabbath etwas Unerlaubtes**) gethan. Jeſus, die Anklage gegen die Schüler ſofort als gegen ihn ſelbſt gerichtet anſehend, rechtfertigte ihre That vor den Anklägern, indem er auf ein Beiſpiel aus der altteſtamentlichen Geſchichte hinwies. Er berief ſich nämlich auf das Verhalten Davids während ſeiner Flucht vor Saul nach der Prieſterſtadt Nob, wo ihm der Hoheprieſter Ahimelech auf ſein Verlangen in Ermangelung gewöhnlichen Brotes die heiligen Schaubrote***) zur Stillung ſeines Hungers ohne Bedenken darreichte †). Dieſelben durften nach dem Geſetze nur Prieſter eſſen ††). Aus dieſem Beiſpiele ſollten die Ankläger erſehen, daß ſogar vor Zeiten ein Hoherprieſter und ein wegen ſeiner Frömmigkeit in großer Verehrung und Hochachtung ſtehender König einen Verſtoß wider das Geſetz ſich hatte zu Schulden kommen laſſen. Der letztere übertrat die Verordnung, weil ihn Bedürfniß und Noth dazu drängte, der erſtere, weil ihn ſein Mitgefühl antrieb, die Noth des ſchwer Verfolgten zu mildern. Dennoch aber wagte kein Geſetzeslehrer in ſeiner Schriftauslegung die Handlung des Ahimelech als eine Geſetzesüberſchreitung hinzuſtellen. Auch David wurde wegen ſeines unbefugten Genuſſes der Schaubrote bei

*) Vergl. eb. V. 25.

**) Das Aehrenausraufen wurde von der Satzung als eine Arbeit (מלאכה) betrachtet, welche nach Lev. 23, 3 allerdings am Sabbath verboten war.

***) לחם תמיד, vergl Num. 4, 7.

†) 1. Sam. 21, 1 ff. ††) Vergl. Lev. 24, 5. 9.

der Erklärung der betreffenden Parascha niemals angegriffen. Nachdem Jesus den Schultheologen das Beispiel vorgeführt hatte, machte er einen Schluß auf seine Schüler. Auch sie haben durch das Ausraufen von Aehren zur Stillung ihres Hungers nicht wider das Gesetz gehandelt, da die Naturordnung höher steht als die Satzung. Das Naturgesetz stammt von Gott, die rabbinische Satzung dagegen von Menschen.

Das Beispiel beweist, daß Jesus zur überlieferungsmäßigen Satzung bereits eine Stellung einnahm, die eine unbedingte Verbindlichkeit für das Gewissen aufs entschiedenste in Abrede stellte. Selbst den ceremoniellen Vorschriften des mosaischen Gesetzes komme nicht unbedingte Autorität zu, ihre Beobachtung hänge von äußeren Umständen ab, wenigstens dürften sie sich nicht mit dem höheren, von Gott in jede Menschenbrust eingeschriebenen Gesetze der Liebe im Widerstreit befinden.

Außer diesem geschichtlichen Belege aber deutete Jesus zur weiteren Rechtfertigung der Handlung seiner Schüler noch auf einen anderen Umstand hin. Er fuhr fort: „Oder habt ihr nicht gelesen, daß am Sabbath die Priester im Tempel den Sabbath entweihen und doch nicht schuldig sind?“ Der Hinweis auf diese Thatsache war noch schlagender als das Beispiel Davids. Hatte die Begebenheit mit jenem hochgepriesenen Könige nur eine rein historische Bedeutung, indem durch dieselbe die Handlungsweise der Schüler durch eine ähnliche aus der Vergangenheit illustrirt wurde, so gewann durch die Erinnerung an die Sabbathgeschäfte der Priester der ganze Fall, da die Kläger selbst dabei ins Spiel kamen, ein persönliches Interesse. Wenn nun aber die Satzung den Priestern beim Morgen- und Abendopfer, desgleichen beim Brandopfer am Sabbath im Tempel mancherlei Verrichtungen als der Heiligkeit des Sabbaths nicht zuwider gestattete, wie das Schlachten und Zubereiten der Opferthiere, das Auflegen der neuen Schaubrote, so konnte sie doch unmöglich das Ausraufen einiger Aehren aus Hunger am Sabbath als etwas mit der Heiligkeit des Tages schlechthin Unvereinbares hinstellen.

Jesus bewies auch durch diese Thatsache, daß nicht jede Handlung ohne Weiteres eine Profanation des Sabbaths sei. Es sei daher bei Beurtheilung einer Handlung durchaus nothwendig, zuförderst ihre Motive und näheren Umstände, welche sie hervorgerufen, sorgfältig und gewissenhaft zu prüfen, bevor Gericht über sie selbst gehalten und ein verdammendes Urtheil über sie ausgesprochen werde. Doch mit dieser Beweisführung schloß der gewandte Sachwalter die Vertheidigung seiner Schüler noch nicht ab. Das Schlagendste gegen die von den Anklägern erhobene Beschuldigung folgte erst. „Wenn ihr aber erkannt hättet," sprach er weiter, „was es heißt: Liebe will ich und nicht Opfer, so würdet ihr diese Unschuldigen nicht verurtheilt haben!" *) Dieses Wort mußte den Anklägern durch Mark und Bein dringen; denn Jesus erklärte damit die ascetischen Gesetzeswächter für harte und lieblose Menschen, die, weil ihre frommen Handlungen nur auf den äußeren Schein berechnet waren, nun auch die Handlungen anderer nur nach dem äußeren Schein bemaßen. Ihre Härte und Lieblosigkeit machte sie selbst zu Uebertretern des Gesetzes. So hatte sich die Situation plötzlich gewendet. Nicht die Schüler standen wegen ihres Aehrenausraufens am Sabbath als Uebertreter des Gesetzes da, sondern die Schultheologen wegen ihrer lieblosen Anklage. Die meisterhafte Abfertigung übte eine solche Wirkung auf die Ankläger aus, daß sie vernichtet den Rückzug antraten. Sie konnten nicht das Geringste erwidern, um die aus Jesu Beweisverfahren sich ergebende scharfe Verurtheilung von sich abzuwenden.

Doch nicht bloß die Schüler wurden der Sabbathverletzung angeklagt, Jesum selbst traf diese Beschuldigung. Als er an einem Sabbath in einer Midrasche (einem Lehrhause) sich befand,

*) Ganz ähnlich auch Jalkut fol. 283a: „Uebe Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit, welche Gott werther sind als die Opfer. Spr. 21, 3. Denn die Opfer waren in den Zeiten vor Errichtung des Tempels nicht gebräuchlich, Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit dagegen sind es zu allen Zeiten. Jene sühnten nur die Fehler, diese auch die Sünden, jene sind für die Sterblichen, diese auch für die Himmlischen und für das ewige Leben."

ſah er einen Menſchen mit einer gelähmten (ſteifen) Hand. Er ging zu ihm, und es hatte den Anſchein, als ob er ihn heilen wollte. Die anweſenden Phariſäer, denen das Benehmen Jeſu nicht entging, richteten deshalb die Frage an ihn: „Iſt es auch recht, am Sabbath zu heilen?“ Nach der Lucasquelle ſcheint es zwar, als wenn die Frage nicht direct an Jeſum geſtellt worden ſei, denn es heißt da: „Aber die Phariſäer und Schriftgelehrten hielten auf ihn, ob er auch heilen würde am Sabbath, auf daß ſie eine Sache zu ihm fänden“ *). Allein, beachten wir V. 9 desſelben Berichtes, wo Jeſus die Phariſäer fragt: „Was ziemt ſich zu thun an den Sabbathen, Gutes oder Böſes, ein Leben zu retten oder umkommen zu laſſen?“ ſo erhellt, daß die Frage wirklich an ihn gerichtet worden iſt. Einzelne rigoriſtiſche Rabbinen hatten Krankenheilungen am Sabbath entſchieden verboten. Nur wenn bei Aufſchub der Heilung das Leben Gefahr lief, durfte Hilfe in Anſpruch genommen werden **). Ein ſolcher Fall lag aber hier nicht vor. Die ſtrengere Schule des Schammai geſtattete nicht einmal das Tröſten der Kranken am Sabbath***).

Jeſus ſtand demnach im Begriffe, etwas der damaligen Sabbathpraxis ſchnurſtracks Zuwiderlaufendes zu thun, daher richtete er an die Frageſteller eine Gegenfrage, um eine Discuſſion herbeizuführen. Die Sachlage wurde dadurch für die Gegner eine ſehr unangenehme; denn ſie ſahen ſich plötzlich in einen unerquicklichen Conflict hineingezogen. „Welcher Menſch,“ ſprach Jeſus, „iſt wohl unter euch, der ein Schaf, wenn es am Sabbath in eine Grube (Ciſterne, Brunnen) fällt, nicht ergreift und aufhebt?“ Es hat den Anſchein, als wenn der von Jeſu angeführte Fall damals

*) Luc. 6, 7.

**) Neben dergleichen liebloſen Sabbathbeſtimmungen kennt der Talmud aber auch viele humane. So leſen wir Tr. Schabbat fol. 151b: „Auch für die Geſundheit eines Neugebornen darf man durch Arbeit den Sabbath entweihen. Ein Sabbath, entweiht, um ihm das Leben zu retten, wird ihm ein Leben geben, in welchem er wird viele Sabbathe beobachten können.“

***) Vergl. Schabbat fol. 12a.

noch nicht discutirt worden sei, daß er noch als etwas ganz Selbstverständliches und allgemein Zugestandenes galt. Man zog also ein in die Grube gefallenes Schaf am Sabbath ohne Bedenken heraus, und fand darin nichts, was der Heiligkeit des Sabbaths zuwider war. In späterer Zeit stand die Sache anders. Der Tractat Schabbat zeigt durch mancherlei in dieser Beziehung aufgestellte Beschränkungen, daß auch diese Frage später aufs eingehendste erörtert wurde. Jesus benutzte den von der Casuistik der Schultheologie noch nicht vorgesehenen Fall und zog aus ihm einen Schluß auf den Menschen. „Um wie viel," sagte er, „ist der Mensch besser als ein Schaf." Diese Schlußfolgerung a minore ad potius konnten die Gegner als durchaus logisch richtig nicht antasten. Da die Satzung erlaubte, am Sabbath ein Schaf zu retten, so mußte sie consequenter Weise auch gestatten, einem Menschen, der auf einer viel höheren Stufe steht, Beistand zu leisten. Die Gegner konnten demnach gegen die Argumentation Jesu nichts einwenden, sondern mußten dieselbe zustimmend beantworten. Jesus, welcher das vorausgesehen, schloß in Folge dessen seine Beweisführung mit den Worten: „Daher ist es erlaubt am Sabbath Gutes zu thun"*). Der menschenfreundliche Rabbi stellte auch hier wieder den Rigorismus der Priester und Schulgelehrten rücksichtslos an den Pranger. Er erkannte in der an ihn gerichteten Frage ein Zeichen ihrer Lieblosigkeit. Sie hatten als hartherzige, gefühllose Gesetzeslehrer keine Theilnahme für das traurige Loos ihrer Mitmenschen.

Ein ganz specielles Interesse gewinnt die Discussion Jesu aber durch das Zurückgehen auf den wahren Geist des Gesetzes. Der große Menschenfreund betrachtete das Heilen**) vom Gesichts-

*) Das καλῶς ποιεῖν ist nicht bloß ein recht, gut, pflichtmäßig Handeln, wie es viele Ausleger aufgefaßt haben, sondern es ist wirklich: ein Gutes thun, ein εὐποιεῖν, vergl. τὸ καλὸν ποιεῖν Gal. 6, 9; καλοποιεῖν 2. Thess. 3, 13; ἀγαθοποιεῖν Luc. 5, 8; Marc. 5, 3, und als Gegensatz dazu κακοποιεῖν.

*) Was die Wunderkraft des Heilens Jesu anlangt, so mag hier nochmals die Bemerkung Platz finden, daß wir nur bedingungsweise an dieselbe

punkte der Liebe. Wer aufrichtige, wohlwollende und innigwarme Liebe in seinem Herzen zu seinen Mitmenschen verspürt, der wird auch an allen seinen Lebensumständen, an seinen Bedürfnissen, Sorgen und Schmerzen regen Antheil nehmen. Er wird bei einer Noth desselben nicht erst lange mit sich zu Rathe gehen, ob und inwieweit er helfen darf, sondern er wird ihm ohne alle Bedenken seine Hilfe angedeihen lassen. Die Gegner fühlten sich durch das Beweisverfahren Jesu dermaßen niedergeworfen, daß sie sich an ihm zu rächen beschlossen. Von Scham einerseits, von Zorn und Grimm andererseits erfüllt, so berichtet Lucas*), berathschlagten sie, was sie Jesu thun sollten? Nach der Matthäusquelle**) planten die Gegner gradezu Mordanschläge.

Der Evangelist Lucas***) gedenkt noch einer Sabbathheilung an einem Wassersüchtigen, welche Jesum in einen Conflict mit der theokratischen Partei verwickelte. Da aber dieselbe die größte Aehnlichkeit mit der oben besprochenen hat, so ist es sehr zweifelhaft, ob die Erzählung Anspruch auf Originalität erheben darf. Nach unserem Dafürhalten ist der Bericht vielmehr nur eine andere Version der Matthäusdarstellung. Jedoch der Vollständigkeit halber soll auch er hier Platz finden. Jesus lag bei einem Obersten der Pharisäer am Sabbath zu Tisch. Da die Beziehung des Gastgebers als *τινος τῶν ἀρχόντων τῶν*

---

glauben können. Man hat zwar in neuerer Zeit vielfach den Grund dafür in der Jesu eigenthümlichen electro-magnetischen Kraft finden wollen (vergl. Weiße, evang. Gesch. I, 348 ff.), aber dieselbe läßt sich aus den geschichtlichen Quellen nicht überzeugend nachweisen. Die vorhandenen Spuren seiner körperlichen Individualität deuten nicht auf ein böotisch überladenes, sondern auf ein weiches, zartes und reizbares Temperament hin. Nirgends wird einer körperlichen Berührung mit Reibung der Kranken gedacht. Die Bestimmtheit, mit welcher er die heilende Wundergabe allen seinen Schülern verheißt (Marc. 16, 17), unter welchen doch gewiß mehrere zu magnetischen Ausstrahlungen unfähige waren, beweist hinlänglich, daß allein die psychische Heilart durch die Macht des Wortes und des Glaubens es sein kann, aus welcher sich vom natürlichen Standpuncte die Wunder Jesu einigermaßen erklären lassen.

*) 5, 11. **) 5, 14. ***) Vergl. 14, 1—6.

Φαρισαίων keine klare und deutliche Vorstellung giebt, — denn die Pharisäer hatten keine Vorsteher — so wird man wohl am besten an einen Obersten, vielleicht an ein Mitglied des Synedriums denken, welches zur Pharisäerschaft gehörte*). Das Tischgelage am Sabbath bietet insofern nichts Auffälliges, als der Sabbath bei den Juden ein Freudentag war. Man aß und trank am Sabbath in einer Weise, daß die Fremden darin nicht selten Schwelgerei sahen**). Nach dem Evangelisten war Jesus in schlechter Absicht eingeladen worden, wenigstens deuten darauf die Worte: „Sie lauerten auf ihn", d. h. sie erwarteten, er würde sich ohne allen Zweifel bei irgend einer Gelegenheit eine Blöße geben. Während der Mahlzeit trat ein Wassersüchtiger (*ὑδρωπικος*) vor Jesum. Wir erfahren nicht, was ihm das Recht gab, sich der vornehmen Tischgesellschaft zu nahen. Daß er selbst, wie einige Ausleger meinen, zu den Gästen gehörte, ist aus mehr als einem Grunde unwahrscheinlich. Vielleicht war sein Erscheinen von dem Gastgeber selbst oder von einem der mitanwesenden Gäste veranlaßt worden. Als Jesus den Kranken erblickte, wandte er sich an die Gesetzeskundigen mit der Frage: „Ist es erlaubt, am Sabbath zu heilen?" Es ist dieselbe Frage, welche wir in dem Heilungsbericht von dem Kranken mit der steifen Hand lesen***), nur findet der Unterschied statt, daß sie dort den Pharisäern in den Mund gelegt wird. Nach der Lucasrelation dagegen sucht Jesus selbst die Ansicht der Gesetzeskundigen über die Zulässigkeit des Heilens am Sabbath zu vernehmen. Uebrigens zeigt auch hier wieder die Frage, daß die rabbinischen Schulen die Frage über die Zulässigkeit von Heilungen am Sabbath bereits erwogen, allein noch nicht nach allen Beziehungen entgiltig entschieden hatten. Nur soviel stand fest, daß die Schulhäupter im Großen und Ganzen sich dem Verneinen der Frage zuneigten. Die Gäste hüllten sich absichtlich auf die an sie gerichtete Frage in ein tiefes,

*) Vergl. Joh. 3, 1.
**) Vergl. Plutarch Sympos. IV. 5.
***) Matth. 12, 10.

geheimnißvolles Schweigen; keiner trat offen mit seiner Ansicht heraus, jedenfalls um das Benehmen des Gastes dem Kranken gegenüber nicht in irgend einer Weise zu beeinflussen. Jesus heilte den Kranken und die Anwesenden sahen sich gegenseitig verwundert an. Jesus aber sprach: „Wem von euch wird wohl ein Esel oder Ochs*) in die Grube fallen, und er nicht alsbald ihn herausziehen am Tage des Sabbaths?“ Abgesehen von einzelnen kleinen Nebensächlichkeiten ist es dieselbe Argumentation, die wir schon bei der Heilung des Menschen mit der dürren Hand kennen lernten.

Noch schneidender aber als der soeben erörterte Sabbathconflict ist der wegen der Heilung der arthritischen d. h. der durch schwere Gicht gelähmten Frau. Jesus befand sich seiner Gewohnheit gemäß abermals in einer galiläischen Synagoge, um das Volk zu belehren. Da erschien ein Weib, welches bereits achtzehn Jahre von einem bösen Krankheitgeist schwer geplagt war. Nach der damaligen Zeitvorstellung hatte ein böser Dämon ihre Gestalt ganz zusammengekrümmt, so daß sie nicht im Stande war, sich aufzurichten. Jesus rief die Arme zu sich, legte die Hände auf sie und sprach: „Du bist erlöst von deiner Krankheit!“ In Folge dieses Wortes, so erzählt der Berichterstatter, richtete sich ihre zusammengebückte Gestalt auf, und sie konnte wieder aufrecht gehen. Die That machte auf die versammelte Menge einen großen Eindruck. Der Vorsteher der Synagoge aber, dem die Heilung Jesu am Sabbath sehr ungelegen kam und sich doch auch nicht getraute, das Weib oder Jesum selbst wegen Uebertretung des Gesetzes zur Rede zu stellen, fing an, die Versammlung heftig zu tadeln. Er dachte, ein dem Volke wegen der geschehenen Sabbathheilung ertheilter Verweis würde indirect auch auf den Arzt zurückwirken. Derselbe müsse inne werden, daß er etwas gethan habe, was der Heiligkeit des Sabbaths entschieden zuwider laufe. Daher sprach er in seinem scrupulösen Satzungseifer zu

*) Ueber die Lesart vergl. die Commentare zur Stelle.

dem Volke: „Sechs Tage giebt es, an denen man arbeiten soll, an denen nun kommt herbei und laßt euch heilen, aber nicht am Tage des Sabbaths.“ Schon der Ton der Sprache läßt den bitteren Vorwurf und die scharfe Anklage deutlich heraus hören. „Es ist ein herzloser, steifer Mensch, der“, wie Keim*) sagt, „für Rath und Hülfe Paragraphen, Register und Stundenplan entwirft.“ Jesus, welcher den Tadel der Versammlung wirklich auf sich bezog, blieb dem kalten Vorsteher die Antwort nicht schuldig. Mit edler Freimüthigkeit trat er dem blinden Eiferer für die herrschende Satzung entgegen und sprach zu ihm: „Du Heuchler, löset nicht ein jeder seinen Ochsen oder Esel von der Krippe am Sabbath und führet ihn fort zur Tränke? Diese aber, die eine Tochter Abrahams ist, sollte nicht gelöst werden dürfen von den Banden des Satans am Tage des Sabbaths.“ Obwohl die rabbinischen Schulhäupter am Sabbath alles Lösen, Binden, Schnüren verboten hatten, so trugen sie doch kein Bedenken, das Vieh von der Krippe loszubinden und zur Tränke zu führen. Der babylonische Talmud **) verordnet: „Es ist nicht allein zulässig und erlaubt, das Thier am Sabbath zum Wasser zu führen, sondern auch für dasselbe Wasser zu schöpfen, jedoch muß das so geschehen, daß das Thier selbst herbeikommt und trinkt, nicht so, daß das Wasser dem Thiere herbeigeholt wird.“ Nur in dem Falle, wenn das Thier das Wasser im Brunnen nicht erreichen konnte, gestattete die Bestimmung, ihm dasselbe heraufzuwinden und vorzusetzen. Ebenso erachteten die Rabbinen es für zulässig, das Thier am Sabbath zu füttern, doch mußte das Futter schon am Tage vorher gemengt und zubereitet sein ***). Die Argumentation Jesu, welche ebenfalls große Aehnlichkeit mit der Matth. 12, 11 ff. aufzeigt, verfehlte auch in diesem Falle ihre Wirkung nicht. Der Evangelist bemerkt: „Als er solches sagte,

*) B. II. S. 346.

**) S. Tr. Erubin fol. 20b.

***) Vergl. noch Schabb. fol. 54a.

wurden alle ſeine Widerſacher beſchämt, alles Volk aber freute ſich über das Herrliche, was durch ihn geſchah.“ So wurde Jeſu abermals die große Freude zu Theil, ſeinen Gegner mit all ſeiner Buchſtabenweisheit überwunden zu haben. Während das Volk den kalten Meiſter der Synagoge verurtheilte, gab es dem menſchenfreundlichen Helfer in lautem Beifall ſeine Sympathien kund. Mußte ihn das nicht unendlich beglücken? Nach dem Lucasberichte ſprach Jeſus nicht lange nach dieſem Conflicte die beiden lebensfreudigen Gleichniſſe vom Senfkorn und Sauerteig *).

Doch wir können die Sabbathconflicte nicht abſchließen, ohne noch eines lediglich nur im zweiten Evangelium erhaltenen Wortes zu gedenken, welches Jeſu Lebensfreude erſt in das rechte Licht ſtellt. Bei Gelegenheit der gegen ſeine Schüler erhobenen Beſchuldigung der Verletzung der geheiligten Sabbathordnung wegen des Aehrenausraufens ſagte Jeſus nämlich das hochbedeutſame Wort: „Der Sabbath iſt um des Menſchen willen gemacht, nicht der Menſch um des Sabbaths willen“ **). Obwohl wir dieſen

*) Vergl. Luc. 13, 18—21.

**) Vergl. Joma fol. 85a. Da in der Stelle neben Jeſu Anſicht noch andere Meinungen berührt werden, ſo theilen wir dieſelbe im Zuſammenhange mit. „R. Ismael, R. Akiba, R. Elieſer, Sohn Arſarja und R. Joſe, der Galiläer, gingen einmal miteinander, R. Levi voran und die anderen folgten ihm. Da wurde die Frage aufgeworfen: Woher läßt es ſich beweiſen, daß die Lebenserhaltung die Sabbathheiligung verdrängt? R. Ismael nahm zuerſt das Wort und ſprach: Es heißt Ex. 22, 1: Wenn beim Einbruch ein Dieb ergriffen und geſchlagen wird, daß er ſtirbt, ſo hat jener keine Blutſchuld. Wenn alſo ſchon dieſer, da es doch zweifelhaft iſt, ob er des Geldes oder des Lebens wegen gekommen, und Blutvergießen das Land verunreinigt und die Schechina vertreibt, ſich retten darf, um wie viel mehr darf angenommen werden, daß die Lebenserhaltung den Sabbath verdrängt. R. Akiba gab dieſe Antwort: Es heißt (ebend. 21, 14): „Von meinem Altar ſollſt du ihn (den Mörder) nehmen zum Tode“, d. i. „vom Altar“, und nicht „auf meinem Altar“. R. Jochanan ſagt, das erſtere findet ſtatt, wenn es gilt, ihn zu tödten, das letztere aber, wenn es gilt, ihn am Leben zu laſſen. Wenn nun dies ſchon von dem geſagt wird, wo es doch zweifelhaft iſt, ob ſeine Ausſage ſich auf Wahrheit gründet, und der Altardienſt die Sabbathheiligung verdrängt, um wie viel mehr iſt an-

Ausspruch später auch im Munde vernünftig denkender Rabbinen finden, so scheint derselbe wenigstens mit der Praxis der damals herrschenden Schultheologie, nach welcher der Mensch dem Sabbath unterworfen war, schlechterdings unvereinbar gewesen zu sein. Nach Jesu Ansicht sollte „der Sabbath dem Menschen zur Erholung und Erquickung dienen, er sollte ein Tag der Erhebung, des Friedens und der Freude, nicht ein Tag der Pein, der Trauer und des Schreckens sein."

Darum erscheint denn Jesus in allen Sabbathsconflicten als der Vertreter ächter Menschenwürde und ewiger Menschenrechte. Der

---

zunehmen, daß die Lebenserhaltung den Sabbath verdrängt. R. Eleasar führte den Beweis von der Beschneidung. Wenn schon diese, die doch nur an einem der 248 Glieder des Menschen stattfindet, am Sabbath vollzogen werden darf, um wie viel mehr darf der ganze Körper des Menschen am Sabbath erhalten werden. R. Jose bar Jehuda sagte: Es heißt (Ex. 31, 13): „Jedoch meine Sabbathe sollt ihr beobachten." Soll ich glauben, unter allen Umständen? Nein! Denn es steht das Wort אך, welches Ausnahmen gestattet. R. Jonathan ben Joseph sagt: Es heißt (ebend. 31, 14): „Er (der Sabbath) sei euch heilig", d. h. er soll euch, aber nicht sollt ihr ihm untergeordnet sein (wörtlich: er ist in eure Hand, aber nicht seid ihr in seine Hand gegeben). R. Simeon ben Menasia verwies auf die Stelle (Ex. 31, 16): „Die Israeliten sollen den Sabbath beobachten", damit will das Gesetz sagen: Hebe ihretwegen eine Sabbathfeier auf, damit sie viele Sabbathe beobachten können. R. Jehuda sagte im Namen Samuel's: Wenn ich da gewesen wäre, so hätte ich einen Beweis herbeigebracht, der diese alle übertroffen hätte. Es heißt Lev. 18, 5: (Beobachtet meine Satzungen u. s. w.) „damit er (der Mensch) durch sie lebe und nicht durch sie sterbe", (d. h. die Gesetze sind zur Erhaltung des Lebens, nicht zum Tode gegeben). Rabba sagte: Gegen alle früheren Beweise läßt sich ein Einwand erheben, nur gegen den Beweis Samuel's nicht. Der Beweis des R. Ismael läßt sich durch das, was Rabba gesagt hat, widerlegen. Warum heißt es in der angezogenen Stelle: „Beim Einbruche?" Weil sich annehmen läßt, daß sich kein Mensch wegen seines Geldes einer Lebensgefahr aussetzt. Das hat der Dieb gewußt und bei sich gedacht: Wenn er sich mir widersetzt, so tödte ich ihn, denn das Gesetz sagt: Wenn jemand kommt, um dir das Leben zu nehmen, dem darfst du zuvorkommen. Ebenso kann gegen den Beweis des R. Akiba geltend gemacht werden, daß das oben Gesagte nur in manchen, nicht aber in allen Fällen stattfindet. Daher pflegen die Rabbinen zu sagen: Besser ein Körnchen Pfeffer, als ein Korb voll Kürbisse."

Werth des Menschen stand ihm unendlich höher als der Werth des Sabbaths. Die Frage der Schulgelehrten und Anhänger des todten Buchstabenglaubens, ob es erlaubt sei, am Sabbath zu retten, bedurfte mithin für ihn keiner Discussion, ihre Bejahung ruhte in seinem an den Leiden der Menschen theilnehmenden Gemüthe, in seinem liebewarmen Herzen. —

§ 27.

Der Belzebubconflict.

Ein sehr ernster Conflict Jesu mit den verblendeten und hochmüthigen Hierarchen und Schultheologen ist ferner der Belzebubconflict. Als nämlich dieselben mit neidischen Blicken das stetige Wachsen des Volksandranges sahen, suchten sie durch Erdichtung allerhand boshafter, aber im Grunde doch alberner Gerüchte den beliebten Lehrer in den Augen des Volkes herabzusetzen. Das Volk sollte mit Mißtrauen gegen ihn erfüllt werden und sich ängstlich von ihm zurückziehen. Die Gegner wollten durch dieses Verfahren Jesum isoliren, um desto leichter sich seiner bemächtigen zu können. Unter anderen nichtswürdigen Verleumdungen verbreiteten sie auch die, daß er mit Hilfe des Belzebub, des Oberhauptes der bösen Geister, seine Thaten verrichte. Dieses abgeschmackte Mährchen wurde von den Gegnern so schnell als möglich in Umlauf gesetzt. Alle seine Anhänger sollten wissen, er stände mit höllischen Gewalten im Bunde, er wäre ein Vorfechter des Teufelsreiches und suchte mit dämonischen Mächten auf die Kranken einzuwirken. Als Jesus daher eines Tages einen Dämonischen heilte, da hieß es schon: „Dieser treibt die Teufel aus durch Belzebub“ *).

*) Vergl. Matth. 12, 22—24; Luc. 11, 14—16; Marc. 3, 22 ff. Obwohl das Marcusevangelium vorzugsweise die Thaten Jesu verzeichnet hat, so kennt es doch die Heilung des Dämonischen nicht, wohl aber berichtet es die erhobene Beschuldigung, nur daß dieselbe da von einer von der kirchlichen Oberbehörde zu Jerusalem abgesandten Deputation der Schriftgelehrten erhoben wird und un-

Jesus, die gegen ihn erhobene Anklage ruhig hinnehmend, legte in paraboliſcher Rede den Verläumdern das Widerſinnige, Thörichte und Schändliche derſelben dar. „Jegliches Reich," ſagt er, „welches getheilt iſt wider ſich ſelbſt, wird verwüſtet und keine Stadt und kein Haus, welches wider ſich getheilt iſt, wird beſtehen. Ebenſo, wenn der Satan den Satan austreibt, iſt er wider ſich ſelbſt getheilt, wie kann da nun ſein Reich beſtehen?"

Das iſt der erſte Theil des von Jeſu eingeſchlagenen Beweisverfahrens. Von der Erfahrung ausgehend, unternahm er eine Beweisführung ad absurdum, deren Sinn trotz der etwas prägnanten Ausdrucksweiſe der Evangeliſten jedem ohne Weiteres einleuchten mußte. Jedes Reich, mag es klein oder groß, eine Familie oder ein Staatskörper ſein, hat, ſobald ſeine Glieder in Zwieſpalt gerathen, keinen Beſtand, es ſtürzt in ſich zuſammen und wird zu einem Schauplatz grauenvoller Verheerung und Verwüſtung. Wenn das auf ſinnlichem Gebiete der Fall iſt, ſollte es auf geiſtigem anders ſein? Wenn die Hierarchen behaupteten, Jeſus treibe die Dämonen durch ihren Oberſten aus, ſo geſtanden ſie damit auch zu, daß das Reich der böſen Geiſter nicht nur mit ſich in Widerſtreit, ſondern ſchon in völligem Zerfall lag. Der Fürſt der Dämonen bezweckte, indem er die Wirkſamkeit ſeiner untergebenen böſen Geiſter hemmte, nichts weniger als die Auflöſung ſeines Reiches, d. h. mit anderen Worten, er arbeitete an ſeiner Selbſtvernichtung. Das Reich der Dämonen mußte demnach ſeinem Ende ſich nahen, der jähe Zuſammenſturz konnte nicht lange mehr auf ſich warten laſſen. Die Argumentation Jeſu war ſchlagend, denn ſie ſtellte die wider ihn erhobene Anklage der Gegner nicht nur als durchaus unbegründet, ſondern auch als durchweg widerſinnig dar. Es lag in der Anklage keine geſunde Logik, ſie war eine contradictio in adjecto. Doch

mittelbar an Jeſum ſelbſt gerichtet iſt. Vielleicht gab zu dieſer Beſchuldigung die zuweilen vorkommende momentane Erregtheit Jeſu, d. h. die zeitweilige Potenzirung aller ſeiner Geiſteskräfte die Veranlaſſung. Vergl. Joh. 7, 20; 10, 19 f., wo es gleichfalls heißt, Jeſus habe ein *δαιμόνιον*.

Jesus begnügte sich nicht mit dieser Beweisführung, er ging sofort weiter, indem er den Anklägern darzuthun suchte, was es für eine Bewandtniß mit dem von ihm eingeschlagenen Heilverfahren der Dämonenaustreibung habe. „Wenn aber," fuhr er fort, „ich die Dämonen austreibe, so ist das Reich Gottes zu euch gekommen Oder wie vermag jemand in das Haus des Starken einzudringen und seine Geräthe zu plündern, d. h. sein Eigenthum an sich zu reißen, wenn er nicht zuerst den Starken gebunden hat? Dann erst kann er sein Haus plündern!" Ein noch schneidenderes und wuchtigeres Argument! Jesus wollte sagen: Da es nicht die Macht des Belzebub ist, durch die ich wirke, so muß es die Macht Gottes sein. Wenn ich aber aus göttlicher Macht Gutes verrichte, so muß doch anerkannt werden, daß ich die Bestimmung habe, das Reich Gottes zu begründen und das des Bösen zu vernichten. Bekanntlich erwartete man vom Messias den Sturz des Reiches des Bösen. Jesus gab sich daher durch seine Beweisführung als Messias zu erkennen. Doch er schloß auch mit dieser Darlegung seinen Angriff noch nicht ab. „Oder meint ihr etwa", ließ er die Ankläger weiter an, „daß ein Mensch nicht im Stande sei, den Hausrath eines Gewaltigen und Starken an sich zu reißen, es sei denn, daß er ihn zuvor selbst überwunden und gebunden habe." Zuletzt erklärte Jesus die boshaften Verleumder für seine offenen Feinde, indem er sprach: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet." Wenn wir auch zugeben, daß die Beweisführung Jesu nicht ganz frei von dem Einflusse der damaligen religiösen Vorstellungen ist, so hat doch ihre Methode etwas höchst Ueberraschendes. Sie zeigt uns nicht nur die große Gewandtheit und Klarheit seines Geistes, sondern auch die Kühnheit und Unerschrockenheit seines Wesens. Dazu kommt noch die edle, maßvolle Ruhe und Besonnenheit. Wir verspüren nicht die geringste Gereiztheit der Gemüthsstimmung, nicht die leiseste Aufwallung und leidenschaftliche Erregtheit. Kurz, Jesus handhabt in seiner Beweisleistung eine schneidende Schärfe des Denkens, eine Energie

des Willens, eine ſittliche Größe, Würde und Majeſtät, welche die Gegner völlig aus dem Felde ſchlägt. Durch die Offenheit ſeines Weſens liegt ihre verleumderiſche Abſicht und ihre heimtückiſche Argliſt klar vor den Augen des umſtehenden Volkes, ſie haben ſich in den Stricken ihrer eigenen Tücke gefangen. Lautlos verſtummend müſſen ſie den Rückzug antreten. Jeſus aber ſteht vor uns, als hätte er Impulſe des Himmels empfangen und als hätte ſich der Gottesgeiſt ſichtlich auf ihn niedergelaſſen. Er iſt nicht ein Verfechter des Dämonenreiches, ſondern er iſt der Ueberwinder alles Böſen aus der Fülle göttlicher Kraft.

Die günſtige Lage, in der ſich Jeſus bei Beendigung des Conflictes befand, läßt uns wieder einen recht tiefen Blick in ſeine Seelenſtimmung thun. Wir empfinden ſelbſt, wie er ſich durch ſein Vorgehen von der Vertheidigung zum Angriff gehoben fühlt, wie ſein Geiſt in kühnem Fluge über den verleumderiſchen Vorwurf der Gegner triumphirt. In ſeiner heiligen Lebensfreude begann er der ſchimpflichen Verleumdung gegenüber ſofort vor dem Volke in einer Reihe von Vorträgen den Charakter ſeines Reiches gründlich zu beleuchten und zu veranſchaulichen. Niemand ſollte über Urſprung und Ziel ſeiner Gottesſchöpfung auf Erden im Unklaren ſein.

§ 28.

Der Waſchungsconflict.

Faſt noch großartiger hinſichtlich der Wirkung als der Belzebubconflict iſt der Waſchungsconflict, welchen uns die Matthäus-*) und die Marcusquelle**) erzählen. Verſuchen wir auch von dieſem Conflicte ein prägnantes Bild zu entwerfen. Die Schüler Jeſu ſind abermals Uebertreter der rabbiniſchen Satzung geworden, indem ſie verabſäumt haben, ſich vor dem Eſſen die Hände zu waſchen. Den Phariſäern und Schriftgelehrten war dies zu Ohren

*) Matth. 15, 1—20.
**) Marc. 7,1—23.

gekommen, und sie betrachteten diese Vernachlässigung als eine leichtfertige und unverantwortliche Mißachtung der Reinigungsgebote, die nicht ungestraft bleiben durfte. Deshalb sandten sie eine Deputation ab, welche Jesum darüber zur Rede stellen sollte. Das Erscheinen der Deputirten trägt durchaus den Charakter des Officiellen, sie stehen im Dienste der geistlichen Oberbehörde. Sie fühlen auch, daß sie im Namen der Wächter des Gesetzes von Jerusalem handeln*). Ihr Anlauf ist daher sehr würdevoll und gemessen, sehr bestimmt und herausfordernd. Sollen sie doch nicht eine persönliche Angelegenheit, eine Privatsache zur Abwickelung bringen, sondern die des pharisäischen Hochkirchenthums, der jüdischen Hierarchie, der Vorsteherschaft des Synagogenwesens. Hinter der geistlichen Obrigkeit aber stand wieder das Satzungsthum, über welches dieselbe zu wachen hatte. Die Deputirten richteten an Jesum die Frage: „Warum übertreten deine Schüler die Ueberlieferung der Aeltesten?“ Damit meinten sie die rabbinischen Ueberlieferungen, welche in allerhand mikrologischen und casuistischen Bestimmungen und peinlichen Einschränkungen des geschriebenen mosaischen Gesetzes bestanden. Diese Satzungen hatten bekanntlich dieselbe Autorität wie das Gesetz selbst. Führte man sie doch auf dieselbe unmittelbare Gottesoffenbarung zurück**). Moses hätte, so behauptete man, von Gott auf Sinai ein doppeltes Gesetz, ein schriftliches und ein mündliches erhalten. Das letztere, welches für eine authentische Ausdeutung des geschriebenen Gesetzes galt, hätte sich in seiner Reinheit und Integrität mündlich auf Josua und die Propheten bis auf die Sek'nim (זקנים) d. i. auf die Aeltesten der großen Synagoge fortgepflanzt. Kein Mensch zweifelte zur Zeit Jesu an

*) Der Ausdruck *οἱ ἀπὸ Ἱεροσολύμων γραμματεῖς κ. τ. λ.* bedeutet nicht bloß, daß die vor Jesu erschienenen Schriftgelehrten aus Jerusalem waren und nur zufällig nach Galiläa gekommen waren, sondern daß sie die höchste Kirchenbehörde abgesandt hatte. Vergl. Marc. 7, 1, wo ihr Kommen von Jerusalem ausdrücklich angedeutet ist. Jesus stand somit in der That vor einer Deputation, die ihn wegen der Handlungsweise seiner Schüler zur Verantwortung ziehen sollte.

**) Vergl. Pirke de Rabbi Nathan C. I.

der Aechtheit der Ueberlieferung (*παράδοσις τῶν πρεσβυτέρων*, dasselbe, was Joseph. Antiqq. XIII. 10,6 *πατέρων διαδοχῆς* und *τὰ ἐκ παραδόσεως πατέρων* nennt). Es würde zu weit führen, wenn wir hier die Unmöglichkeit dieser Annahme darthun wollten. Wir erinnern nur, daß schon das Exil, welches ja eine Auflösung des Priesterstandes zur Folge hatte, eine Unterbrechung in der Ueberlieferungskette herbeiführen mußte. Frühere Zeiten, wie die Richter- und Königsperiode, in welchen der israelitische Staatskörper ebenfalls im Processe religiöser Zersetzung sich befand, wollen wir gar nicht in Erinnerung bringen. Solche geschichtliche Bedenken stießen aber den Schultheologen zur Zeit Jesu nicht auf. Sie kannten dieselben in ihrer geistigen Verblendung nicht oder wollten sie nicht kennen. Kehren wir daher wieder zu der Frage der Deputirten zurück. Dieselbe war an und für sich betrachtet, sehr allgemeiner Natur, da sie sich auf die Gesammtheit der traditionellen Satzungen bezog. Aber gerade in dieser Allgemeinheit lag das Gravirende der Anklage. Jesus hatte sich mit seinen Schülern in directen Widerspruch zur Satzung gestellt. Er ignorirte in leichtfertiger Weise die durch die Ueberlieferung geheiligten Vorschriften. In seiner neologisirenden Lehrbestimmung vergaß er den schuldigen Respect gegen die Religion der hochehrwürdigen Ahnen. Doch um der Frage eine sichere Unterlage, eine deutliche Beziehung zu diesem Falle zu geben, fügten die Deputirten hinzu: „Deine Schüler waschen sich nicht die Hände, wenn sie Brot essen." An einer bestimmten Thatsache zeigten sie jetzt den sittlichen Verstoß Jesu und seiner Schüler. Die Vorführung des Beispiels, obwohl es sich zur Anklage wie das Einzelne zum Allgemeinen, wie die Art zur Gattung verhält, beschränkte seine Tragweite keineswegs. Vielleicht hatten sie noch mehrere andere Fälle im Rückhalte und berührten vor der Hand nur den einen. Jesus sollte sich erst darüber verantworten, später konnte man ihn dann noch wegen mancher anderer Versäumnisse und Ueberschreitungen zur Rede stellen. Das Gebot des Händewaschens knüpfte sich an die beiden Säulen der rabbinischen Theologie, Hillel und

Schamai. Beide hatten durch die Beobachtung des Gebotes sogar eine gewisse Berühmtheit erlangt. „Die Mahlzeithaltenden", so lautete die Bestimmung, „sollten sich vor und nach dem Essen die Hände waschen." Die Verordnung, sich vor dem Essen die Hände zu waschen, galt für minder dringlich und nothwendig als die nach dem Essen. Derjenige, welcher die Erfüllung des Gebotes nach dem Essen verabsäumte, wurde nicht bloß mit dem Dämon Schibta bedroht*), sondern sogar als ein solcher betrachtet, der mit einer Buhlerin zusammen gewesen wäre. Den Rabbi Eleasar traf wegen der Nichtbeachtung des Gebotes sogar die harte Strafe des Bannes (חֵרֶם), d. h. er wurde aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen. Die Verordnung des Händewaschens hatte vom Standpunkte des Anstandes und der Reinlichkeit aus betrachtet einen ganz guten Sinn**), zumal da die Juden die Speisen nicht, wie wir heut zu Tage, mit Messer und Gabel, sondern mit den Fingern zum Munde führten. Der Fehler lag nur darin, daß ihr eine hohe sittliche Bedeutung beigelegt und in Folge dessen eine peinliche Beobachtung derselben verlangt wurde. Nun und nimmermehr konnte das Händewaschen auf Gleichstellung mit wirklich sittlichen Vorschriften Anspruch erheben, da es auf entgegengesetztem Lebensgebiete lag. Es war nichts weiter, als eine angemessene Anstandsregel, eine gefällige Sitte der Reinlichkeit und hatte durchaus nichts mit dem Herzen, mit der frommen und tugendhaften Gesinnung zu thun.

Die Deputirten hatten ihre Anklage erhoben, allein Jesus ließ sich auf gar keine Vertheidigung ein, sondern ging sofort zum Angriffe vor, indem er gegen die Kläger eine Gegenklage erhob. „Warum", erwiederte er, „übertretet ihr das Gebot um eurer Ueberlieferung willen?" Da die Anklage gegen Jesum ganz allgemein gehalten war, so hielt auch Jesus seine Gegenklage allgemein. Dabei aber findet der große Unterschied statt, daß,

*) Vergl. Tract. Taanit fol. 20a.

**) Ein ganzer Tractat des Talmuds handelt von den gesetzlichen Reinigungen und Abwaschungen.

während die Anklage der Deputirten auf rein sinnlichem Gebiete sich bewegte und eine sinnliche Bedeutung ihr nur untergeschoben war, Jesu Gegenklage auf geistigem Gebiete lag und wirklich die Sittlichkeit betraf. Durch diesen Umstand erhielt die Recrimination Jesu eine viel größere Tragweite, sie war um vieles schärfer, wuchtiger und schneidender. Die Schüler Jesu hatten bloß gegen die Ueberlieferung und im besagten Falle gegen eine noch nicht sehr alte Verordnung gefehlt; die Pharisäer und Schriftgelehrten dagegen durchbrachen wegen der Ueberlieferung die heilige von Gott gegebene Thora. Die Uebertretung des göttlichen Gesetzes war aber zweifelsohne ein schwerer wiegendes Vergehen, als die Vernachlässigung eines nur auf den äußeren Anstand zielenden Menschengebotes. Doch damit die Gegner erkennen, wie Jesus seine Gegenklage meint, hebt er sie sofort aus der Allgemeinheit heraus und giebt ihr durch den Hinweis auf eine ganz bestimmte Vorschrift, deren Umgehung sie sich schuldig gemacht, eine specielle Unterlage. Er sprach: „Gott hat gesagt: Ehre Vater und Mutter, wiederum*): Wer Vater oder Mutter schmäht, der soll des Todes sterben**). Ihr aber sprechet: Wer etwa sagt zum Vater oder zur Mutter: Korban, d. i. Geschenk, ein Opfer dem Tempel ist***), was du etwa von mir zum Nutzen bekommen könntest, der ist dispensirt, und so wird er durchaus nicht ehren Vater und Mutter. Das Gesetz Gottes habt ihr ungiltig gemacht wegen eurer Satzung! Ihr Heuchler! Treffend hat aber von euch Jesaias (29, 13) geweissagt: Dieses Volk ehret mich mit den Lippen, ihr Herz aber ist fern von mir; vergeblich dienen sie mir mit Lehren, die Menschengebote sind." Ein gewaltiger, bis in das Mark einschneidender Gegenstoß! Eine Anklage, welcher gegenüber die von den Deputirten erhobene in ein Nichts zerrann!

---

*) Ex. 20, 12. **) Lev. 20, 9; Deut. 5, 16; 21, 17.

***) Vergl. Lev. 7, 33. Die talmudische Formel lautet: קרבן שאת נהנית לי.

Man würde aber sehr irren, wenn man glauben wollte, das alte Judenthum habe sich zu keiner reineren Anschauung über das Gebot der Elternliebe erhoben, als Jesus in der obigen Stelle andeutet. Talmud und Midrasch machen in zahlreichen Stellen die Elternliebe zu einer heiligen Pflicht des Menschen, indem sie dieselbe nicht nur der Gottesliebe gleich, sondern noch über dieselbe hinaus stellen. Folgende Stellen werden unsere Behauptung beweisen. Es heißt: „Ehre deinen Vater, desgleichen heißt es*): Ehre den Ewigen von deinem Vermögen, u. s. w. Daraus geht hervor, daß die Ehre gegen die Eltern derjenigen gegen Gott gleichkommt. Ferner heißt es**): Ein jeder ehre seine Mutter und seinen Vater; ebenso***): Den Ewigen, deinen Gott u. s. w. Es folgt daraus, daß die Ehrfurcht gegen die Eltern ebenso hoch steht, wie die Ehrfurcht gegen Gott. Ferner heißt es†): Wer seinen Vater u. s. w., aber es heißt auch††): Welcher seinem Gott flucht u. s. w. Da ist die Geringschätzung gegen die Eltern ebenso strafbar wie die gegen Gott." Nach der Ansicht der Rabbinen nehmen drei Factoren an der Entstehung des Menschen Antheil, Gott und die Eltern. Von Wichtigkeit für das Gebot der Elternliebe ist auch folgende Stelle. „Ehrt das Kind seine Eltern, so sieht es Gott so an, als wenn es ihn geehrt hätte; wenn das Kind aber seine Eltern betrübt, so spricht Gott: Ich habe Recht gethan, daß ich nicht unter ihnen wohne, denn sonst wäre auch ich gekränkt worden." Die Frage, ob dem Vater oder der Mutter das Vorrecht in der Liebe gebühre, entscheidet der Talmud†††) dahin, daß er dem ersteren die Priorität zuerkennt. „Es ist gelehrt worden, daß Rabbi sagte: Dem Schöpfer war bekannt, daß der Sohn seine Mutter mehr ehrt als seinen Vater, weil sie ihn sanft behandelt, darum geht im Gebote der Vater der Mutter voraus." Der Sohn einer Witwe fragte in Folge dessen den R. Elieser: Wenn der Vater spricht: Gieb mir Wasser zu trinken und die Mutter stellt dasselbe Verlangen, wer von beiden verdient dann den Vorzug? Ant-

*) Sp. 3, 9. **) Lev. 19, 3. ***) Deut. 6, 2. †) Ex. 21. 15, 17.
††) Lev. 24, 15. †††) Jeruschalmi Kidduschin fol. 31 b.

wort. Der Vater; denn du und deine Mutter sind ihm Ehre schuldig. Derselbe Sohn kam dann zu R. Josua und berichtete ihm diesen Entscheid, fragte aber zugleich: Wie steht es aber, wenn die Mutter geschieden ist? Aus deinen Mienen ist zu erkennen, antwortete der Rabbi, daß du der Sohn einer Witwe bist." Talmud und Midrasch illustriren das Gebot der Elternliebe durch viele Beispiele ächt kindlicher Pietät. R. Elieser wurde einmal gefragt, wie weit wohl die Ehre gegen die Eltern gehe. Geht hinaus und sehet, gab er zur Antwort, was ein Heide in Askalon, Namens Dama, Sohn Nethina's, für seinen Vater gethan hat. Einmal wurden Steine zu einem Brustschild für einen hohen Kaufpreis gesucht. Der Schlüssel zu dem Gemache lag unter dem Kopfe seines Vaters. Da derselbe aber schlief, so wollte er ihn nicht stören und der Handel unterblieb*). Derselbe Dama befand sich einmal in golddurchwirkten Kleidern zwischen den Großen Roms. Da kam seine Mutter, riß ihm dieselben vom Leibe, schlug ihn auf den Kopf, spie vor ihm aus und er beschämte sie nicht**). „Ismael war einer der größten unter den Gelehrten des Gesetzes. Eines Tages begab sich seine Mutter zu den Gelehrten und sagte: Bitte, haltet es meinem Sohne vor daß er mir nicht gehorcht. Die Gelehrten erschraken darüber, und fragten sie, worin ihr großer Sohn sich gegen sie vergehe. Wenn der fromme Mann, versetzte die Frau, nach Hause von seiner heiligen Beschäftigung zurückkehrt, möchte ich ihm mit meinen Händen selbst die Füße waschen und die durch seine Berührung geheiligten Wasser schlürfen; aber er weigert sich dessen. Da sagten die Gesetzeslehrer: der Wille der Mutter bestimmt die Pflicht des Sohnes***). Rabbi Abuhu sagte: Welch ein glücklicher Vater bin ich! Mein Sohn Abimi hat fünf Kinder, die alle wegen ihrer Gelehrsamkeit geachtet und wegen ihrer Tugenden verehrt sind. So oft ich in die Nähe des Hauses komme, beeilen sich meine Enkel, mir die Thüre zu öffnen und mich zu empfangen. Nie-

*) Jerusch. Kidduschin fol. 31 a. **) Ebend. ***) Jerusch. Kidduschin fol. 31 b. vergl. Tosaphot.

mals aber hat es sich mein Sohn nehmen lassen, ihnen zuvor zu kommen, und mir zuerst seine kindliche Liebe und Ehrfurcht zu bezeugen *). Es giebt zuweilen Kinder, welche den Vater mit Fasanen speisen und sind schlechte Kinder. Es giebt aber auch andere, welche den Vater am Mühlstein arbeiten lassen und sind sehr gute Kinder. Ein Beispiel für den ersten Fall ist dieses. Ein Jüngling speiste den Vater mit weiter nichts als fetten Fasanen. Eines Tages schöpfte der Vater einen Verdacht und sagte zu dem Sohne: Woher nimmst du denn das Geld zu solchen Ausgaben? Alter, sagte der Sohn, kaue und schweige! Der war ein Schurke. Ein Beispiel für den zweiten Fall dagegen ist dieses. Ein guter Sohn arbeitete an der Mühle, um den Unterhalt der Familie zu verdienen. Eines Tages ruft der König den Vater zum Heerdienst. Der Sohn sagte zum Vater: Mein Vater, arbeite du an der Mühle; ich werde für dich hingehen. Ich bin jung und werde weniger leiden. Dieser war ein guter Sohn **). Abimi, Sohn des R. Tarphon hatte eine alte Mutter, so oft sie zu Bette gehen wollte, bückte er sich und sie stieg auf ihn, und ebenso auch, wenn sie aufstehen wollte. Sie kam und rühmte die Handlung ihres Sohnes im Lehrhause. Da sagte man zu ihr: Du hast damit noch nicht die Hälfte der Ehre genossen, die dir gebührt. Wie Rab Jose seine Mutter kommen hörte, da sprach er: Ich will aufstehen, denn die Schechina kommt. Die Rabbinen lehrten: Der Sohn muß seine Eltern bei Lebzeiten und auch nach ihrem Tode ehren? Wie ist das zu verstehen? Wenn er im Auftrage seines Vaters geschickt wird, darf er nicht sprechen: Schicke mich meinetwegen, eilet meinetwegen u. s. w. Und wie ist es nach dem Tode? Wenn er etwas von seinem Vater erzählt, soll er nicht sprechen: So hat mein Vater, sondern: so hat mein Lehrer gesagt ***). Ebenso haben Rabbinen gelehrt: Worin zeigt sich die Hochachtung und worin die Ehrfurcht vor den Eltern? Die Hochachtung: Der Sohn darf nicht stehen, nicht auf des Vaters Stelle sitzen, er darf ihm nicht wider-

*) Jeruschalmi Kidduschin fol. 31 b.; vergl. Raschi. **) Ebend. ***) Ebend.

sprechen und auch nicht in seiner Gegenwart entscheiden. Die Ehrfurcht: Er ist verpflichtet ihn mit Speise und Trank, mit Kleidung und Lagerstätte zu versorgen, er muß ihn ferner aus- und einführen. Vergeht sich sein Vater gegen ein Gebot, so darf er es ihm nicht vorhalten, sondern ihm nur sagen: Vater, im Gesetze steht das und das geschrieben." Daß der Elternliebe endlich sogar ein höherer Werth als der Gottesliebe zukomme, beweist folgende merkwürdige Stelle. R. Simeon bei Jochai hat gesagt: Die Ehre gegen die Eltern übersteigt noch die Ehre gegen Gott. Die letztere besteht nach Spr. 3, 9 darin, daß du den Ewigen von deinem Vermögen ehrest. Das will sagen: Gieb den Armen Aehrenlesen, Eckstückchen, Heben, den Zehnten, baue eine Laubhütte, schaffe einen Lulab, einen Schophar, gieb den Hungrigen zu essen, den Durstigen zu trinken. Das ist aber alles nur der Fall, wenn du es hast; allein wenn es sich um die Ehre der Eltern handelt, da wird nicht gefragt, ob du es hast, oder nicht. Ehre deinen Vater und deine Mutter auch dann, wenn du betteln gehen müßtest."

Obgleich nun aber der Talmud Jeruschalmi*) hinsichtlich der Elternliebe sagt: Der Sohn hat die Verpflichtung, den Vater zu ernähren, er muß sogar für ihn betteln gehen, so war es doch zur Zeit Jesu möglich, das göttliche Gebot in dem Falle zu umgehen, wenn der Sohn ein neder kakkodesch, d. h. ein Geschenk an den Tempel machte. Die Erfüllung des Tempelgelübdes konnte demnach von dem Gottesgebote der Elternliebe entbinden. Forderte doch gradezu die Bestimmung: „Das Gelübde der Consecration verpflichtet." Legte beispielsweise ein Sohn sein Geld als Opfer auf den Altar, so konnte er sich von der Kindespflicht, die Eltern zu unterstützen, freimachen. Jesus beschuldigte somit die Deputirten nichts Geringeren, als daß sie unter dem Vorwand des Eifers für die Satzung selbst das heiligste aller Gebote, das Gebot der Elternliebe, bei Seite setzten. Sie fälschten die ewige

*) Vergl. Tr. Kidduschin fol. 31.

ſittliche Wahrheit, und ſetzten an ihre Stelle hohle und willkürliche Menſchenſatzung.

Man kann ſich vorſtellen, mit welchen Empfindungen die ſcharfe Rede von den Anklägern aufgenommen wurde. Mit edler Freimüthigkeit hatte ihnen Jeſus das Urtheil geſprochen. Die Deputirten wußten jetzt, was ſie in ſeinen Augen waren. Sie ließen ſich deshalb in keine weitere Erörterung ein; den Repuls fühlend, rüſteten ſie ſich voll Ingrimm und Wuth zum Abzug.

Aber auch Jeſus ſelbſt empfand die Vernichtung ſeiner Gegner, ja es ſcheint, als ob in ihm ſogar die Ahnung aufgeſtiegen ſei, ſein Gegenſtoß habe ihn in ein Zerwürfniß mit der ganzen Hierarchie gebracht, welches keinen Ausgleich mehr zulaſſe. Er war ſehr ernſt über das Ergebniß geſtimmt, nicht etwa, weil ihn Reue wegens ſeines Angriffes überkam, nein, es war ein heiliger, freudiger Ernſt, der ſein Herz erfüllte. Er war innerlich froh darüber, daß der unvermeidliche Bruch mit den Hierarchen nun endlich herbeigeführt und die Brücke weiteren Verkehrs mit ihnen abgebrochen war.

In ſeiner heiligen Freude rief er daher nach dem Weggang der Deputirten ſofort das Volk herbei, das aller Wahrſcheinlichkeit nach aus der Ferne dem Zuſammenprall beigewohnt hatte. Es ſollte das, was Jeſus vor den Deputirten ausgeſprochen und ſein Herz ſchon lange aufs Tiefſte bewegt hatte, begreifen. An nichts weiter als an den geſunden Menſchenverſtand appellirend, ſagte er zu den Umſtehenden: „Höret und verſtehet recht! Nicht was zum Munde eingehet, entweihet den Menſchen, ſondern was vom Munde ausgehet, das entweihet den Menſchen! Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ Jeſus wollte mit dem Ausſpruche, welcher unbedingt etwas Maſchalartiges hat, ſagen: Nicht die Beobachtung äußerlicher Satzungen macht den Menſchen rein oder unrein, heilig oder profan, ſondern die Geſinnung, welche im Herzen ruht und in Wort und That ſich manifeſtirt. Es iſt demnach ſittlich völlig gleichgiltig, ob der Menſch ſich mit gewaſchenen oder ungewaſchenen Händen zu Tiſch legt und vom

Tische aufsteht. Wenn Jesus auch nicht gerade die mosaischen Speisegesetze*) und die mit ihnen zusammenhängenden Verunreinigungen gänzlich umstieß, so ließ er doch klar und offen durchblicken, daß eine, wenn auch noch so difficile und scrupulöse Beobachtung derselben die wahre Sittlichkeit nicht ersetzen könnte.

Nach dem Berichte des Marcus 7, 1—16, der diesen Conflict ausführlicher als Matthäus erzählt**), begab sich Jesus vom Schauplatze der Discussion nach Hause, wo seine Schüler dann zu ihm traten und sagten: „Weißt du auch, daß die Pharisäer deine Rede gehört und Anstoß genommen haben?“ Auch sie hatten die Wucht des Conflictes empfunden. Vor allen Dingen war ihnen die gereizte Stimmung, in welcher die Deputirten abgezogen, aufgefallen. Jesus entgegnet ihnen: „Jegliche Pflanzung, welche nicht mein himmlischer Vater gepflanzt hat, wird ausgerottet werden. Lasset sie! Sie sind blinde Wegweiser der Blinden. Wenn aber ein Blinder den Blinden führt, so werden sie beide in die Grube fallen.“ Abermals ein höchst bedeutsames Wort, von großer, weitgehender und herrlicher Perspective, welches von der innerlich gehobenen Stimmung Jesu Zeugniß giebt. Der Meister schaut bereits im Geiste den sicheren Untergang des ganzen rabbinischen Satzungsthums sammt seinen blinden Vertretern und Eiferern. Es ist keine Pflanzung, welche sich der göttlichen Pflege zu erfreuen hat. Die Zersetzung wird erfolgen, und niemand wird sie aufhalten können. Diese Drohung

*) Vergl. Lev. 11.

**) Da die Gemeinden, für welche Marcus schrieb, mit den jüdischen Gebräuchen weniger bekannt waren (auf welche sich die Unterredung bezog), so setzte er zur Erläuterung hinzu, die Pharisäer hätten bei Tische wahrgenommen, daß die Schüler Jesu mit ungewaschenen Händen erschienen und darüber ihre Unzufriedenheit zu erkennen gegeben. Dann verbreitet er sich über die pharisäische Satzung des Händewaschens mit hohler Hand, und in Rücksicht der Gegenstände über das Waschen der auf dem Markte eingekauften Speisen, der Becher kleinen Trinkgeschirre, metallenen Gefäße und Sophas. Er kommt sogar noch einmal hierauf zurück (V. 8), um den hohen Werth zu bezeichnen, welchen die Pharisäer auf diese Sitte gelegt hätten.

Jesu wirft zugleich ein helles Licht auf sein Werk. Dasselbe beruht nicht auf der absoluten Autorität der Satzung, sondern es stammt von Gott und reift einer fröhlichen und herrlichen Ernte entgegen.

Da den Schülern aber das von Jesu dem Volke vorgetragene Maschal nicht völlig klar und verständlich war, so baten sie ihn um näheren Aufschluß. Nach der Matthäusquelle erscheint zwar als der eigentliche Fragesteller nur Simon bar Jona, der auch anderwärts die Vermittlerrolle in Angelegenheiten der Schülerschaft übernimmt, allein nach der Marcusquelle richten alle Schüler die Frage an Jesum. „Zeige uns," so sprechen sie, „jenes Gleichniß an." Indem Jesus ihnen den Sinn desselben darlegte, erweiterte und vertiefte er zugleich die Begriffe der sittlichen Reinheit und Unreinheit. Er schloß seine Auseinandersetzung mit den Worten: „Was aber aus dem Munde hervorkommt, das geht aus dem Herzen hervor, und das ist es, was den Menschen unrein macht. Aus dem Herzen aber gehen hervor arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Buhlereien, Diebstähle, falsche Zeugnisse, Lästerung. Das ist es, was den Menschen entweihet, das Essen aber mit ungewaschenen Händen entweihet ihn nicht." Jesus hob nochmals hervor, wie das Sittengesetz ungleich höher als die Satzung, die aufrichtige, sittliche Gesinnung höher als der rigorose und blinde Eifer in der Beobachtung äußerlicher, menschlicher Vorschriften und Bestimmungen stände.

Es war eine großartige Schlacht, dieser Waschungsconflict. Bewunderungswürdig ist die Feinheit der Methode, sowie die Schärfe der Dialectik Jesu, bewunderungswürdig sein heiliger Ernst, der bei aller inneren Entrüstung doch immer in den Schranken der klaren Besonnenheit und Mäßigung verharrt. Nur dadurch allein gelang es Jesu, aus der Defensive rasch in die Offensive überzugehen und dieselbe bis zum Ende siegreich zu behaupten. Jesus steht in dem heißen Kampfe vor uns wie der größte Schlachtenheld der Weltgeschichte. Er zwingt die ganze Schule zur Capitulation, sie muß vor ihm die Waffen strecken.

Daher erklärt sich auch die heilige Freude des Siegers über den errungenen Erfolg. Sie leuchtet überall hervor. Ihr reinster und schönster Ausdruck aber documentirt sich in der prophetischen Verkündigung von dem baldigen Untergange der Gegnerschaft mit dem hohlen Geiste ihres leeren und eitlen Werksystems.

§ 29.

Der Conflict wegen des Kommens des Reiches der Himmel.

Jesus feierte glänzende Triumphe über die Pharisäer und Schriftgelehrten nicht nur, wenn sie sein oder seiner Schüler äußerliches Verhalten angriffen, sondern auch, wenn sie ihn auf die Probe stellten oder von ihm die Beantwortung einer schweren Frage forderten. In den meisten Fällen hob er die Fragesteller dermaßen aus dem Sattel, daß sie beschämt abzogen und im Stillen sich ärgerten, die Frage an ihn gerichtet zu haben. Ein solcher Anstoß lag für Jesum auch in der Frage der Pharisäer: Wann kommt das Reich der Himmel?*).

Doch bevor wir auf diesen Conflict näher eingehen, wollen wir zeigen, worin Jesus das Wesen und die Bestimmung des Reiches der Himmmel erkannt hat. Nach seiner Ueberzeugung ist dasselbe ein Reich der Liebe zu Gott, zur Vernunft, zur Natur, zu allen Geschöpfen; es ist ein Bund von geistigen und ewigen Segnungen, ein Geschwisterbund, harmonisch in sich selbst und in innigem Wechselleben mit Gott; kurz, es ist eine Gemeinschaft der Tugend und der seligsten Harmonie, von welcher Leben und Liebe über die ganze Erde ausströmen. In seiner Weltoffenheit will es alles erleuchten und erwärmen, nach allen Richtungen hin Heil und Segen verbreiten. Als ein unmittelbarer Ausfluß Gottes ordnet es sich jede irdische Macht unter; alles muß ihm dienen und mit ihm sich vereinigen. Innere sittliche Vollendung und reine Menschenliebe, welche sich in Geduld, Sanftmuth, Demuth und Fried-

*) Luc. 17, 20. 21.

fertigkeit, in Lauterkeit des Herzens und Wahrheit in Worten und Werken äußert, sind die obersten und erschöpfenden Eigenschaften des Reiches der Himmel. Es schließt alles Menschenwidrige und Ungesetzmäßige von sich aus; Irrthum und Wahn, Lüge und Heuchelei haben in ihm keinen Bestand. Seine Bürger sollen wahre und ganze Menschen sein, beseelt von reiner Liebe zu Gott und zu allen Menschen. Sie sollen Gott als den Schöpfer und Regierer der Welt und als den Urheber und Erzieher der Menschen erkennen. Sie sollen aber auch in allen Menschen Gottesgebilde sehen, welche ihrer Natur und Wesenheit nach einander gleichgeordnet sind. So athmet das Leben im Reiche der Himmel den Geist wahrer Gottinnigkeit und reiner Menschlichkeit. Es ist ein Bund der Religiösen, welche das Wesen Gottes in unendlicher Weise darstellen.

Fragen wir nach der Bestimmung des Reiches der Himmel, so soll es alle Menschen als völlig gleichberechtigte Glieder in sich vereinigen, beide Geschlechter, alle Stände und Berufsclassen alle Völker umfassen, zu reiner, religiös sittlicher Würde und harmonischer Vollendung heranbilden und schließlich eine Menschheit erziehen, welche in allen Theilen ihres Lebens Gott, Vernunft, Natur, Geist und Leib in gleichförmiger Gerechtigkeit in sich innigt*).

*) Vergl. Krause, Urbild der Menschheit S. 36, wo der Philosoph über Jesum als den Stifter des Reiches der Himmel in folgenden ergreifenden, fast Gebetston tragenden Worten spricht. „Die Idee der Menschheit, die du, o göttlicher Stifter der Religion der Liebe, zuerst als einen Funken himmlischer Weisheit in die wiedergeborenen Herzen warfst, sie ist jetzt zur lebendigen, leuchtenden Flamme geworden, in ihrem Lichte wird auch deine ewige Stiftung wiedergeboren werden, und neues Leben, neue beseligende Kraft gewinnen. Das heilige Feuer, das jedes Herz erwärmt, die reine Flamme, die auf dem Altare jeder Familie lodernd das Haus erhellt und erheitert, und die himmlische Gluth, die vom Altare der Menschheit ausströmend das ganze Geschlecht durchdringt, sie sind das eine ewige Licht, die eine innige Wärme der Macht und Liebe Gottes, wie sie von ihm aus über alle Wesen sich ergießen, als der ewig junge, freudige Quell alles Lebens und aller Liebe."

Deshalb betrachtete Jesus die Menschen noch vor und über ihrer Trennung in Völker, Staaten, Stämme, Stände und Familien; er nahm keine Rücksicht auf die Unterschiede, welche aus den verschiedenen Lebensverhältnissen entsprangen. Aller Kastengeist sank im Reiche der Himmel, alles Ab- und Ausschluß-system verschwand. Alle Glieder des Reiches der Himmel erschienen ihm als Kinder einer großen Gottesfamilie auf Erden, Brüdern vergleichbar, welche sich geloben, in Freud und Leid einander mit reiner Liebe treu und hilfreich zur Seite zu stehen. Jesu Stiftung unterscheidet sich demnach von allen anderen menschlichen Vereinen nach ihrer Allgemeinheit. Es giebt keinen Verein, welcher auf der Grundüberzeugung ruhte, daß alle Menschen gleicher Natur, alle wesentliche und gleichberechtigte Mitglieder der Menschheit auf Erden wären, wie es auch keinen giebt, der die Bestimmung hätte, alle Völker der Erde zu einer religiösen Geschwisterschaft in Frieden und Liebe zu versammeln. Aus diesem Grunde ist die Geschichte des Reiches der Himmel mit der Geschichte der Menschheit innig verkettet. Es kann mit der steigenden Cultur der Völker nicht entbehrlich werden, sondern es muß immer reiner, kraftvoller und schöner hervorblühen. Es ist die stille, ewige Macht des Guten und Wahren, welche die Menschen zum Ebenbilde Gottes zu vollenden strebt. Dabei sollte aber das Reich der Himmel nach Jesu Ansicht nicht etwa das Recht der äußeren Gewalt ausüben, und wo starrsinnige Widersetzlichkeit ihm entgegenträte, den Anschluß nicht durch Zwang zu erreichen suchen; sondern in stiller und erhabener Ruhe sollte es auf die Menschheit wirken, wie das Gewissen auf den einzelnen Menschen. Es sollte mahnen, wecken, warnen an Gottes Statt; aber es sollte die menschliche Freiheit schonen. Als Waffen sollten ihm nur Liebe und Wahrheit dienen. Kann es anders sein, als daß da, wo Jesu heiliges Lebenswerk seine Segnungen austheilt, der Himmel zur Erde niedersteigt? Wenn das Reich der Himmel die ganze Menschheit wird durchdrungen haben, wenn alle Menschen ein Leben in reiner Gottes- und Menschenliebe darleben werden, dann

ist die Höhe und Vollwesenheit des Lebens erreicht. Die Menschheit blüht in ihrer Vollkraft und löst sich endlich, wie der Einzelne am Abende eines thatenreichen Lebens harmonisch in das höhere Lebensganze auf.

Jesus lebte der freudigen Hoffnung, daß dereinst ein solches göttliches Zeitalter anbrechen werde. Er schaute im Geiste ein frohseliges, schönes und trostreiches Leben, wo die Menschen nur Gutes durch Gutes beabsichtigen und bewirken und in Herzensreinheit, Liebe, Frieden, Sanftmuth und Geduld einander begegnen würden. Noch ist die Erfüllung nicht gekommen. Die Menschen stellen noch keinen Bund von Kindern Gottes dar, die in Liebe und Frieden zu allem Menschlichen und Göttlichen sich zusammengeschlossen hätten. Die Erkenntniß des Wahren und Guten, wenn sie auch in dem menschlichen Herzen Wurzel geschlagen, treibt noch nicht überall die Früchte der Gerechtigkeit, der Güte und der Liebe. Noch immer regt sich der Geist des blutigen Streites, noch immer halten Spott und Lüge, Heuchelei und Verstellung ihre Fahne hoch. Daher haben Familie und Freundschaft, Recht und Staat, Kunst und Wissenschaft die ideale Aufgabe, dahinzustreben, daß Jesu Aussaat zur Blüthe und Reife gelange. Mögen sie alle seinen wunderbaren und herrlichen Bau, gegründet auf den drei großen Pfeilern der Gottinnigkeit, Menschenliebe und Wahrheit in seinem ewigen Urbilde tief erfassen, damit die Natur jedes einzelnen Menschen erleuchtet, für das höhere Leben erweckt und ermuntert werde! Ja, mögen sie ihr Licht ausstrahlen lassen in die Geister, um die ganze Menschheit zu reiner und gottinniger, sittlicher Würde und Harmonie zu vollenden!

Nachdem wir uns im Vorstehenden über Wesen und Bestimmung des Reiches der Himmel genügend verbreitet haben, wollen wir uns nun dem Conflicte selbst zuwenden. Die Pharisäer fragten also Jesum: „Wann kommt das Reich der Himmel?“ Mit edlem Anstand gab er den Fragestellern folgenden, endgiltigen Bescheid: „Nicht kommt das Reich der Himmel auf eine in die

Augen fallende Weiſe, auch wird man nicht ſagen, hier oder da iſt es, denn ſiehe das Reich Gottes iſt in unſerer Mitte!“ So kurz und bündig auch Jeſu Antwort iſt, ſo klar und lichtvoll iſt ſie. Dabei läßt ſie uns einen tiefen Blick in ſeine von Lebensfreude und Siegesgewißheit erfüllte Seele thun. Da die Zeitgenoſſen ſich unter dem Reiche der Himmel, welches ſchon die Propheten verkündet hatten, nur eine äußerliche, glanzvolle Reſtauration des jüdiſchen Volks- und Staatskörpers dachten, ſo wies Jeſus dieſe Vorſtellung als grundverkehrt zurück. Nach ſeiner Meinung hat das Reich der Himmel kein irdiſches, politiſches Gepräge, es iſt keine ſichtbare Theokratie mit Prieſterthum und Tempelordnung, mit äußerlichen Geſetzen und Einrichtungen, ſondern es iſt ein ſittlicher, in der Verwirklichung des Wahren und Guten beſtehender Weltbau; es iſt ein großes, geiſtiges auf das ganze Menſchengeſchlecht ſich erſtreckendes Erziehungswerk, welches ſeine Bürger zur wahren Gottebenbildlichkeit emporheben will. Die Menſchen ſollen im Reiche der Himmel nicht mehr Knechte des Satzungsthums und Buchſtabenglaubens ſein, die lediglich nur auf äußere Vorſchriften, Faſtenordnungen, Reinigungsgebote, Sabbathgeſetze und Cultuseinrichtungen allen Werth legen, ſondern die zur ſittlichen Erneuerung und Wiedergeburt kommen, denen die Wahrheit der Geſinnung und Reinheit des Herzens ein Spiegel iſt, und die in Folge deſſen ſich in Freiheit und Liebe für das Gute entſcheiden. So iſt das Reich der Himmel ſeinem wahren Weſen nach wirklich „ein Reich des Geiſtes und der Wahrheit, ein Reich der Gerechtigkeit und Liebe, das im Innern der Menſchen ſeine Stätte hat, an keine äußeren Satzungen gebunden iſt, nicht von Ueberlieferungen und Ceremonien, von Formen und Formeln abhängt; es gehört keinem vereinzelten Volke, ſondern der ganzen Menſchheit an.“ Wohl glühte in der Seele Jeſu der Funke einer reinen und heiligen Vaterlandsliebe; wohl ſchlug ſein Herz vor allem warm für ſein armes, von verblendeten Führern irre geleitetes Volk, wohl hegte er in den erſten Zeiten keinen Zweifel, daß der Kern und Stamm des von ihm geſtifteten

neuen Bundesvolkes aus Juden gebildet sein müsse, aber je tiefer er in die Idee des Reiches der Himmel eindrang, je klarer sein Beruf, als ein Befreier Israels zu wirken, sich seinem Bewußtsein erschloß, je mehr er sich überzeugte, daß von der jüdischen Hierarchie und Theologie nur Widerstand und tödtliche Feindschaft gegen sein Lebenswerk zu erwarten sei, desto entschiedener drängte sich ihm auch das Bedürfniß auf, seinen Blick über Israels Grenzen hinauszutragen und die Bekehrung der Heidenwelt in immer nähere Aussicht zu nehmen.

Doch, nachdem Jesus die Natur und das Wesen des Reiches der Himmel den Fragestellern dargelegt hatte, bestimmte er weiter den Zeitpunct seiner Erscheinung. Nicht mehr im Schoße der Zukunft ruhte dasselbe; es war nicht erst im Kommen begriffen, sondern es war bereits in ihrer Mitte aufgetreten *). Die Pharisäer brauchten nur die Augen zu öffnen und aufmerksam um sich zu schauen, um die Spuren seines Vorhandenseins wahrzunehmen. Daß Jesus damit auf sich selbst hindeutete und sich für den eigentlichen Stifter des Reiches der Himmel betrachtete, liegt klar am Tage. Und gerade dieses Bewußtsein mußte Jesum mit großer Lebensfreude erfüllen. Der große Gedanke, dem Satzungsthum, der Religion der sittlichen Schminke und Maske, an die Wurzel zu gehen und dafür die ewig giltige Moral, die Freiheit des Gewissens, die lautere und unverfälschte Herzensgesinnung zu proclamiren, dieser Gedanke mußte ihn über allen Widerstand und alle Feindseligkeiten hinaustragen. Edle Begeisterung mußte das Ziel seiner Wirksamkeit in ihm entzünden. Mit einem Worte, je lebensvoller und lebenskräftiger sich in Jesu die Idee von dem Reiche der Himmel und seiner Begründung und Verwirklichung herausarbeitete, je klarer das eine wie das andere ihm vor seiner Seele stand, desto größer mußte seine Glückseligkeitsstimmung werden. — Die vorwitzigen Frager waren aber durch Jesu Antwort

*) So fassen wir das ἐντὸς ὑμῶν mit den meisten Auslegern.

in eine ſolche Verlegenheit gerathen, daß ſie ohne ein Wort der Erwiderung ihren Rückzug antraten.

§ 30.

Der Cenſusconflict.

Obwohl Jeſus ſeinen Gegnern ſchon zu wiederholten Malen Niederlagen bereitet hatte, nahmen ſie doch ihren Feldzugsplan gegen ihn immer wieder von neuem auf. Ganz beſonders forderten ſie ihn während ſeines Aufenthaltes in Jeruſalem zum Kampfe heraus; ſie erſchienen jetzt häufiger als zuvor auf der Wahlſtatt. Wenn ſie auch ſeinen äußerlichen Wandel und ſein Wirken nicht mehr angriffen und verdächtigten, ſo ſuchten ſie ihn nun in ſeiner Lehre zu fangen. Sie legten ihm daher, wie wir ſchon oben andeuteten, allerhand ſpitzfindige Fragen vor, durch deren Beantwortung ſie eine beſtimmte Handhabe für die Beſchleunigung ſeines Untergangs zu gewinnen gedachten. Eine ihrer erſten in die Zeit ſeiner jeruſalemiſchen Lehrthätigkeit fallenden boshaften Herausforderungen ſcheint nach den evangeliſchen Quellen die Cenſusfrage geweſen zu ſein.*) Es war ein feindſeliger Anprall von großer Tragweite, der für Jeſum äußerſt gefährlich werden konnte. Die Phariſäer erſchienen übrigens nicht ſelbſt, ſondern entſandten als Emiſſäre ihre Schüler, worunter man ſich ohne Zweifel jüngere Anhänger der Körperſchaft vorzuſtellen hat. Aber gerade darin lag mit ein gewichtiges Moment der Verſuchung. Die untergeordnete Stellung der Emiſſäre ſollte in Jeſu keinen Argwohn erwecken. Allein mit den Emiſſären hatten ſich noch die Herodianer verbunden, um mit Hilfe derſelben möglichſt triftige Beweismittel gegen Jeſum aufzubringen. Wer dieſe Herodianer eigentlich waren, iſt eine vielfach ventilirte Frage. Aeltere Ausleger denken an eine religiös kirchliche Partei, eine

*) Matth. 22, 15—22; Marc. 12, 13—17; Luc. 20, 20—26.

Annahme, die aber jeder hinreichenden Begründung entbehrt. Um vieles richtiger erscheint die Ansicht, nach welcher die Herodianer Anhänger des Herodes Antipas waren*). Man muß hier unbedingt die Geschichte des alten Verhältnisses dieser idumäischen Königsfamilie zu dem kaiserlichen Hause in Rom in Betracht ziehen. Herodes der Große verdankte seine Erhebung auf den jüdischen Thron dem Augustus, der seine häuslichen Zwiste beilegte und sein Testament bestätigte. Von nun an wurden die jüdischen Fürstensöhne in Rom erzogen, und Antipas, der bei der Verhandlung der Anklage Jesu in Jerusalem anwesend war**), hatte eine Münze schlagen lassen, auf welcher er sich einen Freund des jüngeren Claudius, des Nachfolgers des Tiberius, nannte. Die Herodianer gehörten daher der Partei des galiläischen Tetrarchen und durch ihn wieder dem kaiserlichen Hofe an.

Die Deputation bestand demnach aus religiösen und politischen Gesinnungsgenossen und hatte einen durchaus amtlichen Charakter. Da es sich um eine gemeinsame Sache handelte, so gingen beide Parteien geschlossen vor. Sie hatten einen Feldzugsplan entworfen, durch den sie den verhaßten Gegner mit einem Schlage ins Verderben stürzen wollten. Seine Antwort auf die ihm vorgelegte äußerst verfängliche Frage sollte ihn entweder beim Volke in Mißcredit bringen oder ein criminelles Einschreiten der kirchlichen Oberbehörde und des hohen Rathes ermöglichen. Jesus befand sich daher in einer ungemein kritischen und verhängnißvollen Lage. Um jedoch im Voraus nicht Argwohn zu erregen, begannen sie mit einer sehr schmeichelhaften Anrede. Durch eine sogenannte captatio benevolentiae suchten sie Jesum erst sicher und unbefangen zu machen. „Meister", so hoben die Abgeordneten an, „wir wissen, daß du wahrhaftig bist und den Weg Gottes in Wahrheit lehrest und daß du dich um niemand kümmerst, denn du

*) Einige Ausleger haben unter den Herodianern speciell an Hofleute und Beamte des Herodes Antipas gedacht.

**) Vergl. Luc. 23, 7.

achteſt nicht auf das Anſehen der Perſon. Sage uns alſo, was dich dünkt. Iſt es geſtattet, Steuer dem Kaiſer zu geben oder nicht?“ Welche Tücke und Falſchheit unter der Maske der Schmeichelei! Welche Niederträchtigkeit der Geſinnung bei dem Lobſpruche ſeiner Geradheit und Offenheit! Wahrhaftigkeit und Freimüthigkeit, Furchtloſigkeit in Rede und Handlung, das ſind Eigenſchaften, die ſie Jeſum zuerkennen. Ein ehrenvolleres Zeugniß konnten ſie Jeſu nicht ausſtellen; mit ſchmeichelhafterern Aeußerungen konnten ſie ſich ihm kaum nahen. Daher erwarten ſie aber auch ſicher, Jeſus werde ihnen auf ihre Frage eine Antwort ohne alle Berückſichtigung der gegenwärtigen Verhältniſſe geben. Weder Furcht noch Bedenklichkeit werde ihn veranlaſſen, die Sache zu umgehen oder zu hohlen Ausflüchten ſeine Zuflucht zu nehmen. Gerade alſo der Wahrheitsmuth und die Offenheit ſeines Weſens ſoll ihn ſtürzen und dem ſicheren Tode entgegenführen. Die Abgeordneten ſtellten ſich, als ob ihnen die Entrichtung des Cenſus, das iſt die römiſche Kopfſteuer, große religiöſe Scrupel machte. War die Frage nicht ein raffinirtes Kunſtſtückchen phariſäiſcher Bosheit und Tücke*)? Jeſus konnte eine Antwort geben, welche er wollte,

*) Obwohl Jeſus ſich nur auf die Herrſchaft Gottes und der religiöſen Wahrheit über das Gewiſſen der Menſchen beſchränkte und jeder politiſchen Erhebung immer fern blieb, ſo glaubten trotzdem die Abgeordneten, daß ein Charakter wie der ſeinige auch die ſtaatlichen Verhältniſſe umfaßte und bei der Frage nach der Steuerpflicht an die römiſche Obrigkeit nicht gleichgiltig bleiben könnte. Als ächter Theokrat mußte ihm nach ihrer Meinung die römiſche Uſurpation des jüdiſchen Landes verhaßt ſein, er durfte nicht zugeben, daß dem Kaiſer die eingeführte Kopfſteuer ferner entrichtet würde. Ja ſie waren der Ueberzeugung, Jeſus würde die von der römiſchen Staatsgewalt verhängte Steuerpflicht in ſeinem Eifer für das durch ihn zu begründende Reich der Himmel als ein doppeltes Unrecht abweiſen, zumal unter den Seleuciden Demetrius bereits den Juden jede Abgabe dieſer Art erlaſſen, (vergl. 1. Macc. 10, 33), und ſein Sohn Antiochus Jeruſalem für eine freie Stadt erklärt hatte (ebend. 15, 7) Die Frage der Abgeordneten aber zeigt freilich auch ihre völlige Unbekanntſchaft mit dem eigentlichen Lebenswerke und Berufsziele Jeſu. Hätten ſie eine klare Einſicht in das Werk Jeſu gehabt, ſo würden ſie ſchwerlich die Cenſusfrage an ihn gerichtet haben.

immer bot er seinen Gegnern Gelegenheit zu feindseligem Einschreiten. Antwortete er auf die Frage mit Ja!, so hatten die Pharisäer einen Grund, sein Ansehen bei dem nationalgesinnten Theile des Volkes zu untergraben. „Seht", so würden sie den begeisterten Patrioten zugerufen haben, „seht, die patriotische Gesinnungsweise eures Führers! Er stellt sich immer, als wenn er eure leibliche Wohlfahrt im Auge hätte, jetzt ist es klar, wie gleichgiltig und indifferent er sich gegen das auf euren Hälsen liegende Joch der Fremdherrschaft verhält. O, ihr Betrogenen und Irregeleiteten, wollt ihr noch länger dem Heuchler eure Liebe und euer Vertrauen entgegentragen? Zurück von ihm, kehrt ihm den Rücken!" Verneinte Jesus die Frage, so erging es ihm nicht besser, da er mit der Zurückweisung des Census zugleich die Unrechtmäßigkeit der römischen Obrigkeit aussprach. Die römischen Parteigänger erfaßten die liberale Aeußerung Jesu über die religiöse Unabhängigkeit des Volkes begierig, übertrieben dieselbe und stellten sie auf eine gehässige Weise dem römischen Landpfleger dar. Sie überlieferten ihm denselben als einen Revolutionär und Majestätsverbrecher, und er, ohnedies mißtrauisch gegen die Freiheitsträumereien jüdischer Patrioten, machte dann mit dem Aufwiegler und Rebellen kurzen Prozeß, indem er ihn zum Tode verurtheilte. Jesus konnte demnach in Wahrheit seine Antwort bejahend oder verneinend einrichten, immer fing er sich in der ihm gelegten Schlinge und führte einen vernichtenden Schlag gegen sich selbst. Auf der einen Seite untergrub er sein Ansehen vor dem Volke, es zog sich plötzlich von ihm zurück, und die Pharisäerschaft konnte sich des Isolirten leicht bemächtigen; auf der anderen Seite war er als Majestätsverbrecher unrettbar dem Tode verfallen. In der That, ein mit schlauem Raffinement entworfener Feldzugsplan, ein Sturmlauf voll Verschmitztheit, Tücke und Feindseligkeit! — Doch Jesus, der kühne Recke, der erprobte Schlachtenheld, merkte sofort das frivole Spiel, das man mit ihm zu treiben beabsichtigte, er durchschaute die hinter der Maske verborgen lauernde Arglist und Bosheit. „Was versucht

ihr mich", ſo redete er die Emiſſäre an, „ihr Heuchler! Zeigt mir die Münze des Cenſus."

Mit einem Schlage die Emiſſäre entlarvend, ſtellte er ihnen ihr Vorhaben in ſeiner ganzen Verruchtheit vor Augen. Doch der Schlachtplan war noch nicht verloren; obwohl Jeſu Entgegnung die Geſichter der Emiſſäre gewaltig entfärben mochte, ſo ließen ſie doch keineswegs den Muth ſinken. Jeſus verlangte ja nach der Cenſusmünze und hatte ſomit ihre Frage nicht abgewieſen. Die Situation gebot daher, nur Stand zu halten, die Beſinnung nicht zu verlieren und nicht Verlegenheit zu zeigen. Die Emiſſäre ließen ſich in Folge deſſen die derbe Behandlung Jeſu ganz ruhig gefallen. Er mochte ſie in dieſem Augenblicke immer Heuchler nennen, ſein Entſcheid ſollte ihnen ſchon noch Gelegenheit zur Rache für den erlittenen Schimpf geben. Mit heimlicher Freude zeigten ſie ihm ſofort einen, ſei es durch Zufall oder, was wahrſcheinlicher, aus ſchlauer Berechnung bereit gehaltenen Denarius, d. h. einen Zehner. Es war die übliche Münze, in welcher der weltliche Cenſus ſeit der Abſetzung des Archelaus an den römiſchen Cäſar bezahlt wurde. Der Denar war zu den Zeiten Jeſu in Judäa eine courſirende Münze, es kamen zu den Feſtzeiten, wo die Juden aus Rom nach der Metropole ſtrömten, viele ſolcher Münzen auf den jeruſalemiſchen Geldmarkt. Als Jeſus die Münze ſah, fragte er: „Weſſen iſt das Bild und dieſe Inſchrift." Sie antworteten: „Des Kaiſers." Die Münze zeigte durch Bild und lateiniſche Inſchrift des Kaiſers Tiberius, daß die römiſche Herrſchaft über Paläſtina eine völlig legitime war*). Nicht ohne gewiſſe Oſtentation mochten die Emiſſäre die heidniſche Münze Jeſu hingehalten haben, damit ihm das Sinnbild der römiſchen Sclaverei recht in die Augen fallen, und er als theokratiſcher Eiferer mit Widerwillen ſich von ihr abwenden ſollte. Sie hatten

*) Im Gegenſatze zu den kaiſerlichen Denaren trugen die in Sekeln und halben Sekeln im Namen des hohen Rathes geſchlagenen Tempelmünzen, in welchem die Tempelſteuer entrichtet werden mußte, als Aufſchrift nur die hebräiſchen Worte: „Sekel des Heiligthums."

mit Sicherheit erwartet, daß er seine geheimsten Gedanken über seine Stellung zur weltlichen Gewalt und seine Pläne in Betreff der römischen Oberherrschaft offenbaren und im heiligen Zorn sagen würde: „Weg mit diesem Zeichen der Knechtschaft und des Götzendienstes! Es ist unwürdig für das Gottesvolk, solche Münzen zu führen." Zu wiederholten Malen war schon für jüdische Patrioten die Censusabgabe, da sie dieselbe mit dem größten Widerwillen entrichteten, die Ursache zu Aufruhr und Empörung geworden. Man wollte durchaus nicht die Steuerpflicht gegen Rom anerkennen. Schon der erste unter Quirinius abgehaltene Census im Jahre 6 nach Jesu hatte einen Aufstand veranlaßt. An der Spitze der Aufrührer standen damals Judas der Gaulonite (Galiläer) und Theudas*). Zum Glück aber wurde diese Bewegung noch zur rechten Zeit unterdrückt, so daß sie ohne großes Blutvergießen vorüber ging. Wie groß überhaupt die Entrüstung gegen eine solche heidnische Münze bei einem eifrigen Theokraten war, beweist unter anderen folgende kleine Episode des babylonischen Talmud**). Ein Ketzer schickte dem R. Jehuda einen Denarius. „Was soll ich thun, soll ich ihn annehmen?" Resch Lakisch sagte: „Nimm ihn und wirf ihn vor dem Ketzer in den Koth." Ganz anders verhielt sich Jesus. Die wohlberechnete Schlauheit durchschauend sprach er zu den arglistigen und heimtückischen Fragern: „So entrichtet nun dem Kaiser, was des Kaisers und Gott was Gottes ist" ***). Da hatten sie den Entscheid. Er war kurz und bündig, aber niederschmetternd und vernichtend. Auf eine solche schmähliche Niederlage hatten sich die Emissäre nicht gefaßt gemacht, einen solchen Ausgang hatten sie nicht erwartet. Die Antwort Jesu giebt sowohl Zeugniß von seiner bewunderungswürdigen Geistesgegenwart und seiner uner-

*) Vergl. Jos. Antiqq. 20, 5, 1. 2.

**) Tr. Aboda sara fol. 6.

***) Vergl. zu den Schlußworten des Ausspruches Jesu Pirke Aboth c. 3, wo es heißt: „Ein Weiser sagte: Gieb Gott das, was sein ist; sein ist alles, was dir gehört, und du selbst."

schütterlichen Besonnenheit, als auch von seiner durchaus gesunden Anschauung über das Verhältniß der Religionsgemeinschaft zur Staatsgemeinschaft. Er nahm an der Censusmünze nicht den geringsten Anstoß; weder das heidnische Bild, noch die Legende erregte in ihm Unwillen gegen die römische Obergewalt. Deshalb zeigte er den Emissären, indem er sie auf den Widersinn ihrer Frage aufmerksam machte, wie sie durch die Censusmünze selber die Berechtigung der Oberherrschaft der Römer aussprachen. Jesus wurde von dem noch heute zu Recht bestehenden Grundsatz geleitet: „Wo die Münze eines Fürsten Geltung hat, da ist auch die Legitimität desselben unbestreitbar.“ Ein Analogon zu dem Urtheilsspruche Jesu liefert der jerusalemischen Talmud*), wo Abigail aus der Giltigkeit der Münze des Saul den Beweis liefert, er müsse noch König sein**).

„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Mit diesem einfachen und schlichten Grundsatze sprach Jesus in der That seine Gedanken über seine Stellung zur römischen Staatsgewalt aus, aber er that noch mehr als das, er wies damit zugleich auf die besondere Eigenartigkeit der Religion und der Politik hin. Beide sind besondere Lebensgebiete, die nicht miteinander vermengt und vermischt werden dürfen. Die jüdische Hierarchie hatte sich einer solchen Ineinanderwirrung schuldig gemacht. „Das Königthum hatte,“ wie Schenkel treffend bemerkt, „priesterliche Machtbefugnisse an sich gerissen, das Priesterthum hatte nach königlicher Würde und Macht gestrebt.“ Obwohl Jesus es für seine Lebensaufgabe bezeichnete, das Reich der Himmel zu gründen, so war es ihm doch nie in den Sinn gekommen, sich selbst zum geistlichen oder weltlichen Oberhaupte seiner Stiftung aufzuwerfen. Im Gegentheil, sein Reich sollte eine Lebenssphäre sein, die von Staate zunächst ganz unabhängig und losgelöst war. Jesus achtete den Staat mit

*) Tr. Sanhedrin fol. 20 b.

**) Vergl. Maimon. Tr. Gezela c. 5.

seinen Rechten und Würden, dennoch aber verhielt er sich zum Reiche der Himmel nur wie das Besondere zum Allgemeinen. „Der Staat konnte," wie Schenkel sagt, „in der von ihm gestifteten Gemeinschaft nur als Glied und Werkzeug des großen Ganzen seine Stellung finden." Daher war ihm der Staat auch nicht ein unmittelbarer Gegenstand seiner Lehrwirksamkeit. „Es war durchaus die religiös sittliche Sphäre, auf welche sich allein seine Berufsthätigkeit erstreckte. Die Sphäre des Staates war nach seiner Ansicht lediglich an die Schranken der äußeren Rechts- und Naturordnung, des gesetzlichen Zwanges und der nationalen Beschränkung gebunden. Daher kann der Staat der Natur der Sache nach die Steuer nicht als eine freie Angelegenheit behandeln, bei welcher es in das Belieben jedes einzelnen gestellt wäre, ob er sie bezahlen will oder nicht; der Staat muß sie im Falle der Steuerverweigerung auf dem Zwangswege eintreiben. Zwang ist nun aber von den Lebensbedingungen des Reiches Gottes gänzlich ausgeschlossen; bei diesem hat nur die freiwillige Leistung Geltung und Werth, und was unfreiwillig für die Sache Gottes geschieht, ohne innere Wahrheit und Liebe, ist vor Gott, als sei es nicht geschehen; geschieht es gar in heuchlerischer Gesinnung, so ist es ein Greuel in Gottes Augen."

Die Steuerfrage liegt mithin nach dem Ausspruche Jesu gar nicht auf religiös sittlichem Gebiete, sie ist kein Gegenstand des Reiches der Himmel, sondern ist reine Staatsangelegenheit, und als solche kann ihre Zulässigkeit nur vom Gesichtspunete der Politik aus erwogen werden.

Die Emissäre hatten an die ungeschminkte Wahrheitsliebe und den unerschrockenen Freimuth Jesu appellirt, und waren wahrlich von ihm nicht getäuscht worden. Sein Entscheid documentirte zu ihrem großen Erstaunen einerseits den Stempel lauterer Wahrhaftigkeit, andererseits war er der Ausdruck eines Freimuthes und einer Furchtlosigkeit, die keine Rücksichten nimmt und den Menschen zu gefallen sucht. Die Deputation empfing aber mit Jesu Entscheid noch mehr als sie begehrt hatte. Da

dieſelbe aus zwei Parteien, aus einer religiöſen und politiſchen beſtand, ſo wurde jede neben den politiſchen Pflichten auch auf die religiöſen hingewieſen. Das weltliche Regiment iſt in gewiſſem Sinne ein Abbild des göttlichen. Wie der weltliche Herrſcher an ſeine Unterthanen billigerweiſe Anſpruch auf die Erfüllung aller Obliegenheiten und Laſten erheben darf, ſo hat auch Gott, der Herrſcher aller Herrſcher, das Recht, von den Menſchen als ſeinen Geſchöpfen zu fordern, was ſein iſt.

So war denn auch dieſer Feldzug den Feinden gänzlich fehlgeſchlagen. Sie hatten Jeſu eine Niederlage beibringen wollen, indem ſie ſich der zuverſichtlichen Hoffnung hingaben, er würde ſich als ein kühner und gewaltiger Gegner gegen die ſtaatliche Ordnung erweiſen, ſtatt deſſen fiel der ſchwere Schlag auf ſie ſelbſt zurück. Und das Empfindlichſte dabei war, daß ſie mit ihren eigenen Waffen geſchlagen wurden. Jeſus hatte ſie ihnen unvermerkt aus den Händen gewunden. Sie vermochten ihn weder als Rebellen und Majeſtätsverbrecher anzuklagen, noch konnten ſie von ihm ſagen, er wäre ein Römling und begünſtigte die Fremdherrſchaft auf dem Boden Iſraels.

Mit Staunen und Bewunderung erfüllt uns die Tactik Jeſu, vermöge derer er die ganze Intrigue der Abgeordneten mit einem Blick durchſchaute und ihre Falſchheit und Hinterliſt klar darlegte. Er ſteht vor uns, das Haupt mit dem Siegeskranze umwunden. Sein Auge erglänzt vom hellen Freudenſtrahl, und ſeine frohſelige Bruſt ſtrebt zu neuen Thaten mit lebensfriſcher Kraft und ungebeugtem Muthe.

§ 31.

Der Conflict wegen der Auferſtehung.

Kaum war die gewaltige Feldſchlacht der Phariſäer und Herodianer vorüber, ſo erfolgte von einer anderen Seite ein neuer Anſtoß. An demſelben Tage nämlich erſchien eine Anzahl

ſceptiſcher Sadducäer vor Jeſu, um ſich mit ihm zu meſſen, oder wenigſtens ihren ſalzloſen Spott mit ihm zu treiben. Es handelte ſich nämlich um nichts Geringeres als um die Fortdauer der menſchlichen Perſönlichkeit nach dem Tode, ein Dogma, was einen nicht unerheblichen Differenzpunct zwiſchen Phariſäern und Sadducäern bildete*). Das Auftreten der Sadducäer hat ſomit einen ganz anderen Charakter als das der Phariſäer und Herodianer. Es iſt zwar feindſelig, aber es trägt nicht den Stempel ergrimmten Haſſes und leidenſchaftlicher Verfolgungsſucht. Da die Sadducäer überhaupt die religiöſe Bewegung Jeſu mehr oder minder gleichgiltig ließ, ſo trachteten ſie nicht darnach, ihn zu gefährden. Sie dünkten ſich viel zu hoch und vornehm, als daß ſie ſich mit dem einfachen galiläiſchen Volkslehrer in nähere Beziehung hätten ſetzen ſollen. Seine Lehre konnte ihre freireligiöſen Anſchauungen nicht erſchüttern, im Gegentheil, ſie belächelten ſein kühnes und rückſichtsloſes Vorwärtsſchreiten. Während ſie in vielen Dingen des alten Teſtaments auf dem Puncte der Negation ſtanden, hielten ſie ihn für einen ſtrenggläubigen, am Worte des Geſetzes wie der Prophetie feſthaltenden Schwärmer. Der Grund ihrer Annäherung an Jeſum lag daher vorzugsweiſe in ihrem grenzenloſen Ehrgeiz, der ſie antrieb, mit ihm, dem glänzenden Sieger über die phariſäiſche Partei, nun ihrerſeits auch einen Gang zu wagen. Sie wollten ihren Gegnern den Beweis liefern, daß es mit Jeſu geiſtigem Feldherrntalent nicht glänzend beſtellt war, wenn nur die rechten Strategen kämen, um ihn zu überwinden. Welcher Triumph dann für ſie, und

*) Die Sadducäer waren ſceptiſchen Rationaliſten, welche den Buchſtabenglauben, die Satzungsſtrenge und den Traditionseifer der Phariſäer verwerfend, weder an einen Geiſt, noch an Engel, noch an ein künftiges Leben glaubten. Ihr Streben ging dahin, der Freiheit und Aufklärung das Wort zu ſprechen. Deshalb verneinten ſie alles, was die Phariſäer bejahten. Je nachdem es der Vortheil des Augenblicks erheiſchte, nahmen ſie die Wahrheit bald in Schutz, bald verurtheilten ſie dieſelbe. Was das äußerliche Leben anlangt, ſo ſcheinen die Sadducäer ein vornehmes Hofleben geführt zu haben.

welcher Aerger für die Phariſäer, wenn ſie ſahen, wie ihre Gegner es vermocht hatten, Jeſum aus dem Sattel zu heben und ſeine Dialectik zu nichte zu machen!

Es kam daher den Sadducäern gar nicht in den Sinn, mit einer Anklage gegen Jeſum aufzutreten, ſie hatten es vielmehr nur auf eine Disputation abgeſehen, um mit einer dogmatiſch kritiſchen Frage ihn lächerlich zu machen. Das fein erſonnene Hiſtörchen von einem Weibe, das ſieben Männer gehabt, ſollte ihn mit ſeiner Auferſtehungslehre in eine peinliche Verlegenheit ſetzen*). „Lehrer", ſo reden ſie ihn an, „Moſes hat geſagt: Wenn einer ſtirbt ohne Kinder zu haben, ſo ſoll ſein Bruder ſein Weib heirathen, um ſeinem Bruder Nachkommenſchaft zu erwecken. Es gab aber ſieben Brüder, und der erſte heirathete und ſtarb, und da er nicht Nachkommenſchaft hatte, ſo ließ er ſein Weib ſeinem Bruder zurück, ebenſo der zweite, der dritte bis zum letzten der ſieben. Später als alle aber ſtarb die Frau. Bei der Auferſtehung nun weſſen wird das Weib ſein? Alle haben ſie gehabt." — Ein witzig fingirter Einzelfall, an und für ſich nicht undenkbar, da die Leviraths- oder Schwagerehe eine ausdrückliche moſaiſche Verordnung war. Die Thora befiehlt: Wenn Jemand ſtirbt ohne Söhne zu hinterlaſſen, ſo hat der Bruder des Verſtorbenen die Pflicht, die Frau zu ehelichen, um durch Nachkommen den Stamm des Verſtorbenen fortzupflanzen**). Dieſe Vorſchrift ſollte ein Ausſterben der einzelnen Geſchlechter verhindern. Die Sadducäer glaubten mit ihrer Erzählung den Beweis führen zu können, daß Moſes bei Aufſtellung der Verordnung unmöglich an eine Auferſtehung und an ein Fortleben des Menſchen nach dem Tode gedacht habe, da Levirathsehe und Unſterblichkeitsdogma ſich gegenſeitig ausſchließen. Da aber der Auferſtehungsglaube nicht aus der Thora gefolgert werden konnte, ſo mußte derſelbe nothwendig

*) Matth. 22, 23—33; Luc. 20, 27—40; Marc. 12, 18—27.

**) Deut. 25, 5, 6.

ein Dogma der späteren Zeit sein*). Die Sadducäer hielten deshalb den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode für eine bloße Träumerei. Von Jesu wußten sie nun, daß er ebenfalls diesem Glauben huldigte, daher stellten sie an ihn die Aufforderung, er sollte ihnen jetzt die Auferstehung beweisen. Die spottlustigen und fürwitzigen Frager freuten sich schon im Voraus, wie Jesus in der Klemme stecken bleiben und trotz seines Scharfsinnes vergeblich nach einem Ausweg suchen würde. Dazu kam noch, daß Jesus, wenn er das Auferstehungsdogma wirklich beweisen wollte, seine Argumentation aus der Thora selbst entnehmen mußte. Beweise aus den Propheten und Hagiographen hätten die Sadducäer einfach abgewiesen, da diese Schriften bei ihnen nicht in hohem Ansehen standen, folglich auch keine Beweiskraft hatten. Doch die Sadducäer täuschten sich gewaltig. Jesus machte den gegen ihn unternommenen Feldzugsplan in seiner profanen Witzelei zu nichte. Mit einer wunderbaren Gewandtheit des Geistes vertheidigte er den Auferstehungsglauben und brachte aus der Thora dessen gute Begründung herbei. „Ihr irrt," ließ er die fürwitzigen Frager an, „denn ihr kennt die Schrift nicht, noch auch die Macht Gottes. Bei der Auferstehung werden sie weder freien noch gefreit werden, sondern sie werden sein wie die Engel Gottes im Himmel." Bei Lucas lautet der

*) Es ist allerdings eine Thatsache, Moses hat sich niemals bestimmt über die Unsterblichkeit der Seele, geschweige denn über die Wiederbelebung der todten Körper, ausgesprochen. Daher wurde auch lange nach ihm von dem Verfasser des Hiob (44, 10. 14) und des Koheleth (3, 19) die Auferstehungslehre gradezu in Anspruch genommen. Erst die Perser stellten die dem Menschen nach dem Tode bevorstehende Metamorphose als körperliche Wiederbelebung dar. Der Glaube an eine Auferstehung ging somit von den Persern aus und verpflanzte sich von ihnen im chaldäischen Exil zu den Juden, die ihn in grobsinnlicher Form erfaßten (Ezech. 37, 9) und zu den Zeiten der Maccabäer (2. Buch 14, 36) sogar an eine Wiederherstellung der Eingeweide und Geschlechtstheile glaubten. In der talmudischen Zeit läuterte sich das Dogma, so daß wir im Talmud neben der rohen Gestalt auch Aussprüche finden, die mit der Auffassung Jesu ganz übereinstimmen. Die Pharisäer zu Jesu Zeiten jedoch scheinen noch ziemlich grobsinnlichen Auferstehungsvorstellungen ergeben gewesen zu sein.

erste Theil der Argumentation in etwas veränderter Gestalt folgendermaßen: „Die Söhne dieser Welt freien und werden gefreit, die aber gewürdigt werden, jener Welt theilhaftig zu werden und der Auferstehung, die freien weder, noch werden gefreit, denn sie können auch nicht sterben, denn sie sind den Engeln gleich und sind Söhne Gottes, wenn sie Söhne der Auferstehung sind."

Eine treffliche Abfertigung! In ganz ähnlicher Weise, wie Jesus erfaßte auch Rab*) das Leben der Todten nach der Auferstehung, wenn er sagt: „In der künftigen Welt werden sie weder essen noch trinken, auch werden sie nicht Kinder zeugen und Handel treiben, auch giebt es da weder Haß, Neid und Eifersucht, sondern die Gerechten werden sitzen gekrönt und werden sich am Glanze der Schechina weiden."

Eine solche Entgegnung hatten die Sadducäer nicht erwartet, denn sie lag für sie ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit. Die vornehmen Herren mußten sich zeigen lassen, wie ihre Vorstellung von der Auferstehung grundverkehrt und verworren war, wie sie weder den höheren Sinn der Schrift, noch die Idee Gottes richtig erfaßt hatten. Ihre ganze Anschauungsweise war, da sie ohne alle Berechtigung Verhältnisse des Diesseits auf das Jenseits übertrugen, durchweg eine grobsinnliche und materialistische. Nach Jesu Meinung ist das Leben nach dem Tode ganz anderer Art, wie das zeitliche Leben im Leibe; jenes besteht in der Fortdauer der geistigen Persönlichkeit in einer höheren Daseinsform. Alles Stoffliche und Sinnliche ist dann abgestreift; demzufolge ist auch an ein Fortspinnen irdischer Verhältnisse nicht zu denken. Der Wahn von der Fortsetzung der Ehe im künftigen Leben bricht somit in sich selbst zusammen. Insofern aber das Fortleben nach dem Tode ein Fortleben des Geistes ist, ähnelt es dem Leben anderer Geister.

Doch Jesus ging in seiner Argumentation noch weiter. Jetzt zeigte er den Sadducäern erst ihre völlige Unkenntniß der Thora,

*) Vergl. Tr. Berachot fol. 17a.

indem er sie darauf hinwies, wie sich aus derselben allerdings die Fortexistenz des Menschen nach dem Tode beweisen lasse. Auf die Stelle Ex. 3, 15, 16. sich beziehend, hub er an: „Habt ihr nicht gelesen, was Gott euch sagt, wenn er spricht: Ich bin der Gott Abraham's, Isaac's und Jacob's. Nicht ist Gott ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen." Jesus erschloß aus dem noch fortbestehenden Verbundensein Gottes mit den Erzvätern zur Zeit Moses, obwohl dieselben schon längst gestorben, ihre persönliche Fortexistenz.

Der dritte Evangelist bringt auch in diesem Theile der Beweisführung Jesu einige Abweichungen. Es heißt: „Daß aber die Todten erweckt werden, hat auch Moses angedeutet bei dem Dornstrauch, indem er den Ewigen, den Gott Abraham's und den Gott Isaac's und den Gott Jacob's nennt. Gott aber gehört nicht den Todten, sondern den Lebendigen, denn alle leben für ihn." Die Sadducäer gingen demnach von einer ganz unrichtigen Gottesidee aus. Da Gott zu einer Zeit, wo die Erzväter schon viele, viele Jahre im Grabe schlummerten, sich noch ihren Schutzgott nannte, so mußten sie noch in Lebensgemeinschaft mit Gott stehen. Ein Schutzgott der Todten, oder der nicht mehr im Leben Vorhandenen ist ein Widerspruch im Beisatze, da vor ihm auch die Todten lebendig gedacht werden müssen.

Wenn auch die Beweisführung Jesu den Geist der damaligen rabbinischen Schriftauslegung durchaus nicht verleugnet, so ist sie doch im höchsten Grade geistvoll und scharfsinnig. „Sie zeigt," um mit Keim zu reden*), „eine tiefe Ahnung über den Ewigkeitswerth solch göttlichen Bundes mit den Menschen." Es wohnte Jesu eben der unerschütterliche Glaube inne, daß der nach dem Bilde Gottes geschaffene und nach Gottebenbildlichkeit ringende Mensch eine Quelle unvergänglichen Lebens in sich trage und auch, nachdem er seine irdische Körperhülle abgestreift und eine seiner

*) Band 3. S. 145. 3.

geistigen Bestimmung wirklich angemessene Daseinsform empfangen, zu fortdauernder und unauflöslicher Lebensgemeinschaft mit Gott bestimmt war.

Einzelne Talmudisten haben, wie gesagt, das Auferstehungsdogma mit ganz ähnlicher Dialectik zu stützen gesucht. Im jerusalemischen Talmud Tr. Berachot fol. 50 heißt es von den Gerechten, daß sie im Tode noch leben. Woraus wird das bewiesen? Aus Ex. 3, 16, wo gesagt ist: Das ist das Land, welches ich Abraham geschworen (לְאַבְרָ). Was bedeutet das Wort (לְאַבְרָ)? Geh und sage den Patriarchen, was ich ihnen geschworen habe, das habe ich den Söhnen gehalten."

Sehr ausführlich und eingehend, wiewohl nicht ohne derbsinnliche Beimischung wird das Auferstehungsthema im Tr. Sanhedrin*) erörtert. Es heißt daselbst: „Die Sadducäer fragten den R. Gamliel, woher läßt sich beweisen, daß der Heilige wird die Todten lebendig machen? Er sprach zu ihnen: Aus dem Gesetz, s. Deut. 31, 16, aus den Propheten, s. Jes. 26, 19 und aus den Hagiographen, s. hohes Lied 7, 10; allein sie nahmen den Beweis nicht an, bis er sich auf Deut. 4, 2 berief, wo es heißt: das (Land), welches der Ewige euern Vätern geschworen hat, ihnen zu geben. Es steht nicht „euch", sondern „ihnen." Daher steht fest, daß die Todten wieder lebendig werden. Ferner**): Die Paraboliker fragten den R. Josua ben Chanina: Woher läßt sich beweisen, daß der Heilige die Todten wird beleben? Aus Deut. 31, 16. Desgleichen wird gelehrt, R. Jochanan habe im Namen des R. Simon ben Jochai gesagt: Woher wissen wir, daß der Heilige die Todten wieder beleben wird? Aus Deut. 31, 16. In einer Bareitha haben wir gelehrt, R. Elieser bar R. Jose sprach: Mit diesem Wort habe ich die Bücher der Cuthäer Lügen gestraft, welche sagen, daß die Todten nicht wieder

*) fol. 91 a.
**) Ebend.

belebt werden ſollen, ſtehe nicht im Geſetz, denn ich ſprach zu ihnen: Ihr habt eure Lehre verfälſcht und habt mit eurer Hand nichts bewirkt, wenn ihr die Wiederbelebung der Todten leugnet. Ein anderer Sadducäer ſprach zu Gabia ben Peſiſa: Wehe euch Gottloſen, daß ihr ſagt, die Todten werden wieder lebendig, müſſen doch alle Lebendige ſterben, wie ſollen denn die Todten wieder lebendig werden? Er entgegnete ihnen: Wehe euch Gottloſen, daß ihr ſprecht, die Todten können nicht lebendig werden, ſind wir doch, die wir zuvor nicht gelebt haben, lebendig geworden, um wieviel mehr können die, welche zuvor gelebt haben, wieder lebendig werden. Die Rabbinen haben gelehrt: Ich tödte und mache lebendig*); iſt es möglich, daß Gott den einen tödtet und einen anderen lebendig macht, wie es der Lauf der Welt iſt? Deshalb iſt weiter geſagt: Ich zerſchlage und heile. Das Zerſchlagen und Heilen geſchieht ja an Einem (Menſchen), alſo iſt auch Tod und Leben an Einem (Menſchen). Dadurch können diejenigen, welche leugnen, daß die Wiederbelebung der Todten in der Schrift ſtehe, widerlegt werden. R. Meïr ſprach: Woher läßt ſich die Wiederbelebung der Todten aus der Schrift beweiſen? Aus Ex. 11, 1, wo es nicht heißt: „er ſang", ſondern: „er wird ſingen". Desgleichen aus Joſ. 8, 30, wo es nicht heißt: „er baute", ſondern: „er wollte bauen". Ferner aus Pſalm 83, 6, wo nicht geſagt iſt: „ſie loben dich", ſondern: „ſie werden dich loben". Endlich aus Jeſ. 52, 8, wo es nicht heißt: „ſie lobſingen", ſondern „ſie werden lobſingen".

Selbſt ſpätere jüdiſche Schriftſteller lehnen ſich bei der Lehre von der Auferſtehung noch an die im Talmud gegebene rationale Beweisführung an. So ſagt R. ben Iſrael im Tractat über die Auferſtehung von den Todten**): „Als der Ewige dem Moſe zum erſten Mal ſich offenbarte, da ſoll er geſagt haben: Ich bin der

*) Deut. 32, 39. **) I. 10, 6.

Gott deiner Väter, der Gott Abraham's, Isaac's und Jacob's. Nun ist aber Gott nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen, welche existiren, also müssen die Todten in Hinsicht auf die Seele leben."

Die Sadducäer waren nicht im Stande gegen den von Jesu geführten Beweis etwas einzuwenden, sondern sie fühlten sich dermaßen überwunden, daß sie, wie die Pharisäer und Herodianer, schweigend von dannen zogen.

Bei dem Volke aber erregte dieser Sieg Jesu große Bewunderung. Sogar einige Soferim, welche Zeugen der Beweisführung gewesen waren, brachen nach dem Berichte des Lucas in das Beifallswort aus: „Lehrer, du hast wohl gesprochen!" Es ist kein Grund vorhanden, dieses Wort der Zustimmung und Anerkennung mit Keim*) für ein ungeschichtliches Einschiebsel zu erklären. Hatte auch die Verfeindung zwischen ihnen und Jesu den Höhepunkt erreicht, so handelte es sich in diesem Falle doch um nichts Geringeres, als um ein Grunddogma ihrer eigenen Glaubensanschauung. Dadurch, daß Jesus für dasselbe vor den spottlustigen Sadducäern einen triftigen und stichhaltigen Beweis aufgebracht hatte, war den Soferim selbst ein großer Dienst geleistet, denn sie hatten jetzt selbst einen Stützpunct gegen die leichtfertigen Angriffe der Sadducäer auf die Auferstehungslehre gewonnen, auf dem sich weiter bauen ließ.

Auch für Jesum war der Sieg nicht ohne Bedeutung. Es mußte ihn erheben und mit großer Befriedigung erfüllen, den von der Sadducäerschaft versuchten Anprall mit entschiedenem Protest zurückgewiesen und ihrer frivolen Spottlust betreffs des Auferstehungsglaubens endlich einmal einen Damm entgegengesetzt zu haben.

*) B. 3. S. 147. 1.

§ 32.

Der Conflict wegen des großen Gebotes.

Die stolzen und vornehmen Sadducäer waren abgezogen, sie hatten mit ihren spitzfindigen und witzelnden Mährchen durch Jesu Beweisführung eine gewaltige Niederlage erlitten. Man hätte nun glauben sollen, die Gegner würden den großen Siegesheld in Ruhe gelassen haben. Doch der Kampf dauerte fort, die feindselige Spannung behauptete ihren schroffen Charakter, das Schriftgelehrtenthum nahm sehr bald einen neuen Anlauf. Vielleicht trug die Kunde von dem gegen die Sadducäer geführten Schlage sogar dazu bei, daß der Oppositionsgeist abermals zu den Waffen griff. Nach Matthäus*) und Marcus**) erfolgte nämlich nach jenem Doppelsiege Jesu über die Pharisäer und Herodianer einerseits und die Sadducäer andererseits wiederum ein scharfer feindlicher Zusammenprall. Diesmal erschien jedoch nur ein einziger Kämpfer (ein Schriftgelehrter) auf der Wahlstatt, während bisher immer eine Anzahl Gegner die Sturmlinie eröffnet hatten.

Muth und großes Selbstvertrauen gehörte allerdings dazu, sich mit Jesu auf der Arena des Geistes zu messen; um so ruhevoller war aber auch für ihn, den Einzelnen, der Sieg, den eine Menge Geister in Gemeinschaft vergebens erstrebt hatte.

Der Kampf des Schriftgelehrten war somit ein Duell des Ingeniums. Wenn Keim***) behauptet, „der neue Versuch dieses Tages zeige einen gewissen Nachlaß, eine Erlahmung und Erschöpfung der Widerstandskräfte und des Selbstvertrauens", so können wir seiner Meinung nicht beipflichten. Im Gegentheil, der

*) Vergl. Matth. 22, 34—40.
**) Vergl. Marc. 12, 28—34.
***) B. 3. S. 148.

Zusammenstoß hatte eine gewaltige Schneide und Tragweite. Handelte es sich doch um einen Entscheid über das große Gebot. Der Schriftgelehrte wollte nicht blos die Stellung Jesu zum Gesetz überhaupt, sondern auch seine Ansicht über die Lehrmeinung der beiden großen Schulen des Hillel und Schamai erforschen. Bekanntlich hatten die Lehrhäupter der beiden Schulen die Gesetzesgebote in große (mizvot chamurot oder rabbot) und in kleine oder leichte (mizvot kallot) eingetheilt. In der Frage des Gesetzesmannes: „Welches ist das große Gebot?" lag somit für Jesum die Aufforderung, dieser Unterscheidung der Schulen gegenüber eine bestimmte Position zu nehmen. Der häretische Charakter seiner Lehrmeinung trat dabei um so schärfer zu Tage, wenn er sich kühn und dreist weder für die eine noch die andere Lehrauffassung entschied, sondern seine eigne Meinung aufstellte. Waren seine bisherigen Verstöße gegen die väterliche Satzung schon gravirend genug, um beim hohen Rath mit einer Anklage auf Religionsstörung gegen ihn vorzugehen, so bot sein Ausspruch über das absolut große Gebot jetzt einen ganz bestimmten Anlaß zum energischen Einschreiten gegen ihn. Der Gesetzeslehrer beabsichtigte daher, Jesus werde sich zu einem groben Ausfall hinreißen lassen, doch vergebens. Jesus gab ihm auf seine Frage eine ganz bestimmte Antwort. In seiner Herzensstimmung erging er sich sogar in einer Reichlichkeit der Aussprache, wie bei keinem der vorausgehenden feindseligen Zusammenstöße. Zunächst bezeichnete er das Gebot*): „Du sollst lieben den Herrn deinen Gott in deinem ganzen Herzen, in deiner ganzen Seele, in deinem ganzen Gemüthe" als das vorzugsweis große und erste Gebot. An dieses aber reihte er das andere**) als ihm völlig gleich geordnet an: „Du sollst lieben deinen Nächsten wie dich selbst. An diesen beiden Geboten," so schloß er, „hangt das ganze Gesetz

*) Deut. 6, 5.
**) Lev. 19, 18.

und die Propheten.“ Der Evangelist Marcus fügt noch hinzu: „Größer als dieses ist kein anderes Gebot.“ Da hatte der heimtückische Gesetzeslehrer einen sehr bestimmten und klaren Bescheid auf seine hinterlistige und verfängliche Frage, aber derselbe gab ihm, trotzdem er nicht mit der herrschenden Lehrmeinung der beiden Schulen übereinstimmte, nicht die geringste Gelegenheit für die Erreichung seines feindseligen Zweckes. Es lag in Jesu Erklärung nicht das geringste triftige Beweismittel, um einen Religionsproceß auf Leben und Tod gegen ihn einzuleiten.

Nach dem Talmud galten als die großen und schweren Gebote diejenigen im Gesetze, welche die Uebertreter mit Vertilgung bedrohen. Im Tr. Schebuot*) heißt es: „Schwere Gebote sind diejenigen, auf welchen die Strafe der Ausrottung und der Tod durch das Synedrium ruht.“ Es gehörte dahin außer Götzendienst (Lev. 20, 26. 27) noch der Fluch der Eltern (das. 20, 9), Blutschande (das. 20, 17), Profanirung des Sabbaths (Ex. 31, 14), Unterlassung der Beschneidung (Gen. 17, 14), Vernachlässigung des Opferdienstes (Lev. 7, 20. 25), Verletzung der Reinheit (Num. 19, 20), Nichtbeachtung der Speisegesetze an Festen (Ex. 12, 15. 19). — Als kleine Gebote wurden die Verordnungen über den Laubhüttenbau, das Händewaschen und das Fliegenlassen von Vögeln betrachtet (Deut. 22, 6. 7). — Jesus ging auf diese Unterscheidung der Schulen gar nicht ein, sondern er wies einfach auf den Kern aller Sittengebote, auf die Gottes- und Nächstenliebe hin und zwar so, daß diese jener nicht untergeordnet, sondern beigeordnet ist. Die Nächstenliebe bildet den Prüfstein für die Gottesliebe **) und umgekehrt erkennt man an der Gottesliebe die Nächstenliebe. Denn wer in Gott das höchste Gut gefunden

*) fol. 39a.

**) Daß Gott lieben nichts anderes heißt, als durch gute Handlungen seinen Namen ehren, zeigt Tr. Joma fol. 86a. „Es heißt Deut. 6, 4: Du sollst den Ewigen, deinen Gott lieben. Wie ist das möglich? Dein Betragen sei von der Art, daß es Liebe zu Gott einflößt. Daher studire der Mensch das Gesetz,

hat und es nun mit der ganzen Liebe ſeines Herzens feſthält, der muß nothwendigerweiſe auch das, was er von ihm erhalten und ſich angeeignet hat, wieder liebevoll mit anderen in gerechtem Maße theilen. Gegen dieſe ſachrichtige Erfaſſung des Geſetzes war nimmermehr aufzukommen. Der Geſetzeslehrer hatte mit Sicherheit erwartet, Jeſus würde, wenn er etwa nicht auf die Lehrmeinung der beiden Schulen einginge, doch wenigſtens eins von den moſaiſchen Sittengeboten als das abſolut große herausheben und ſo einen ſcharfen Unterſchied zwiſchen denſelben machen. Dann hätte er ihm beikommen und ihn einer gotteslästerlichen Meiſterung der ewigen ſittlichen Verordnung beſchuldigen können; ſtatt deſſen erklärte Jeſus die allen Geboten zu Grunde liegende Liebe als den erſten Imperativ der religiöſen Sittenlehre. Alle Gebote ſtehen demnach hinſichtlich der Vorzüglichkeit und Beachtung einander gleich; eins iſt ſo werthvoll, wie das andere; doch jedes fordert zu ſeiner rechten und gottgewollten Erfüllung ein mit wahrer Gottes- und Nächſtenliebe erfülltes Herz.

Auch Hillel ſchloß einſt den Geſammtinhalt des Geſetzes, als ein Heide die Forderung an ihn geſtellt hatte, er ſollte ihm dasſelbe in ſoviel Zeit lehren, als er ſich auf einem Fuße halten könnte, in das prägnante Wort zuſammen: „Liebe deinen Nächſten; thue anderen nicht, was dir mißfallen würde. Hier, mein Freund,

---

pflege Umgang mit Weiſen, ſein Verkehr mit den Menſchen ſei wohlgefällig. Was ſagt man von einem ſolchen? Glücklich ſein Vater, der ihn zum Studium angehalten, glücklich ſein Lehrer, der ihn unterrichtet hat. Wehe den Menſchen, die nicht das Geſetz ſtudirt haben! Seht, wie lieblich ſind ſeine Sitten, wie rechtſchaffen ſeine Werke! Auf ihn läßt ſich anwenden, was Jeſ. 49, 3 ſagt: „Iſrael, mein du biſt Knecht, deſſen ich mich rühmen kann.“ Wenn aber der Menſch noch ſo ſehr ſtudirt und Umgang mit den Weiſen hat, ſein Lebenswandel jedoch nicht redlich iſt und ſein Verkehr nicht wohlgefällig, was ſagt man von einem ſolchen? Wehe ihm, der das Geſetz ſtudirt hat, wehe ſeinem Vater, der ihn zum Studium angehalten, wehe ſeinem Lehrer, der ihn unterrichtet hat! Seht ihn, der das Geſetz ſtudirt, wie unordentlich ſind ſeine Werke, wie häßlich ſeine Sitten! Auf ihn läßt ſich anwenden, was Ezech. 36, 20 ſagt: „Des Ewigen Volk ſind dieſe und ſind aus dem Lande gegangen!“

haſt du das ganze Geſetz. Alle anderen Vorſchriften ſind eine Folge dieſer; geh und lerne ſie*)."

Ganz ebenſo lautete in ſpäterer Zeit der Ausſpruch des R. Akiba**) zu Lev. 19,18: haseh kelat gadol das iſt die Zuſammenfaſſung, die höchſte Regel des Geſetzes. Wehe dem, der ſagt: Ich bin erniedrigt, es ſei mein Nächſter auch erniedrigt; ich bin verflucht, es ſei mein Nächſter auch verflucht. Er bedenke, wen er erniedrigt, wen er verflucht; er erniedrigt, er verflucht den, der das Ebenbild Gottes an ſich trägt."

Das iſt der letzte hervorragende Kampf Jeſu mit ſeiner Gegnerſchaft, welchen uns die Synoptiker berichten. So wuchtig und gewaltſam er auch war, ſo hatte er doch die Spannkraft und Willensenergie, die Hoffnung und Lebensfreude Jeſu nicht im Geringſten herabgedrückt.

So waren denn alle Conflicte für Jeſum glänzende Triumphe, welche ſeinen Siegesruhm beim Volke immer mehr vergrößerten. Mochte daher gleich der Haß der Hierarchen und Schultheologen wachſen, bei dem Volke ſtand er in hoher Gunſt. Jeſus empfand ſelbſt die freudig erhebende Wirkung der durch die Gegner herbeigeführten Conflicte. Sprach er ſchon nach den in die erſte Zeit ſeines Lehrwirkens fallenden galiläiſchen Stürmen das lebensmuthige Wort: „Ein Feuer bin ich gekommen auf die Erde zu werfen" ***) und verkündete er gegenüber ſeinen Widerſachern in den beiden Parabeln vom Senfkorn und Sauerteig mit Siegesgewißheit den extenſiven und intenſiven Fortſchritt des Himmelreichs†), ſo bekannte er inmitten der jeruſalemiſchen Kämpfe jetzt laut und feierlich ſein Meſſiasthum.††) Die Macht ſeiner Erfolge flößte ihm Siegeszuverſicht und fröhliche Begeiſterung ein. Da ſeine Kämpfe mit der hierarchiſchen Partei von begeiſterten

*) Vergl. Tr. Schabbat fol. 31 a. **) Bereſchit r. Par. 24. fol. 28 a.
***) Luc. 12, 49. †) Matth. 13, 31. 32. 33. ††) Matth. 22, 41—46; Luc. 20, 41—44; Marc. 12, 35—37.

Beifallsbezeugungen des Volkes begleitet waren, wie hätte da auch sein frischer Sinn, seine gottbeseelte Unerschrockenheit, seine kühne Hoffnung und seine geistige Spannkraft erschlaffen können? Er mußte vorwärts dringen, es mochte kosten, was es wollte. Gerade die jerusalemischen Conflicte erfüllten Jesum mit der tiefinnigsten, herzlichsten Freude. Ahnungsvoll, ohne Hellseherei und illusorische Traumgebilde stand trotz aller Feindseligkeit der Gegner ein reiches Erntefeld vor seinen Augen, das irdische Gewalt selbst dann nicht vernichten konnte, wenn Heimtücke und Gewalt ihn aus dem Wege räumten.

Demnach liefern auch die feindseligen Conflicte auf dem Boden Galiläas wie Jerusalems Züge eines durchaus freundlichen Jesusbildes. Kein Zusammenstoß war der Art, daß er den bleibenden Stachel der Wehmuth oder wohl gar der Verzweiflung in das Herz des großen Volkspredigers senken konnte.

Selbst das vierte Evangelium, welches das Wirken Jesu in seinen Erfolgen verschoben hat, da es in ungeschichtlicher Weise den feindlichen Gegensatz und das Verwerfungsurtheil gleich an die Spitze stellt, weiß von Freudenfesten und Freudenernten am Jordan, in Samarien und in Jerusalem zu erzählen*). Allenthalben läuft durch die Darstellung der Gedanke von einer hoffnungsreichen und ersprießlichen Arbeit auf dem Ackerboden der Menschenherzen wie ein rother Faden hindurch. Durch die freundliche Milde und Leutseligkeit gewinnt er sehr bald, wenn auch nicht den größeren, so doch den besseren Theil der judäischen Bevölkerung. Zahlreiche Anhänger schaaren sich um seine Person, eine Reihe von begeisterten Freunden und Theilnehmern seines Werkes tritt gegen die Anschläge der Feinde auf seine Seite. Die Klagen, die wir gerade in dem vierten Evangelium hin und wieder im Munde Jesu theils über die Verblendung des Volkes, theils über die Hartnäckigkeit der Gegnerschaft vernehmen, entkräften das Gesagte durchaus nicht. Sie erscheinen bei Licht besehen vielmehr

*) Vergl. Joh. 2, 1—4, 54.

nur als momentane Ausbrüche ſeiner heftigen Feuernatur, die alles im Sturmſchritt erobern wollte, oder aber es ſind gelegentliche Aeußerungen einer ihn zuweilen überwältigenden Erſchöpfung, eine Erſcheinung die wir mehr oder minder bei allen großen Männern, die einen Neubruch auf dem geiſtigen Boden der Menſcheit pflügen, wahrnehmen.

Sechstes Kapitel.

Jeſu Lebensfreude in ſeinem Leidens- und Todeskampfe.

§ 33.

Die Thatſache.

Wir kommen jetzt an das ſchwierigſte Kapitel unſerer Unterſuchung, an den eigentlichen Leidens- und Todeskampf Jeſu, ein Kapitel, welches der kirchlichen Auffaſſung die Hauptargumente für die Lehre von einem leidenden Jeſus geliefert hat.

Freilich, Lebensfreude und Todeskampf ſind zwei Begriffe, die ſich auf den erſten Blick zu widerſprechen und ſogar ſich auszuſchließen ſcheinen, vorausgeſetzt nämlich, daß unter Lebensfreude die Luſt und Liebe zum Leben verſtanden wird. Denn es iſt eine unleugbare Thatſache, daß die Sehnſucht und das Verlangen nach dem Leben in jedes Menſchen Bruſt gepflanzt iſt. Wo nicht eine furchtbare Leidenſchaft die ganze Natur des Menſchen verändert, ihn bis zur ſtumpfſinnigſten Verzweiflung getrieben hat, da freut ſich ſeine Seele ihres Daſeins; da ſchützt er das Leben

ängstlich gegen jede drohende Gefahr; da dankt er voll Innigkeit dem Retter, der es ihm erhielt. Auch unter der Last drückender Armuth, im dumpfen Kerker, in den letzten Greisentagen glüht noch der Funke dieses Verlangens in des Menschen Brust. Er ruft um Hilfe, wenn er sterben soll; er sträubt sich, er ringt verzweiflungsvoll mit dem Tode; dessen Gewalt ihn erfassen will; er fühlt sich erquickt, wenn ein freundlicher Augenblick seinem hinschwindenden Dasein noch Stunden und Tage verspricht. Wie der Baum seine Wurzeln fest in den Boden einschlägt, so umfaßt der Mensch das Leben mit der vollen Anstrengung seiner ganzen Kraft.

Wenn das Gesagte im Großen und Ganzen sich auch auf Jesum anwenden läßt, so kann hier aber doch nur seine eigentliche Lebensfreude in Betracht kommen. Dieselbe war nicht nur etwas Physisches, sondern und vorzugsweise etwas Geistiges. Sie bestand in dem innigen Wohlgefallen, das Göttliche, nachdem er es wahrhaft erkannt und empfunden, in endlicher, beschränkter Weise nun wirklich zur Darstellung zu bringen. Deshalb empfand Jesus auch noch im bitteren Todeskampfe Lebensfreude und mußte sie empfinden, wenn er seiner hohen Lebensaufgabe sich klar und deutlich bewußt blieb. War der Todesgang Jesu doch eine Besiegelung der ewigen Wahrheit von der unveräußerlichen Menschenwürde und Menschenfreiheit, die sich nicht in die Fesseln vergänglicher Satzung schlagen und von der Gewalt des Buchstabens einschüchtern läßt. Da er ein Leben inniger Liebesgemeinschaft mit Gott lebte, da der Gottesgedanke der Grundgedanke seines ganzen Bewußtseins war, also das Begründende und Bewegende, das Beseelende und Leitende seines ganzen Denkens, Empfindens und Wollens bildete, da er ferner in der Persönlichkeit eine Quelle unversiegbaren Lebens erkannte, die nicht ins Nichts zurückkehren konnte, so war der Tod für ihn nur der Uebergang zu einer höheren Daseinsform, in welcher er zur ursprünglichen Lebensgemeinschaft mit Gott gelangte. Der Tod löste nicht das Verbundensein mit Gott, er zerstörte nicht das

Perſonleben, ſondern führte beides erſt ſeiner wahrhaften Vollendung entgegen. So ſenkte denn die Lebensfreude Jeſu ihre Wurzeln in den Boden der Ewigkeit hinab, und wenn auf Erden ſeine erbitterten und aufs Höchſte ergrimmten Gegner die Axt auch an ſeinen Lebensbaum legten, ſo beſeelte ihn doch der frohſelige Glaube, daß er in einer anderen Welt mit unverletztem Triebe als grüner Sprößling hervortreiben würde.

Von dieſem Geſichtspuncte aus allein dringt eine leuchtende Klarheit in die Lebensfreudigkeit des Todeskampfes Jeſu, der freilich bitter und ſchmerzensreich für ihn war, weil ſein Körper in demſelben alle Rechte geltend machte.

Jeſus redete in den letzten Wochen ſeines Lehrwirkens mit großer Beſtimmtheit von ſeinem baldigen Tode; das tragiſche Lebensende ſchwebte ihm ſogar mit einer Klarheit vor der Seele, daß ſeine Rede ſich zuweilen beinahe in das Gewand der Prophetie einhüllt.

Jeſus mußte ſterben; der grimme Haß der Phariſäer und Schriftgelehrten, der herrſchenden theologiſchen Schulen und der Spitzen der geiſtlichen Gewalt ließ keine andere Ausſicht. Rückhaltlos hatte er ihr hohles Satzungsweſen angegriffen und mit der ganzen Macht ſeiner Perſönlichkeit ihre hierarchiſchen Gelüſte, ihre im Innerſten durchlöcherte und zerfetzte Sittlichkeit, ihren äußern Tugendſchein und phraſenhaften Prunk mit guten Werken aufgedeckt. Es war eine Oppoſition entſtanden, die mit jedem feindſeligen Anprall immer ſtärker wurde und endlich einen unheilbaren Bruch herbeiführen mußte. Große Erbitterung erregte namentlich die Meſſianität, die Jeſus beſonders während ſeines Aufenthaltes in Judäa für ſich in Anſpruch nahm. Die Phariſäer und Schriftgelehrten konnten von ihrem Standpuncte aus ihm dieſe Würde ſchlechterdings nicht zuerkennen; er erſchien ihnen als ein Mann, der ſich und andere täuſchte. Aber konnte nicht das Volk eingreifen und bewirken, daß die aufs äußerſte gereizten Gegner Jeſum doch ungefährdet ſeine Bahn wandeln laſſen mußten? Wohl hätte es dem bereits im Geheimen über ihn verhängten

Todesurtheil die Spitze abzubrechen vermocht, wenn es eine nicht mißzuverstehende, energische Demonstration gegen die hierarchische Führerschaft an den Tag legte. Dazu kam es aber nicht. Ein solches revolutionäres Einschreiten des Volkes wäre auch nicht im Sinne Jesu gewesen; er wollte die von ihm hervorgerufene Bewegung in durchaus friedlicher Weise sich vollziehen lassen. Hätte er einen Volksaufstand zur Förderung seiner Sache beabsichtigt, dann hätte er in seinen Reden die Herzen seiner Zuhörer vorher dazu entflammen müssen. Diesen Weg betrat er aber gar nicht. Wie er weder mit den Trägern des Staates Verbindungen anknüpfte und sie für seine Zwecke zu gewinnen suchte, so wollte er auch kein aufrührerischer Demagoge sein. Der Gedanke, das Volk wider seine religiösen Leiter in revolutionärer Weise aufzuregen, lag seiner reinen Seele viel zu fern. Seine sittlichen Grundsätze sollten von jeder öffentlichen Autorität unabhängig und nur durch sich selbst wirken. Das Volk sollte nach und nach die Ueberzeugung gewinnen, daß seine Lehre lediglich darauf abziele, es aus den Fesseln der pharisäischen Satzung zu erlösen, um ihm die Freiheit der Gewissen und die Unabhängigkeit der religiösen Ueberzeugung wiederzugeben.

Durch seinen kühnen Aufbruch von Galiläa nach Judäa beschleunigte Jesus die Katastrophe, die sich sonst wohl noch einige Zeit verzögert hätte. In der Metropole aber, am Sitze der geistigen Machthaber, trat der Gegensatz seiner Lehre zur herrschenden Schule in seiner ganzen Schroffheit hervor. Die Gegnerschaft wuchs von Tag zu Tage. Jesus hatte das beabsichtigt, denn er hielt seine Sache nunmehr für reif, um sie zur völligen Entscheidung zu bringen. Es gab für ihn kein Wenn und Aber mehr. Wie unter dem Zwang einer göttlichen Nothwendigkeit stehend, that er den verhängnißvollen Schritt, der ihn rasch ans Ziel bringen sollte.

Hatte sich Jesus bis jetzt den Angriffen der Schultheologen und Hierarchen gegenüber immer auf der Linie der Vertheidigung gehalten, so ergriff er, namentlich nach dem glorreichen Ausgange

der beiden Conflicte über die Auferstehung und über das größte Gebot, rücksichtslos die Offensive. In einer schneidenden und erschütternden Apostrophe*) stellte er die Führer der hierarchischen Partei als selbstsüchtige und gewissenlose Heuchler hin, welche unter der Maske der Gottseligkeit himmelschreiende Verbrechen begingen. Die Apostrophe zeugt von einer ungemein starken Aufregung des Gefühls und die ausgesprochenen Weherufe können sogar dem einen oder anderen sittlich anstößlich erscheinen. Man bedenke aber, daß einer Persönlichkeit wie Jesu, die durch und durch Wahrheit und Reinheit war, nichts widerlicher, nichts unwürdiger und verderblicher erscheinen mußte, als der geistliche Stolz der Unwissenheit, welche ausschließend rechtgläubig, der sittlichen Verworfenheit, welche allein fromm, der schamlosen Heuchelei, welche allein gerecht vor Gott und durch bloße Werkthätigkeit selig sein wollte. Der gemeine Wüstling ist weder so verdorben, noch so verführerisch und schädlich, wie diese geistlichen Schauspieler, welche Gott und Menschen betrügen. Es kann demnach jene Apostrophe, die ganz den Ton der strafenden Stimme der alttestamentlichen Prophetie an sich trägt, nur von religiösen Indifferentisten als zelotisch bezeichnet werden.

Ein solch offenes und heftiges Vorgehen ließ keine Verständigung mehr zu, der rücksichtslose Volksführer mußte sterben, es mochte kosten, was es wollte. Der Tod Jesu war für die Vertreter des Hochkirchenthums zu einer sittlichen Nothwendigkeit geworden. Die tödtlich Verletzten berathschlagten daher, wie sich aufs schleunigste seine Verhaftung ins Werk setzen lasse, damit der kühne Recke nicht noch einmal alle zu recht bestehende Autorität vor dem Volke brandmarke. Es geschah. Ein bestochener treuloser Schüler bot der obersten geistlichen Behörde selbst Gelegenheit zu einer alles Aufsehen vermeidenden Gefangennahme seines Meisters. Der Proceß wurde sofort gegen ihn als Religions-

*) Matth. 23, 13—33.

ſtörer und ſchnöden Uebertreter der väterlichen Satzung eingeleitet und das Urtheil lautete: Er iſt des Todes ſchuldig!

Jeſus übernahm nun die über ihn verhängten Leidens- und Todesſchmerzen nicht etwa wie ein apathiſcher Held oder wie ein ſtoiſcher Philoſoph, er blieb nicht empfindungslos und gleichgiltig bei all den Foltern und Qualen, die in ſeinem Körper wühlten. Ein ſolches fühlloſes und kaltblütiges Ertragen des Todes würde bei ihm, der eine ſo zart beſaitete Natur beſaß, ſogar als eine Art Affectation erſcheinen. Nein, die phyſiſchen und geiſtigen Qualen ergriffen Jeſum gewaltig, ſie erſchütterten das innerſte Mark ſeiner Perſönlichkeit. Wir erkennen darin die ächte und reine Menſchlichkeit, die große Innigkeit und Gefühlstiefe des Seelenlebens Jeſu. Schon im Garten Gethſemane, jenem am Fuße des Oelberges gelegenen Meierhofe, empfand er ein momentanes Zittern und Zagen vor dem ihm bevorſtehenden Tode. Man kann es, wenn man will, eine Verſuchung nennen, die ihn daſelbſt überwältigte. Freilich war es keine Verſuchung im Sinne Renan's, welcher meint, daß Jeſus noch einmal ſich die ganze trügeriſche Fülle irdiſcher Luſt und Herrlichkeit vor Augen ſtellte und er mit ſich ſelbſt rang, ob er auf der betretenen Bahn fortgehen, oder ob er umkehren und ſein Werk preis geben ſollte. O nein, ein ſolches Irrewerden an ſeiner erhabenen Berufsbeſtimmung konnte in Jeſu Seele in dieſem Momente nicht Platz greifen, gegen ſo ſinnliche Dinge gab er die Ideale, für die er ſein ganzes Leben eingeſetzt hatte, nicht hin. Seine reine menſchliche Natur zitterte nur vor dem blutigen Ausgange und rang deshalb im Gebete zu ſeinem Vater in den Himmeln, ob er ihm nicht einen unblutigen Triumph ſeines Werkes bereiten wollte. Doch das Bangen war nicht von langer Dauer, ſein Geiſt überwand die finſteren Todesſchauer und mit freudigem Muth und kühner Entſchloſſenheit ging er aus dem Kampfe hervor. Jeſus hatte in ihm die innere Feſtigkeit gewonnen, die ihn den eigentlichen Leidensweg ſtandhaft betreten und ohne ferneres Beben und Zagen dem Tode unerſchrocken ins Auge ſchauen ließ. Das

Vollgefühl, für seine unsterbliche Sache zu leiden, bewog ihn, mit Freudigkeit den Wermuthskelch zu ergreifen und bis auf die Neige auszuleeren. So erscheint der Kampf Jesu in Gethsemane nicht als eine Abschwächung seines Wissens, sondern nur als eine momentane Abschwächung seines Willens.

Da die Kirche das Leiden Jesu als von ihm bereits vorausgesehen und freiwillig übernommen betrachtet, so geräth dieselbe mit ihrem blutigen Schmerzensbilde, genau betrachtet, in einen nicht leicht zu beseitigenden Widerspruch. Wer vorbereitet und freiwillig für eine große und göttliche Sache die Todesqualen auf sich nimmt, dessen Seele behält auch während derselben noch eine hohe freudige Spannkraft. Das herrliche Bewußtsein, für die höchsten geistigen Güter zu sterben, nimmt dem Tode den herben und bitteren Charakter.

§ 34.

Der Siegeszug nach Jerusalem.

Vielleicht einige Wochen vor Ostern war Jesus mit einer galiläischen Festkaravane nach Jerusalem zum Osterfeste gezogen. Den Hauptbestandtheil seiner Begleitung bildeten seine Schüler und viele Freunde und Anhänger aus Galiläa und Peräa. Nach dem Berichte des ersten Evangelisten*) näherte er sich von Jericho aus der heiligen Stadt**). Auf einem Esel reitend hielt der bewunderte und gepriesene Rabbi einen feierlichen Einzug. Als er in die Nähe der Stadt kam, belegten die Begleiter den Weg ihres landsmännischen Propheten mit Büscheln von Palmenzweigen und

*) 20, 17—34; vergl. Marc. 11, 1—10; Luc. 19, 1—28.

**) Nach der Darstellung des vierten Evangelisten (12, 12—19) kam Jesus von Bethanien (vergl. V. 1), wo er mit seinem Gefolge am Abend vorher übernachtet hatte. Auf dem Wege nach der Metropole begegnete er einer anderen Karavane, welche ihm entgegen kam und feierlich bewillkommnete, ein Umstand, der auf eine vorhergegangene Verabredung hinzudeuten scheint.

huldigten ihm als Davidssohn*), indem sie riefen: „Heil dem Sohne David's, gesegnet sei, der da kommt. Heil ihm in der Höhe!“ Das Ereigniß erregte sehr großes Aufsehen, die ganze Stadt gerieth über den ungewöhnlichen Vorgang in Bewegung. Jesus ging nach seinem Einzuge alsbald in den Tempel. In der Vorhalle des Tempels herrschte ein buntes Gewühl; es wurde ein ordentlicher Markt daselbst abgehalten. Der Lärm war so groß, daß der Sprecher kaum sein eigenes Wort verstehen konnte. Mit ernster Miene schaute Jesus auf das unwürdige Treiben, es machte auf ihn einen höchst widerwärtigen Eindruck. Hier standen die Thierhändler und Taubenkrämer**), welche zur Bequemlichkeit der Opfernden allerlei Opferthiere feilhielten, dort saßen die Geldwechsler***), die an ihren Tischen die fremden Geldsorten in die Landesmünze umsetzten. Wegen der zum Osterfest zahlreich herbeigekommenen ausländischen Juden waren die einen wie die anderen nothwendig. Gesetz und Gewohnheit hatte ihnen ein gewisses Recht auf den Platz in der Tempelvorhalle gegeben.

Es ging Jesu, der dieses wucherische Treiben mit der Heiligkeit des Ortes nicht zusammenreimen konnte, ungefähr so, wie

*) Obwohl die ganze Scene von Jesu begünstigt und angeordnet gewesen zu scheint, so kann dieselbe doch nicht als eine politische Demonstration in Anspruch genommen werden. Den Gegnern freilich, welche den anwachsenden Zug in der Nähe der Stadt beobachteten, kam das Ereigniß sehr ungelegen (vergl. Matth. 21, 46).

**) Was die Taubenhändler (מוכרי יונים) anlangt, so sind dieselben wohl zu unterscheiden von den מפריחי יונים, welche eine Art Wette damit trieben, weshalb sie auch in der Mischna (vergl. Rosch haschana I, 8) zu der Klasse von Menschen gezählt werden, deren Aussagen vor Gericht keinen Glauben finden. Die Taubenhändler in obiger Stelle dagegen hatten das Geflügel zu verkaufen, das die Frauen und Armen zum Opfern brauchten. Ihre Geschäftslocale befanden sich wie die der Viehhändler ebenfalls in einer der Tempelhallen.

***) Die Mischna (Schekalim I, 3) bemerkt: Am 15. Tage des Monats Adar saßen die Banquiers im Heiligthum (במקדש) d. h. in der Nähe des Tempels, um gegen eine Vergütung (Agio, תַּרְבִּית) die zur Erleichterung der Reise auf dem Lande (במדינה) eingewechselten großen Geldstücke gegen die zur Entrichtung der jährlich erforderlichen halben Schekel umzutauschen.

Luther bei seinem Besuche in Rom. Sein Zorn entbrannte so sehr über das Gebahren der Viehhändler und Wechsler, daß er dieselben aus dem Vorhofe trieb und den Tempel reinigte. Dieses Auftreten Jesu hat nach unseren Begriffen entschieden etwas Gewaltsames, Eigenmächtiges, Stürmisches; war es doch offenbar ein Einschreiten gegen eine Ordnung der Dinge, die von der Tempelpolizei gebilligt und geschützt wurde, und was gegen sie geschah, scheint daher allerdings einen revolutionären Charakter zu tragen. Doch Jesus hielt sich für den Bevollmächtigten Gottes, und als solcher glaubte er die Befugniß zu haben, die heilige Stätte von dem Unfug säubern und ihre ursprüngliche Weihe wieder herstellen zu können. Daß das Vorgehen Jesu aber, selbst wenn wir es als eine messianische That betrachten, von der strengen Moral nicht gerechtfertigt werden kann, ist selbstverständlich. Wir können daher von unserem Standpuncte aus auch der ganzen Handlung in ihrer Leidenschaftlichkeit nicht eine objective, sondern nur eine subjective Sittlichkeit zu messen.

Von manchen Erklärern wird die Geschichtlichkeit der Tempelreinigung gradezu in Zweifel gezogen. Und in der That, es ist merkwürdig, daß die kirchliche Oberbehörde Jesum über sein Beginnen nicht zur Rede gestellt hat. Auch muß man sich wundern über Jesu glühenden Eifer für das steinerne Haus Gottes, da nach mehreren ausdrücklichen Schriftstellen er doch gekommen war, um das Reich des ewigen Geistes zu gründen und einen Tempel reiner Sittlichkeit zu bauen *).

Schenkel leitet den raschen und stürmischen Vollzug der Tempelsäuberung lediglich aus Jesu Absicht her, von dem weiteren Anschlusse an den Tempeldienst abzumahnen. Er sagt: „Jesus wollte der ihn begleitenden Menge die Entweihung des Heiligthums durch gemeine Gewinnsucht und einen an dieser Stätte doppelt unziemlichen Geschäftsverkehr recht handgreiflich vor die Augen stellen. Er wollte ihr an solchen Erscheinungen deutlich

*) Vergl. Matth. 26, 61; Joh. 2, 19 f.

machen, daß der Verfall der theokratischen Herrschaft und der bevorstehende Untergang des Tempeldienstes eine bereits eingetretene Thatsache sei. Er wollte dadurch sein heiliges Recht erweisen, womit er den geistigen Tempel seiner Gemeinde an der Stelle dieses von seinen eigenen Wächtern und Dienern entweihten und herabgewürdigten steinernen Tempels gestiftet hatte. Auf eine solche Bedeutung der kühnen That Jesu lassen namentlich auch die Schriftstellen schließen, welche er bei dieser Veranlassung zu seiner Rechtfertigung benutzte."

Die nach dem Einzuge von Jesu in der Folgezeit gehaltenen Reden waren meist Streitreden. Schonungslos griff er jetzt die hierarchischen Führer an, auf's schärfste geißelte er ihre Herrschsucht und Habgier, ihren Hochmuth und ihre Heuchelei. In vielzähligen Weherufen verkündete er ihnen frank und frei das göttliche Verwerfungsurtheil. Unverhohlen sprach er es aus, „daß der Wurmfraß des Todes an den Fundamenten des jüdischen Kirchenthums nage, daß seine letzte Stunde geschlagen habe, daß es zur sittlichen Pest für die Menschheit geworden sei." Gerade aber diese letzten Reden Jesu athmen den Geist einer unüberwindlichen sittlichen Kraft und Energie, sie bekunden einen ungebeugten Muth und eine heilige durch nichts zu erschütternde Lebensfreude. Wenn Jesus auch wußte, daß die durch sein kühnes Vorgehen aufs höchste erregten Gegner Anschläge zu seiner Vernichtung schmieden würden, so ließ er sich dadurch doch nicht irre machen. Ohne alle innere Besorgniß lehrte er fort. Von der zahlreichen Zuhörerschaft, welche außer seinen galiläischen Freunden und Anhängern noch aus vielen auswärtigen Festwallfahrern bestand, hoffte er eine schnelle Ausbreitung seiner religiösen Wahrheiten. Doch der Hinterlist und Heimtücke der Gesetzeshierarchen gelang es bald, sich des gottbegeisterten Lehrers zu bemächtigen.

§ 35.

Das Pesachmahl.

Am Vorabend seiner Hinrichtung versammelte Jesus noch einmal seine Schüler zum festlichen Ostermahl. Er hatte das innige Verlangen, einen Bund des Andenkens zu stiften. Das Osterfest, welches sieben Tage dauerte, war ein Freudenfest, an welchem man ungesäuertes, aus reinem, durchgekneteten Weizenmehl bereitetes Brot*) aß**). In besonderem Ansehen standen der erste und der letzte Tag des Festes, sie wurden als Tage hoher Festfreude betrachtet. Jesus hatte seine Schüler beauftragt, die vom Gesetze vorgeschriebenen Vorbereitungen zum Fest zu treffen***). Da lag nun die einmüthige, seelenverbundene Schaar in einem gemietheten Saal†) am nächtlichen Ostertisch††); sie ahnten nicht, daß es das letzte Mahl war, welches sie in Gemeinschaft mit ihrem Meister einnehmen sollten. Jesu Seele offenbarte eine unendliche Ergriffenheit des Moments, sein Herz strömte über angesichts der um ihn versammelten Schüler. Hohe Begeisterung und heilige Freude sprach aus allen Reden, die er mit der frohinnigen Schülerversammlung wechselte.

Was das Pesachmahl anlangt, so wurde dasselbe in zwei auf einander folgenden Gerichten (תבשילין, cocturae) aufgetragen, von denen das erste ein gebratenes Lamm, das zweite aus

---

*) מצות, vergl. Ex. 16, 3.

**) In der obenangeführten Stelle heißen diese geschmacklosen Brotkuchen Brot des Elendes (לחם עני).

***) Matth. 26, 17 ff. Marc. 14, 12 ff. Luc. 22, 7 ff. Joh. 13, 29.

†) Jedenfalls war in dem Absteigequartiere Jesu kein genügender Raum für die Feier des Pesach, deshalb mußte ein Zimmer in einem anderen Hause in Anspruch genommen werden.

††) Wenn unsere Maler die Genossen des Abendmahls auf Stühlen sitzend darstellen, so ist das durchaus unrichtig; denn im Morgenlande pflegt man sich bei Tisch auf die linke Seite niederzulegen, um den rechten Arm frei zu erhalten.

ungesäuerten Brotkuchen nebst einer bitteren Kräuterbrühe bestand. Dazu kam, wenn auch keine besondere gesetzliche Vorschrift darüber vorhanden war, ein Muß von Mandeln, Feigen und Gewürzen, welches Charoset (חרוסת) hieß. Auch der Aermste in Israel sollte hierbei vier Handbecher Wein (כוסות) genießen und mit dem letzten das Mahl beschließen*). Ueber die ungesäuerten Brotkuchen wie über den Wein sprach der Hausvater vor ihrem Genusse ein kurzes Lob- und Dankgebet. Der gewöhnliche Weihspruch über das Brot lautete: „Gelobt sei Gott, der den Weizen aus der Erde wachsen läßt." Dagegen die Segnung des Becher bestand in den Worten: „Gepriesen sei Gott, der die Frucht des Weinstocks schafft"**). Nach Beendigung der Mahlzeit wurden die beiden letzten Pokale geleert, vorher aber noch verschiedene aus den Psalmen gewählte Lieder gesungen. Ein erquickender Aether ruhte über den versammelten Pesachgenossen. Nach dem vierten Evangelium***) war es namentlich Johannes, dem Jesus seine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Er lag neben dem Meister auf der Bank hingestreckt und lehnte den Kopf an seine Brust. Gegen das Ende des Mahles, als das Gespräch immer inniger und traulicher wurde, entschleierte Jesus ein dunkles Geheimniß, welches sein Herz barg. „Wahrlich ich sage euch," sprach er, „einer ist unter euch, der mich verrathen wird." In den Schülern erregte dieses Wort des Meisters die größte Unruhe und Besorgniß. Voll Angst und Mißtrauen blickten sie sich einander an, und jedem war es, als wenn er sein Inneres prüfen und sich fragen müßte: „Bin ich's." Nur Judas, obwohl er das Wort Jesu gehört, suchte seine vollkommene Ruhe und Fassung zu behaupten. Aeußerlich nicht die geringste Verlegenheit zeigend, hatte er sogar die Dreistigkeit — vielleicht hatte ihn das Auge des Meisters getroffen, — die Frage an Jesum zu

*) Vergl. Mischna, Pésachim c. X, 1—9.
**) Vergl. Mischna Berachot c. VI, 1.
***) Vergl. 13, 1 ff.

richten; „Herr bin ich's?“ Simon bar Jona, deſſen Herz vor Schmerz und Unwillen am meiſten auf die Folter geſpannt war, forderte deshalb durch Blick und Wink den Zebedäiden Johannes auf, den Meiſter, weil er den nächſten Platz an ſeiner Seite inne hatte, zu einer näheren Erklärung zu veranlaſſen. Johannes, den ſtillſchweigenden Auftrag mit zarter Gewandtheit vollziehend, erhob ſich nach dem Berichte des vierten Evangeliums annähernd an das Haupt Jeſu und bat ihn leiſe, den Verräther perſönlich zu bezeichnen, um in die verhängnißvolle Sache Klarheit und Licht zu bringen. Doch, woher wußte Jeſus, einer ſeiner Schüler werde ihn verrathen? War er denn allwiſſend und konnte er dem Judas in's Herz ſehen? O nein! Wir haben ſchon mehr als einmal darauf hingewieſen, daß Jeſu Wiſſen nicht über die menſchlichen Schranken hinaus ging. Es handelt ſich in dieſem Falle auch gar nicht um einen Act wirklichen Vorauswiſſens, Jeſus konnte die ruchloſe That des Judas aus dem zweifelhaften und ſchwankenden Benehmen des Schülers recht gut erſchließen. Hatte doch der Schüler wenige Tage zuvor ein ſehr niedriges und ſcheelſüchtiges Verhalten an den Tag gelegt und dadurch dem Meiſter Anlaß zu gerechtem Mißtrauen gegeben. Jeſus kannte demnach die unlautere Geſinnungsweiſe des treuloſen Schülers ſehr wohl. Ja, es iſt ſogar möglich, daß Jeſus eine geheime Annäherung des Judas an die Phariſäer und Schriftgelehrten wahrgenommen hat*). Uebrigens wäre es doch grundfalſch zu glauben, Jeſus hätte, als er das Wort ſprach, mit Sicherheit gewußt, der Schüler würde gerade noch in dieſer Nacht ſein Bubenſtück ausführen. Jeſus bezeichnete nun auf die Frage des Johannes den treuloſen Schüler nicht mit ſeinem Namen, ſondern nur durch eine ſymboliſche Handlung, indem er ihm den letzten eingetauchten Biſſen reichte**).

*) Nach der Relation des dritten Evangeliſten hatte Judas nicht nur mit den Erzprieſtern ſondern auch mit der jüdiſchen Tempelwache (στρατηγοῖς) Verhandlungen betreffs ſeines Meiſters gepflogen (vergl. 22, 4 f.)

**) Dieſe Symbolik findet ihre Löſung in Ex. 12, 8 f. Der Biſſen beſtand nämlich in einem etwa einer Olive gleich großen Stückchen Lammesfleiſch, welches man in eine bittere Coctur (מְרוֹרִים, πικρίδες) eintauchte. Mit dieſem Labebiſſen pflegte jeder ſtrenge Iſraelit ſeinen Peſachgenuß zu endigen.

Ob Johannes die Symbolik verstand, bleibt sehr zweifelhaft, er hüllte sich in Schweigen, da auch der Meister schwieg. Die andern Schüler scheinen sogar von der ganzen Symbolik nicht einmal etwas gemerkt zu haben, sie deuteten vielmehr die eigenthümlichen Worte Jesu gegenüber dem Judas dahin, daß er ihm einen besonderen Auftrag für den kommenden Morgen gäbe, dessen Vollziehung keinen weiteren Aufschub litte.*) Die Befürchtungen der Schüler gingen somit rasch vorüber.

Nachdem die Pesachfeier bis auf die Psalmen beendigt war und auf der Tafel sich nur Brot und Wein befanden, dachte Jesus beim Anblick dieser Elemente an sich selbst. Indem er einen neuen Brotkuchen zum Zwecke der Vertheilung an die Seinigen zerstückte, drängte sich ihm unwillkürlich das Bild seines Leibes auf, beim Eingießen des rothen Weins in den Pokal wieder trat ihm das Bild seines Blutes vor Augen**). Jesus wollte damit den versammelten Schülern seinen vielleicht sehr bald bevorstehenden Tod andeuten.

Aber mitten unter diesen Todesbildern strahlte hellleuchtend auch wieder die freudige Hoffnung in seiner Seele auf, sein gebrochener Leib und vergossenes Blut würde die Weihe eines heiligen Bundes der Menschen untereinander sein. Deshalb gebot er seinen Schülern die festliche Feier nach seinem Tode zu wiederholen. So oft dieselben Brot und Wein gemeinsam genießen würden, sollten sie sich seine Person im Geiste lebendig vergegen-

*) Mit der Darreichung des eingetauchten Bissens war Judas entlassen; er durfte aufstehen und sich von der Tischgesellschaft zurückziehen.

**) Es unterliegt für uns keinem Zweifel, daß die Einsetzung des Bundesmahles mit dem dritten Becher begann, da bei diesem noch Brotfladen genossen werden durfte. Mit dem vierten und letzten Becher hörte alles Essen auf. Wollte man das Bundesmahl früher setzen, so könnte man nur an die zwischen dem ersten und zweiten Pesachbecher liegende Zeitspanne denken, in welcher nach der Mischna (Pesachim c. X, 7) zu trinken allerdings erlaubt war, was zwischen dem dritten und vierten Becher nicht geschehen durfte, aber dann hätten wir eine unzulässige Vermischung zwischen dem Pesach- und Bundesmahl. Hinsichtlich der Zeit bemerken wir, daß die Einsetzung des Bundesmahles noch vor Mitternacht erfolgte, weil die Pesachfeier überhaupt nicht bis über diese Zeit hinausgeschoben werden durfte (vgl. ebend. X, 9).

wärtigen. Eine freudige Begeisterung spricht sich in Jesu Worten bei der Brot- und Weinvertheilung an seine Schüler aus. Selbst das Schlußwort am Ende des Mahls: „Ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstockes trinken bis an den Tag, da ich es mit euch neu trinken werde in meines Vaters Reich“ *) läßt noch die feierliche Erhebung der Gemüthsstimmung Jesu erkennen. Obwohl er den gewaltsamen Tod vor Augen sieht, so zeigt er doch während der ganzen Pesachfeier eine erhabene Ruhe, eine innere seelische Zufriedenheit und Beglückung, die wahrhaft bewundernswerth ist. Er trug in sich das felsenfeste Vertrauen, daß sein Lebenswerk, dem er durch die Einsetzung des Bundesmahls das Siegel aufgedrückt, unzerstörbar sei. Es war ihm gelungen, dasselbe soweit auf Erden zu begründen und zu fördern, daß es, wenn auch losgelöst von seinem persönlichen Stifter und Träger, einer gesunden und fröhlichen Weiterentwicklung sich erfreuen durfte. Die Freiheit hatte über den Satzungszwang, der Geist über den Buchstaben, die Wahrheit über den Schein den Sieg davongetragen.

Wenn auch während der abendlichen Feier einigemale wirklich in den Reden Jesu die bangen Töne der Wehmuth hindurch klangen, so lag das in der Natur der Sache. War das Pesachmahl nach seiner Ueberzeugung doch ein Abschiedsmahl. Eine ahnungsvolle Stimme sagte dem Meister, er würde das Fest nicht wieder in solch inniger und herzlicher Gemeinschaft mit seinen Schülern feiern.

Als es zum Aufbruche ging, dachte Jesus angesichts der Thatsache, daß die Führer der Hierarchie seinen Tod beschlossen hatten, vorübergehend an Vorsichtsmaßregeln; er fragte, ob Schwerter in Bereitschaft wären, damit er sich bei einem heimtückischen Ueberfall vertheidigen könnte. Da sich deren zwei vorfanden, erklärte er, es sei genug **).

Schon lagerte tiefe Nacht über der Stadt, als Jesus vom

*) Matth. 26, 29. Marc. 14, 25. Luc. 22, 18.

**) Luc. 22, 36—38.

Mahle sich erhob und zum Fortgehen anschickte; alle seine Schüler weilten in seiner Nähe, nur einer fehlte, es war Judas, der Mann von Kerioth.

§ 36.

Das Gebet in Gethsemane.

Nach dem Pesachmahle verließ Jesus etwa gegen Mitternacht Jerusalem und wanderte mit seinen Schülern hinab nach dem Kidronthale, dem Oelberge zu. Vielleicht wollte er nach Bethanien, seinem gewöhnlichen Nachtlager, zurückkehren. Der Weggang des Judas mochte ihm aber doch den Gedanken einer unvorhergesehenen Vergewaltigung an seiner Person nahe gelegt haben. Daher wurde, obschon er anfangs unter dem Gesange von Pesachhymnen, den Weg dahin eingeschlagen hatte, doch bald sein bisher heiter und fröhlich gestimmtes Gemüth mit tiefer Traurigkeit erfüllt. Unter ernsten Gesprächen setzte er den Weg fort und gelangte mit seinen Freunden in etwa einer halben Stunde bei dem Landgut Gethsemane am Fuße des Oelberges an*). Da er eine große Abspannung seiner Seelenkräfte fühlte und auch die Schüler der Erholung und Ruhe bedurften, so trat er in den offenstehenden, geräumigen, mit alten Oelbäumen überschatteten Garten. Am Eingange der Meierei befahl er den Schülern, sich daselbst zu lagern; nur mit drei Vertrauten, dem Simon bar Jona, und den beiden Zebedäiden Jacobus und Johannes begab er sich noch ein Stück weiter in das Innere desselben. Bald aber gebot er auch diesen, sich niederzulassen. „Bleibet hier," sprach er zu ihnen, „meine Seele ist tief betrübt bis in den Tod, bleibet hier und wachet mit mir**)." Es überfiel ihn plötzlich eine tiefe

*) Matth. 26, 36; Marc. 14, 32; Luc. 22, 39; Joh. 18, 1, 2.

**) Marc. 14, 34; Matth. 26, 38. Der dritte Evangelist hat die oben angeführten Worte nicht. Wahrscheinlich erschienen ihm solche Bangigkeitsgefühle als unvereinbar mit der erhabenen Ruhe und Klarheit, welche Jesus noch vor wenig Stunden bei der Pesachfeier und der Einsetzung des Bundesmahles gezeigt hatte.

Wehmuth, die sich bald zu einer namenlosen Todesangst steigerte. Die ersten Vorboten der finsteren und unheimlichen Katastrophe drangen erschütternd auf ihn ein*). Ganz allein ging er noch etwa eine Steinwurfsweite tiefer in den Garten. Da fiel er, überwältigt von den Schrecken des Todes, nieder und fing an zu beten: „Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ In der tödtlichen Angst seines Herzens wiederholte er dreimal diese Gebetsworte. Immer inniger und brünstiger warf er sich der treuen Vaterliebe Gottes in die Arme. Die Schüler hatte inzwischen der Schlaf übermannt, sie ahnten nicht, was binnen Kurzem mit ihrem Meister sich zutragen sollte. Obwohl Jesus sie mit milden Worten zur Wachsamkeit ermahnte, so konnten sie sich der Schläfrigkeit doch nicht erwehren. Ihre Augen waren voll Schlafs, so oft Jesus zu ihnen zurückkehrte.

Der Gebetskampf ist nicht ein Irrewerden Jesu an seinem Lebenswerke, sondern nur eine momentane Erschütterung seiner physischen Kraft. Der voraussichtlichlich nahe blutige Ausgang machte mit aller Macht seine Schrecken geltend. Seine rein menschliche Natur bäumte und sträubte sich gegen die Uebernahme der bitteren Todesschmerzen. Daher wandte er sich mit Ergebung und Demuth in dieser fürchterlichen, schweren Stunde an seinen Vater in den Himmeln und fragte ihn bittend, ob seine Weisheit nicht einen un-

*) Wenn ehedem Celsus Jesum der Feigheit und Verzagtheit in den letzten Stunden seines Lebens beschuldigte, so hat schon Origenes mit Recht hervorgehoben, es habe die tiefe Gemüthstraurigkeit in dem natürlichen Wechsel von körperlicher Schwäche und geistigem Muthe ihren wahren Grund gehabt. (Vergl. Origenes contra Celsum, ed. Spenceri. Cantabrigiae 1677. Lib. II. p. 7659.) Es ist etwas ganz anderes, dem Tod aus der Ferne mit Muth und Entschlossenheit entgegenzugehen, und denselben Entschluß noch da festzuhalten, wo der natürliche Abscheu vor einem gewaltsamen Ende in der Nähe das Bewußtsein beengt, und die höchste Anstrengung des Geistes fordert, den früheren Vorsatz frei und selbständig aufrecht zu erhalten. Das Höchste, was der zu Gott aufstrebende Mensch leisten kann, hat Jesus vollbracht, mehr von ihm zu verlangen, würde Thorheit sein.

blutigen Ausgang seiner hohen Lebensaufgabe gestattete. Konnte ihn nicht die ewige Liebe retten? Mußte er denn mit einem blutigen Tode die Wahrheit vom Reiche der Himmel besiegeln? Gab es für die göttliche Weisheit keinen anderen Ausweg, dieselbe dauernd auf Erden zu begründen? Konnte er seine Mission nicht ohne das entsetzliche Todesopfer vollenden?

Treffend bemerkt Schenkel: „Was Jesum in Gethsemane beschwerte und ängstigte, war das Vorgefühl der Martern und Qualen, die auf ihn warteten. Eine rein menschliche Regung, ein ganz naturwahrer Schauder durchbebte ihn; das Grauen vor dem in unmittelbarster Nähe drohenden Todesleiden durchrieselte ihn, vor einem so entsetzlichen, furchtbaren und schmachvollen Todesleiden, daß ein höherer Grad nicht zu ersinnen wäre."

Warum hätte Jesus auch den Wunsch, daß der Todeskelch an ihm vorübergehen möchte, unterdrücken, warum den Gedanken ohne gewaltsamen und schauerlichen Ausgang sein Ziel zu erreichen, verbergen sollen? Gott war ja sein Vater, mit dem er sich durch die innigsten Bande der Liebes- und Lebensgemeinschaft verbunden fühlte. Ihm durfte er in kindlichem Gehorsam alles aussprechen, stellte er es ihm doch anheim, wie er nach seiner Weisheit ihn zweckentsprechend führen wollte.

Ganz irrig ist Renan's Annahme, nach welcher Jesus bei dem Herannahen der Todesbilder einen Augenblick schmerzlichen Widerspruchs empfunden und es beklagt habe, nicht einer rechtmäßigen und gebührenden Belohnung gewürdigt zu sein. Der französische Gelehrte sagt: „Vielleicht überkamen Jesu damals einige jener rührenden Erinnerungen, welche die stärksten Seelen bewahren und sie manchmal wie ein Schwert durchbohren. Vielleicht gedachte er der klaren Brunnen von Galiläa, an denen er sich hätte erlaben, des Weinberges und des Feigenbaums, unter denen er hätte sitzen können. Vielleicht fluchte er seinem herben Geschick, das ihm die Freuden, die allen anderen gewährt sind, versagte. Vielleicht beklagte er seine erhabene Natur und beweinte, er ein Opfer einer Größe geworden und nicht ein einfacher Handwerker in

Nazareth geblieben zu ſein.“ Renan hat die Situation Jeſu in Gethſemane gar nicht verſtanden. Vor allen Dingen iſt ihm der Sinn der Gebetsworte verſchloſſen geblieben. Wenn Jeſus bat: „Iſt's möglich, ſo gehe dieſer Kelch an mir vorüber,“ ſo wagte ſein inniges, zu Gott aufſtrebendes Gemüth, wie bereits angedeutet, eben nur eine letzte fragende Bitte an ihn, ob er in ſeiner Huld ſeiner heiligen Sache nicht einen unblutigen Triumph gewähren und ihm einen Ausweg ohne gewaltſame Tödtung zeigen wolle. Lag es aber im Willen Gottes beſchloſſen, daß nur durch die Darangabe des Lebens die Wahrheit beſiegelt werden könnte, ſo war der zagende Menſchenſohn auch bereit, ſeinen geiſtig und ſittlich beſchränkten Willen gern im kindlichen Gehorſam der ewigen Weisheit zu unterwerfen und für ſein auf Erbauung, Begründung und Ausbreitung des Reiches der Himmel abzielendes Lebenswerk durch blutige Selbſtaufopferung einzuſtehen.

Einen Augenblick war Jeſu Seele allerdings erſchüttert, es regte ſich der ſinnliche Lebenstrieb, allein bald beſiegte die edle Natur das Fleiſch. Jeſu ſtarker Geiſt hielt feſt an dem hohen Geiſteszwecke, für den er gelebt, gekämpft und geſtritten hatte. Die Leidensklänge, ſo herb und ſchneidend ſie auch in ſeine Seele hineinklangen, machten ihn keinen Augenblick unſchlüſſig und zweifelhaft. Wenn auch ſein Körper in namenloſer Angſt zitterte und bebte, die gemüthinnige Verſenkung in Gottes Vaterliebe bewirkte, daß er ſeine ruhige gottergebene Faſſung wieder gewann. So liegt nach unſerem Dafürhalten in dem Gebetskampfe Jeſu in Gethſemane an und für ſich noch nicht der Anfangspunct der bitteren Leidenskette, wofür ihn die Kirche anſieht. Uns erſcheint derſelbe vielmehr nur als ein momentanes Zagen ſeiner reinen Menſchennatur, als ein vorübergehendes Schaudern vor der Bitterkeit des Todes. Nach dem Gebetskampfe ſteht Jeſus gewappnet wie ein Held vor unſeren Augen. Er hat nicht nur die vollkommene Ruhe ſeines Gemüthes und die ſichere Klarheit ſeines Geiſtes wiedergewonnen, ſondern er legt auch eine Charakterfeſtigkeit und Entſchloſſenheit des Willens an den Tag, welche, als

die Katastrophe wirklich hereinbrach, wahrhaft bewundernswürdig ist. Er setzte seine ganze Person zur endgiltigen Erfüllung seines Berufszweckes ein. Da tritt keine sinnliche Schwäche, keine unschlüssige Gutmüthigkeit, keine schwankende Halbheit, keine berechnende Eigenliebe und selbstsüchtige Eigenwilligkeit zu Tage. Nicht ein einziges Mal greift er vor seinen Richtern zu einer Ausflucht, nicht ein einziges Mal macht er bei entscheidenden Fragen, welche an ihn gerichtet werden, den Versuch, auszuweichen und das Entscheidungsurtheil aufzuhalten. Wie ein Herold im heißen Schlachtgewühl schaut er freudigen Muthes dem Tode ins Auge.

Psychologisch angesehen, erscheint der Gebetskampf sogar als ein nothwendiges Moment im Leben Jesu. Sowie die Versuchung im Anfange seines Lehrwirkens nicht fehlen darf, so darf auch der geistig sittliche Ringkampf am Schlusse desselben nicht fehlen. Das Bild Jesu gewinnt durch den Gemüthssturm in Gethsemane außerordentlich an voller und reiner Menschlichkeit und anschaulicher und ergreifender Lebenswahrheit. Der ganze Gemüthszustand ist gar nicht erklärbar, oder er verliert allen sittlichen Werth, wenn das Wesen Jesu nur in seiner göttlichen und ewigen Natur gesucht wird. Nach der kirchlichen Anschauung ist seine Menschheit nur scheinbar und wesentlich verkürzt, weil ihr die Ichheit fehlt, welche erst das Selbsterfassen sinnlicher Berührungen ermöglicht.

Ganz merkwürdig ist es, daß das vierte Evangelium von dem erschütternden Seelenkampfe Jesu nichts weiß. Obwohl Jesus ein Vorgefühl seines nahen gewaltsamen Todes empfindet und seine Schüler auf den vernichtenden Schlag mit bestimmten Worten vorbereitet, so zeigt er doch keine Spur inneren Erbangens und Zagens. Im Gegentheil, er nimmt eine durchaus entschlossene und unerschütterliche Haltung an. „Erschrecket nicht, vertrauet Gott, vertrauet mir“*) ruft er seinen Schülern zu. Von dem zuversichtlichsten Vertrauen, einem beseligenden Frieden, einer

*) Joh. 14, 1.

wunderbaren Siegeskraft fühlt er sich durchströmt. „Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht erschrecke euer Herz, noch fürchte es sich*)", das ist der Ausdruck seiner Stimmung. Sowenig bedarf er selbst des Trostes, daß er sogar aus der Fülle seiner freudigen Zuversicht seine Schüler tröstet. Nichts vermag der Fürst dieser Welt weiter wider ihn**). Der Tod und seine Schrecken sind bereits überwunden; sein letzter Gang zum Tode hat nur noch den Zweck, die Welt zu überzeugen, wie er den Vater liebt und seine Gebote befolgt***). Nur die Schüler sind nach dieser Darstellung traurig†), aber nicht Jesus. Er ruft ihnen aus der von keiner Welle der Unruhe bewegten Tiefe seines Gemüthsfriedens zu: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden††)". Die letzte Stunde vor seiner Gefangennehmung ist nicht eine Stunde der Angst, sondern eine Stunde der Verherrlichung†††). Kaum an der von Judas mit den Vollstreckern des Verhaftsbefehles verabredeten Stätte angekommen, stößt er auf den Verräther und eine von diesem geführte Schaar von Bewaffneten; bei den ersten Worten aber, mit welchen Jesus sich zu erkennen giebt, stürzen jene, wie vom Blitze getroffen, zu Boden.

So zeigt uns denn selbst das vierte Evangelium Jesum bei seiner Gefangennahme auf der Höhe und im Glanze seiner sittlichen Vollendung. Völlig siegesgewiß geht er dem Tode entgegen, seine Seele ist ruhig, sie verspürt nicht das leiseste Trauern, Zittern und Zagen. Mit einem Worte, die ganze Schilderung liefert das Bild von einem lebensfreudigen Jesus.

§ 37.

Die Gefangennahme.

Jesus hatte die hierarchische Partei, die Träger der obrigkeitlichen Gewalt, mit ihrer Satzungsherrschaft und ihrem geisttödtenden Gesetzesformalismus durch seine Angriffe im innersten

*) Joh. 14, 27. **) Ebend. 14, 30. ***) Ebend. 14, 31. †) Ebend. 16, 22. ††) Ebend. 16, 33. †††) Ebend. 17, 1 f.

Lebensmarke verwundet; er hatte ihren Ehrgeiz und Hochmuth, ihre äußere Aufgeblasenheit und innere geistige Leerheit, ihren anspruchsvollen Dünkel und leidenschaftliche Herrschsucht aufs empfindlichste bloß gestellt; sie sahen ihre Standeswürde und ihr ganzes Ansehen bei dem Volke untergraben. Vielleicht hatten auch der Triumphzug des galiläischen Lehrers in die heilige Stadt, die tausendstimmigen Hosiannarufe des Volkes, die eigene Machtvollkommenheit, mit der er die Tische der Viehhändler und Wechsler im Tempelvorhofe umwarf, dazu beigetragen, den schon längst gefaßten Mordplan mit einem Schlage zu Ende zu führen. Aber wo und wie konnten sich die Hierarchen seiner bemächtigen? Ihn im Tempel, in einer Midrasche, oder sonst an einem öffentlichen Orte zu greifen, schien wegen der stets um ihn versammelten Volksmassen nicht gut gethan. Dieselben würden in der Gewalthandlung eine Verletzung der öffentlichen Sicherheit gefunden, einen Aufstand erregt und den verehrten Lehrer in ihren Schutz genommen haben. Ebenso gefährlich war es aber auch, ihn auf der Straße oder in seinem Absteigequartier zu überfallen, weil die Straßen zum Osterfeste von zahlreichen Fremden durchzogen wurden, und jedes einzelne Haus unter dem Schutze jüdischer und römischer Gesetze stand. Sie mußten deshalb heimlich und in aller Stille seiner habhaft zu werden suchen. So mußte ihnen denn das Angebot des Judas von Kerioth, des Führers des Glossokomons, seinen Meister in ihre Hände zu liefern, sehr erwünscht kommen. Der treulose und undankbare Schüler benutzte zur Ausführung seines finsteren Bubenstückes die Nacht des Pesachmahles. Bevor die Tafelrunde sich noch zum Aufbruch anschickte, war er, da ihn der Meister entlassen, stracks nach dem Synedrium gegangen. Jesus dagegen hatte sich etwa gegen Mitternacht mit den anderen Schülern, wie bereits erzählt worden ist, nach dem Garten Gethsemane begeben, um sich von seiner Abspannung etwas zu erholen. Die Nacht hatte ihren dunklen Schleier über die Meierei hingebreitet. Friede, Stille und Einsamkeit herrschte unter den tiefdunkelen Oelbäumen. Nachdem

Jesus sein Leben in einem heißen Gebete in die Hand seines himmlischen Vaters gelegt und seine vollkommen ruhige Haltung wieder gewonnen hatte, ging er abermals zu seinen schlaftrunkenen Schülern. Da wurde es plötzlich laut im Garten. Es ließ sich Stimmengewirr und Waffenklang vernehmen, und durch die dichten Zweige der Oelbäume drang der Schein von brennenden Fackeln. Kaum hatten sich die Schüler von ihrer Lagerstätte erhoben, als sie sich von einer großen Schaar von Männern, die Lanzen trugen, umringt sahen. Es waren die vom Synedrium abgesandten Tempeldiener, eine Art Polizeimannschaft, mit den römischen Kriegsknechten, die man ihnen zu ihrer Bedeckung beigegeben hatte*). Der Anführer der bewaffneten Rotte war nach der einstimmigen Ueberlieferung aller Evangelien Judas. Durch das Zeichen des Kusses lieferte er Jesum den Dienern der Gewalt in die Hände. Die Schüler machten zwar einen Versuch, Widerstand zu leisten, Simon bar Jona zog nach dem Berichte des Marcus**) sogar das Schwert und schlug einem Diener des Hohenpriesters das Ohr ab***), aber es war zu spät, sie konnten gegenüber der wohl um das Doppelte stärkeren Schaar der Feinde nichts ausrichten. Außerdem wollte auch ihr Meister von einer blutigen Vertheidigung seiner Person gegen die bewaffnete Macht der Obrigkeit nichts wissen. Er gebot den Schülern Einhalt und ergab sich widerstandslos den Dienern der Gewalt. Seine Worte: „Wie gegen einen Räuber seid ihr mit Schwertern und Stangen ausgezogen, um mich zu fangen; ich war ja täglich bei euch im Tempel und lehrte, und ihr habt mich nicht festgenommen“ †), machte auf die Soldaten einen so gewaltigen Eindruck, daß sie

*) Matth. 26, 47; Marc. 14, 43; Luc. 22, 47; Joh. 18, 3, 12. Der Tempelausschuß hatte den Befehlshaber der Antonia angegangen, ihre Diener noch durch ein Commando der römischen Cohorte zu verstärken. Vergl. Luc. 22, 52; Joh. 18, 12.

**) 14, 47.

***) Nach der Ueberlieferung des vierten Evangeliums hieß der verwundete Knecht Malchus, vergl. Joh. 18, 10.

†) Marc. 14, 48; Matth. 26, 55; Luc. 22, 52 f.

ſogar nach der Ueberlieferung des vierten Evangeliums an ſeiner Perſon zweifelten. Als die Schüler Jeſum in der Gewalt der Kriegsknechte ſahen, bemächtigte ſich ihrer ein ſolcher Schrecken, daß ſie in wilder Flucht auseinander ſtoben. Ein jeder war nur auf die Rettung ſeines eigenen Lebens bedacht. Ein Schüler, welcher ergriffen worden war, ließ ſein Obergewand (סדין) fahren und floh ohne dasſelbe nackt in die dunkle Nacht hinein*). Nur Simon bar Jona und der Zebedäide Johannes hatten den Muth, Jeſu von fern nachzufolgen. Sie wollten ſehen, was mit ihrem Meiſter geſchehen würde.

§ 38.

Das Verhör.

Die Diener des Synedriums ſchleppten Jeſum wieder zurück nach Jeruſalem und brachten ihn zunächſt in den Palaſt des Hanna. Kaum angekommen, wurde auch ſchon ein vorläufiger Proceß gegen ihn eingeleitet**). Die gegen ihn vorgebrachte Anklage lautete, er wäre ein Irrlehrer, Volksverführer und Gotteslästerer und hätte es auf die Zertrümmerung der alten, ehrwürdigen Religionsſatzungen abgeſehen***)". Hanna befragte ihn über ſeine Lehre und über ſeine Schüler†). Jeſus, mit gerechtem Stolz

*) Marc, 14, 51. 52.

**) Da um Mitternacht im Tempel keine Sitzungen gehalten wurden, ſo führte die Wache Jeſum zunächſt in die Wohnung des Hanna, welcher die Verhaftung wohl am meiſten betrieben hatte. Derſelbe hielt daher auch Beſchleunigungs halber das erſte Verhör, um am Morgen ſofort ein beſtimmtes Ergebniß dem Haupte des Synedriums vorlegen zu können.

***) Das Vorverhör ſcheint ſich nach den Berichten der Evangeliſten nur um die judäiſche Wirkſamkeit Jeſu gedreht zu haben, die galiläiſche dagegen ſcheint, weil ſie einen um vieles ſtilleren und friedlicheren Charakter hatte, ganz außer Betracht geblieben zu ſein. In gewiſſer Hinſicht war das auch ganz natürlich, da Jeſus während ſeines Aufenthaltes in Galiläa das jüdiſche Satzungsweſen noch nicht mit jener Rückſichtsloſigkeit angegriffen hatte, die er in Judäa an den Tag legte.

†) Die aufgeworfene Frage über die Schüler Jeſu läßt der Unterſuchungsrichter ganz bei Seite, er bleibt nur bei der Beſchaffenheit ſeiner Lehre ſtehen.

längere Erörterungen abweisend, berief sich einfach auf seinen Unterricht, der stets frei und öffentlich gewesen sei. Niemals hätte er im Geheimen und nur für Eingeweihte berechnete Lehrvorträge gehalten. Daher solle Hanna nur diejenigen befragen, die täglich seine Zuhörer in der Synagoge und im Tempel gewesen wären. Es könnte den Anschein haben, als läge in dieser Antwort eine scheue Ausweichung oder ein furchtsamer Zurückzug, aber dem ist bei Lichte betrachtet durchaus nicht so. Jesus griff nicht zu Ausflüchten, er wollte durch seine Antwort die Katastrophe nicht zurückhalten. Die Worte haben auch weder auf Hanna noch auf die anderen versammelten Richter den Eindruck einer Ausweichung gemacht. Im Gegentheil, die Anwesenden fanden sogar etwas Keckes, Ungeziemendes und Uebermüthiges in seiner Vertheidigung; deshalb gab ihm auch einer der neben ihm stehenden Aufwärter einen Stockstreich, um ihm das Unangemessene seiner Antwort mit Lictorenlicenz zu beweisen. Obgleich Hanna der Urheber des juridischen Mordes Jesu war und ohne Zweifel auf Betrieb der Pharisäerschaft den Befehl zu seiner Verhaftung ausgefertigt hatte, so lag es doch nicht in seiner Macht, das Todesurtheil auszusprechen. Das konnte nur sein Schwiegersohn Kajapha thun, welcher zur Zeit Hoherprieſter war und den amtlichen Theil in Criminalangelegenheiten besaß. Ihm wurde daher Jesus nach Beendigung der vorbereitenden Vernehmung überwiesen. Das geschah gegen Morgen.

Nach der Relation der synoptischen Evangelien*) hatte Kajapha bereits das Synedrium, welches eigentlich aus siebzig Mitgliedern, mit Einschluß eines Vorstandes, Stellvertreters und administrativen Directors bestand, versammelt. Dieses Plenum aber trat nur in wichtigen Fällen zusammen, und es reichte daher, wie bei dem

---

Da die Schüler Männer von anerkannter Sittlichkeit und Ordnungsliebe waren, so lag auch in der Schülerschaft durchaus nichts Incriminirendes für Jesum. Der Talmud erzählt, daß große Rabbinen oft ein Schülergefolge von Hunderten, bisweilen von Tausenden hatten.

*) Matth. 26, 57; Marc. 14, 53; Luc. 22, 66.

kleinen Synedrium, ſchon die Zahl von dreiundzwanzig hin, richterliche Ausſprüche zu begründen*). Das ſcheint noch mehr der Fall nach der Beſitznahme des Landes durch die Römer geweſen zu ſein, wo das große Synedrium das Recht über Leben und Tod verloren hatte. Das Verhör konnte daher ſofort ſeinen Anfang nehmen. Da nach Miſchna Sanhedr. IV,5 wenigſtens zwei Zeugen erforderlich ſind, um einer Anklage Rechtskraft zu geben, ſo waren zwei geſetzliche Zeugen von dem Gerichtshof beordert worden. Dieſelben beſchuldigten Jeſum der Neologie, er hätte Anſchläge gegen das beſtehende Religionsweſen gemacht. Dabei bezogen ſie ſich auf einen von ihm gethanen Ausſpruch, welcher lautete, er würde den Tempel Gottes abbrechen und in drei Tagen wieder aufbauen**). Von dem Standpuncte des damaligen rechtgläubigen Judenthums konnte das allerdings als ein fanatiſches Attentat auf die jüdiſche Religionsverfaſſung betrachtet werden. Und es wurde als ein ſolches betrachtet. Man beſchuldigte Jeſum, daß er ein Volksverführer (מסית) und darauf ausgegangen wäre, den beſtehenden Gottesdienſt, an welchem alle Erinnerungen und Hoffnungen des frommen Iſraeliten ſich knüpften, aufzuheben, die Grundpfeiler des moſaiſchen Geſetzes zu zerbrechen und eine neue Ordnung des ſittlichen Lebens zu begründen***). Der Hoheprieſter richtete deshalb an Jeſum die Aufforderung, ſich gegen das ihm ſchuldgegebene Verbrechen zu vertheidigen. Doch dieſer erachtete es nicht der Mühe für werth, ſich gegen die wider ihn erhobene hohle Anſchuldigung zu recht-

*) Vergl. Miſchna, Sanhedrin I, 5; V, 5; VII, 6. 10.

**) Matth. 23, 61 ff.

***) Treffend bemerkt Schenkel in Beziehung auf die von Jeſu gethane Aeußerung: „Wer dem ſichtbaren (herodianiſchen) Tempel als nothwendige Folge ſeines Lehrens und Wirkens den Untergang vorausverkündigte; wer einen unſichtbaren Tempel — die im alten Bunde durch die Wächter des äußeren Tempeldienſtes bevormundete Gemeinde — an deſſen Stelle zu erbauen verhieß: der trat in den ſchärfſten Gegenſatz zu der vielhundertjährigen jüdiſchen Ueberlieferung und zu allen ihren geheiligten Satzungen und Gewohnheiten; der forderte die geiſtliche Obrigkeit zum Schutze und zur Vertheidigung der bedrohten vermeintlichen Heilsgüter kühn und unerbittlich heraus.“

fertigen. Ein anderer Anklagepunct, wenn auch mit dem vorausgehenden in enger Beziehung stehend, war ferner das Messiasthum Jesu. Kajapha befragte ihn, ob er der Messias wäre. Da das für Jesum eine Cardinalfrage war, so nahm er nicht Anstand, dieselbe unumwunden zu bejahen. Mit lauter Stimme, aber ohne Prahlerei, sprach er vor dem ganzen Synedrium von der bereits erfolgten Ankunft seines Reiches*). Das war den Richtern eine sehr erwünschte Erklärung, eine solche hatten sie beabsichtigt; denn nun lag das todeswürdige Verbrechen offen zu Tage. Durch die Betheuerung, der Messias zu sein, war Jesus dem Gesetze verfallen; damit war nicht nur seine kühne Religionsschwärmerei, sondern auch seine große Staatsgefährlichkeit erwiesen. Kaum hatte daher Jesus das Bekenntniß abgelegt, so wurde auch ohne Weiteres seine Verurtheilung ausgesprochen**). Der Hoheprieſter zerriß zum Zeichen dieses Frevels sein Gewand mit den Worten: „Er hat Gott gelästert***)!“ Auf Gotteslästerung aber stand nach Mischna Sanhedrin V, 7 die Strafe der Steinigung und Erhängung, und zwar so, daß letztere erst nach dem Verscheiden des Verbrechers zum Vollzuge kam.

Das Urtheil war gesprochen; da die Juden aber bei ihrer Unterjochung durch die Römer das Recht der Ausübung der Criminalrechtspflege über Leben und Tod verloren hatten, so mußte zur Vollstreckung desselben erst die Einwilligung des römischen Procurators von Jerusalem eingeholt werden. Streng genommen freilich konnte auch der Procurator nicht ohne Weiteres über Leben und Tod entscheiden. Diese Gewalt hatte nur der

*) Matth. 26, 64; Marc. 14, 62; Luc. 22, 69.

**) Große Schwierigkeit bei der Verurtheilung Jesu macht die Eile, mit welcher die Verhandlungen betrieben werden. Bekanntlich ging das jüdische Criminalgericht bei Hinrichtungen sehr gewissenhaft zu Werke, die Untersuchung wurde durch Zeugenverhöre in die Länge gezogen und alles, was irgend zu Gunsten des Delinquenten sprechen konnte, aufs sorgfältigste erwogen. Die Schnelligkeit, mit welcher das Synedrium die Sache Jesu abwickelt, läßt sich, wenn überhaupt möglich, nur aus dem Hasse der meisten Richter gegen Jesum erklären.

***) Matth. 26, 65.

Senat; da aber Jesus kein römischer Bürger war, so reichte bei dem damaligen Wirrwarr der Gewalten in Judäa die Bestätigung des ersteren hin.

Die Tempeldiener führten Jesum in Begleitung von Abgeordneten des hohen Raths nun auf die Prätur zu Pontius Pilatus*), welcher in dem alten Palast des Herodes wohnte**). Heute steht an der Stelle das Serail des Pascha von Jerusalem***). Als Pilatus Meldung von der Anwesenheit der Juden erhielt, stieg er auf das Bima†), d. i. auf dem im Freien stehenden Richterstuhl, welcher sich an dem Orte Gabbatha (גבתא), griechisch Lithostrotos) befand — ein Ort, welcher nach den auf dem Boden sich befindenden Fliesen benannt ist††). Die Verhandlung erfolgte demnach vor dem Präturgebäude. Innerhalb desselben konnte sie nicht stattfinden, weil sich die Juden sonst durch das Betreten des heidnischen Hauses verunreinigt hätten†††). Damit der Procurator gleich von vornherein mit Mißtrauen gegen Jesum erfüllt würde, hatte ihn das Synedrium als einen politischen Verbrecher, als den Häuptling einer Insurgentenpartei bezeichnet. Es wußte nur zu gut, daß der Gouverneur kein Interesse an den religiösen

*) Matth. 27, 1 ff.; 23, 1; Marc. 15, 1; Luc. 23; Joh. 18, 28.

**) Pilatus verwaltete damals bereits sieben Jahre die Provinz Judäa. Er scheint die Abgeordneten ziemlich kühl aufgenommen zu haben. Den Proceß Jesu aber zu hintertreiben oder eine besondere Criminaluntersuchung zu beginnen, erlaubte ihm weder seine zweideutige Stellung dem hohen Rathe gegenüber, noch sein Verhältniß zu seinem Vorgesetzten Vitellius, dem Statthalter von Syrien, noch endlich die Furcht vor dem argwöhnischen Kaiser Tiberius.

***) Vergl. Philo Legatio ad Cajum. § 38; Joseph. de b. J. 2, 14, 8.

†) Das syrochaldäische Bima ist das griechische βῆμα, suggestum.

††) Matth. 27, 18; Joh. 18, 29; Joseph de b. J. 2, 9, 3; 14, 8.

†††) Der Jude konnte sich verunreinigen theils durch die Berührung von Todten, theils durch das Herausführen der Gefangenen aus dem Kerker, theils endlich durch näheren Umgang mit Heiden. Wären die Juden in die Staatswohnung des heidnischen Procurators gegangen, so hätten sie sich demnach nicht nur einer levitisch verbotenen Handlung schuldig gemacht, sondern sie hätten auch das Fest verunreinigt und nach der Mischna Pesachim c. VIII, 3 ein zweites Pesach (פסח שני, das sogenannte Pesach der Unreinen) nach feiern müssen.

Angelegenheiten der Juden hatte. Das Messiasthum bot zu dieser Verdrehung den besten Anlaß.

Die Anklage lautete daher, Jesus hätte sich für den Messias, d. i. den König der Juden ausgegeben. Dadurch hätte er das Volk aufgewiegelt und veranlaßt, dem Kaiser den Census vorzuenthalten. Nachdem Pilatus die Anklage vernommen, schloß er sich mit Jesu in das Prätorium ein und hielt mit ihm sofort in milder und humaner Stimmung eine Unterredung über die politischen Beziehungen seines Wirkens. Er befragte ihn, ob er sich wirklich für den König der Juden ausgegeben habe. Mit Freimuth bejahte Jesus die Frage, fügte aber noch nach dem Berichte des Johannes das bedeutungsvolle Wort hinzu: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt, wäre mein Reich von dieser Welt, so würden meine Diener kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde“ *).

Pilatus, der als Römer die Worte Jesu nicht begriff und nach seiner religiösen Anschauung auch nicht begreifen konnte, fragte ihn deshalb abermals: „Also bist du doch ein König?“ Jesus bejahte wiederum mit großer Bestimmtheit die Frage, indem er sprach: „Ich bin ein König! Ich bin dazu geboren und das ist meine Sendung in die Welt, daß ich für die Wahrheit zeuge. Wer Sinn für Wahrheit hat, der hört auf meine Stimme!“**). Ein herrliches Zeugniß, voll von Lebensfreude und Siegeszuversicht! Obgleich Jesus mit großer Klarheit das Gefahrvolle der Situation überschaute, so verlor er doch nicht den hohen Zweck seiner Sendung und das Ziel seiner idealen Lebensaufgabe aus den Augen. Er machte während der ganzen Verhandlung auch hier nicht den geringsten Versuch, sein Leben von dem mächtigen Gewalthaber zu erbitten oder zu erkaufen. Sein erhabener Beruf stand unverrückbar vor seiner Seele. Mochte es ihn auch schmerzen, sein gottbegeistertes Streben vom Stand-

*) Vergl. Joh. 18, 36.

**) Joh. 18, 37—38.

puncte eines Verbrechers gegen die ſtaatliche Gewalt betrachtet zu ſehen, er blieb feſt und ſtandhaft. Jeſus machte durch ſein würdiges und ruhiges Benehmen auf den Procurator einen ſo günſtigen Eindruck, daß er ihn von der gegen ihn erhobenen Beſchuldigung vollſtändig losſprach; allein der von der hierarchiſchen Partei erregte Volkshaufe forderte ſeinen Tod. Nach der Ueberlieferung des Matthäus*) legte ſogar die Frau des Procurators ein gutes Wort für Jeſum ein. Vom Söller des Hauſes hatte ſie wahrſcheinlich im Volksgedränge den jugendlichen Rabbi geſehen und Theilnahme für ihn empfunden. Sie ließ daher ihrem Gemahl ſagen, er ſollte ſich mit „dem Gerechten“ nichts zu ſchaffen machen, da ſie ſeinetwegen des Nachts viel in einem ſchweren Traume gelitten hätte**).

Der Procurator, befand ſich in einer ſehr peinlichen Verlegenheit. Er wollte nicht unſchuldiges Blut vergießen, und doch war er ſich klar, daß etwas zur Beſchwichtigung des zelotiſchen Volkes geſchehen müßte. Er übergab deshalb Jeſum ſeiner Wache und ließ ihn geißeln, d. h. mit Riemen oder mit Ruthen ſtreichen***). Nach Beendigung der ſchmerzhaften Procedur wurde Jeſus in einer lächerlichen Maskirung dem Volke wieder vorgeführt. Man hatte ihm einen blaurothen Purpurmantel umgehängt, eine Dornenkrone aus gemeinen Felddornen auf das Haupt gedrückt und ein Rohr in ſeine Hand gegeben. Der Procurator dachte, das Volk würde vielleicht Mitleid mit ihm haben†). Doch

*) Vergl. 27, 19.

**) Vielleicht hatte die Gemahlin des Procurators von der Lehre Jeſu Kenntniß erhalten. Die Sage, welche ihren Namen Procula nennt, ſchildert ſie als ein den Juden freundlich geſinntes Weib, das, obſchon Heidin, doch viele Synagogen gebaut habe. Vergl. Codex aprocryphus N. T. cura Thilo. Lips. 1832. Vol. I. p. 521 sqq.

***) Die Geißelung, das gewöhnliche Vorſpiel römiſcher Hinrichtungen, wurde jedenfalls gleich im Vorhofe des Palaſtes des Procurators ausgeführt. Da Jeſus nicht römiſcher Bürger war, ſo beſtand dieſelbe nicht in Stockſchlägen (verbera), ſondern in Ruthenſtreichen oder Geißelhieben (virgae, flagella).

†) Matth. 27, 27 ff.; Marc. 15, 15 ff.; Luc. 23, 11 ff.; Joh. 19, 1 ff.

weder die Geißelung, noch die Vermummung vermochten das Toben der Volksmassen zu beschwichtigen; ihr Gebahren wurde immer drohender und artete in einen förmlichen Tumult aus. Es machte sich eine den höchsten Grad des Unwillens kundgebende Stimmung gegen den Procurator selbst bemerkbar; es wurden Urtheile laut, die ihn für einen Feind des Cäsar erklärten. „Lässest du diesen los," so riefen die Vertreter der jüdisch geistlichen Obrigkeit, „so bist du des Kaisers Freund nicht mehr*)." Der Procurator, den Verlust seiner hohen Stelle fürchtend, gab, indem er alle Verantwortlichkeit von sich abwälzte, dem Drängen des Volkes nach und sprach das Bluturtheil aus, indem er Jesum zum Tode am Kreuze überantwortete. Dem von den Führern der hierarchischen Partei fanatisirten Volke war nun Genugthuung geschehen, im wilden Taumel schrie es: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder**).

Betrachten wir das Verhalten Jesu während seines Verhörs vor Hannan, Kajapha und Pilatus, so erregt die Hohheit seines Wesens, die Festigkeit und Entschiedenheit seines Charakters unsere höchste Bewunderung. „Sein Schweigen war nicht stumpfe Gleichgiltigkeit oder herausfordernder Trotz, sondern sittliche Besonnenheit und ruhige Würde. Kein unnöthiges, immerhin nur der Mißdeutung ausgesetztes und dem Hohne preisgegebenes Wort sollte in den letzten Stunden seines Lebens von seinen erhabenen Lippen ausgehen." Nicht ein einziges Mal wandelte ihn ein falsches Schwächegefühl an, nicht ein einziges Mal machte er einen Selbstsucht verrathenden Rückzug. Er wollte und mochte die Katastrophe nicht aufhalten. Durch keine Umstände ließ er sich hinreißen; nur allein das sittliche Prinzip der Wahrheit begeisterte ihn; es ging ihm über alles, ja es stand ihm über dem Leben. Unverbrüchlich ihm treu zu bleiben, der Lüge nicht die geringste Concession zu machen, das verlieh ihm auch in dieser schweren

*) Joh. 19, 12—15.
**) Matth. 27, 24. 25.

Situation eine hohe und siegesbewußte Lebensfreudigkeit. Er trug sein furchtbares Todesgeschick mit frommer und stiller Ergebung, „als die unausweichliche Folge des unversöhnlichen Gegensatzes zwischen der von ihm gestifteten Geistesgemeinschaft in Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit und Liebe, und der von der Hierarchie begründeten Satzungsgemeinschaft in äußerer Zucht, Formenzwang, in strenger Unterwürfigkeit, in glühendem Fanatismus!“ Mit Recht kann daher Jesus während seines Verhörs vor den Gewalthabern der jüdischen und heidnischen Obrigkeit als ein unvergleichliches Bild der Erhabenheit, als ein vollendetes Vorbild allen denen gelten, welche um der Wahrheit willen verfolgt werden.

§ 39.

Die Kreuzigung.

Nachdem vom römischen Procurator das Todesurtheil über Jesum bestätigt war, schritt man sofort zur Vollziehung. Die Soldaten führten ihn aus dem Prätorium nach Golgatha*), einem der Stadt benachbarten Hügel, zum Kreuzestode ab. Den Kreuzespfahl**), an dem er seine Glieder ausstrecken sollte, mußte er selbst tragen. Wäre Jesus nach jüdischer Criminaljustiz gerichtet worden, so würde ihn das Loos der Steinigung getroffen haben***). Daher sagt auch der Talmud, welcher die Verurtheilung Jesu

*) Golgatha, im Hebräischen der Schädel (vergl. 2. Reg. 19, 35), syrisch, Gogultho mit ausgestoßenem l, wie Babel von Balbel, war der Name eines Richtplatzes im Norden von Zion. Der Name scheint weniger von den daselbst bleichenden Schädeln und Todtengebeinen als vielmehr von der schädelartigen Form des Ortes selbst entlehnt zu sein. Die Frage, ob diese Stätte da zu suchen sei, wo sie sich jetzt in dem muslemischen Jerusalem befindet, ist noch immer streitig. Es verhält sich damit wie mit so vielen anderen Oertlichkeiten, die uns die Beschreibung des alten Jerusalem darbietet.

**) Die verschiedenen Gestaltungen des Kreuzes haben Lipsius und Zestermann ausführlich beschrieben.

***) Vergl. Joseph. Antiqq. 20, 9, 1.

nach jüdiſchem Criminalrecht darſtellt, er ſei erſt geſteinigt und dann gehängt worden*). Aber auch die römiſche Strafe des Kreuzestodes war keine allgemeine, ſie wurde über keinen freien Bürger, ſondern nur über Sclaven und ganz gemeine Verbrecher verhängt. Auch auf dem Wege zur Richtſtätte, blieb Jeſus nach der Darſtellung des dritten Evangeliſten ſich ſeiner hohen Würde bewußt. Als nämlich jüdiſche Frauen ſein bitteres Todesgeſchick beklagten und in aufrichtiger Theilnahme ihrem ſchmerzerfüllten Herzen durch lauten Jammer Luft machten, da fühlte er ſich gedrungen, ein doppeltes Mahnwort an ſie zu richten. „Er vergleicht ſich ſelbſt mit grünem Holze; friſches, geſundes, unvergängliches Leben iſt in ihm, und das von ſeinem Kreuze ſtrömende Blut wird ſich bald in einen Strom lebendigen Waſſers für die Welt verwandeln. Aber Jeruſalem und die gegenwärtig in dieſer Stadt herrſchende Hierarchie mit dem an ihr Geſchick geketteten, verblendeten Volke iſt — dürres Holz. Iſrael iſt ein entlaubter Baum, der keine Frucht mehr bringen wird." Lebensfreudiger und ſiegesbewußter konnte Jeſus nicht zu der um ihn jammernden Begleitung ſprechen. Der erhabene Zweck ſeines Todes ſchwebte klar und deutlich vor ſeinem Auge, darum wollte er nicht beklagt ſein. Litt er doch für ſeine auf Wahrheit und Freiheit abzielende Berufsarbeit, war ſein Untergang doch eine nothwendige Folge ſeines heiligen Lebenswerkes! Durch das vielſtündige Verhör, das Umherſchleppen, die aufreibenden Gemüthsbewegungen, und durch die ſchmerzliche Geißelung war aber Jeſu körperliche Kraft ungemein erſchöpft, er brach auf dem Wege unter der Laſt des Kreuzes, obwohl dasſelbe keineswegs von coloſſaler Größe war, zuſammen. Die Soldaten ergriffen deshalb einen von der Arbeit heimkehrenden Landmann, Namens Simon von Cyrene, und nöthigten ihn, die Laſt zu übernehmen, oder doch dieſelbe mit Jeſu zu theilen. Vor der Hinrichtung wurde dem Delinquen-

*) Vergl. Miſchna Sanhedrin VI, 4 und Gemara dazu fol. 43 a und 67 a; desgl. Talmud jeruſch. Tr. Sanhedrin XIV, 16.

ten, damit er die Todesschmerzen weniger bitter empfinden sollte, ein Gefäß mit betäubendem und berauschendem Myrrhenweine gereicht*). Gewöhnlich besorgten diesen Trank barmherzige Frauen von Jerusalem. Waren dieselben nicht zugegen, so mußte derselbe aus der Staatskasse bestritten werden. Als Jesus das mit dem stark gewürzten Weine gefüllte Gefäß mit den Lippen berührte, verschmähte er die traurige Linderung, er wollte mit voller Geistesklarheit sterben. Hierauf entkleideten ihn die Speculatoren und Confossoren und hefteten ihn an den Kreuzesbalken**). Mit Jesu wurden noch zwei Missethäter gekreuzigt, einer zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken. Am Kreuze hatte Jesus außer den leiblichen Foltern noch mancherlei geistige Qualen zu erdulden. Die vorübergehenden Zeloten überhäuften ihn mit allerhand giftigen Spott- und Hohnreden und forderten ihn zum Gebrauche seiner messianischen Gewalt auf. Die einen nickten mit den Köpfen und riefen: „Der du den Tempel zerstören und in drei Tagen wieder aufbauen wolltest, hilf dir selber! Bist du Gottes Sohn, so steige doch herab vom Kreuz!“ Andere dagegen sprachen: „Wenn er der König Israels ist, so steige er jetzt herab vom Kreuz, und wir wollen an ihn glauben“. Noch andere endlich sagten: „Er hat Gott vertraut, der rette ihn nun, wenn er ihm wohl will, denn er hat gesagt: Ich bin Gottes Sohn!“ Selbst einen der Mitgekreuzigten ergriff die Spottlust und er rief ihm zu: „Bist du Gottes Sohn, so hilf dir selbst und uns!“ Jesus antwortete auf alle diese Schmähungen mit dem erhabenen Wort: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun“***). Die meisten Erklärer zwar beziehen das Wort auf die Henkersknechte, welche Jesum kreuzigten, aber es will uns richtiger erscheinen, wenn man es auf die Spott- und Hohnredner bezieht. Durch letztere Beziehung gewinnt es eine viel tiefere Bedeutung. Es ist dann

*) Vergl. Mischna Semachot II, 9; Sanhedrin fol. 43 a.

**) Matth. 27, 55; Marc. 15, 24; Joh. 19, 23.

***) Luc. 23, 34.

nicht bloß der Ausdruck des Jammers über die Verblendung und Unwiſſenheit der Menſchen, ſondern auch der Ausdruck einer leiſen Ironie, wie etwa jenes huſſiſche: o sancta simplicitas! Die Spötter waren religiöſe Fanatiker, die in ihrer Unkenntniß nicht wußten, was ſie ſagten. „Für ſie beruhte die Religion," wie Schenkel ſagt, „nur auf den Grundlagen der fünf Sinne, die unſichtbaren Kräfte des Geiſtes aber, in welchem Jeſus gelehrt, gewirkt, ſein Reich geſtiftet, waren für ſie nicht vorhanden; nur was ſie mit eigenen Augen ſehen, mit eigener Hand greifen konnten, das galt ihnen als eine Autorität für ihren Glauben. Sie wollten eine Religion der Wunder, welche Jeſus nicht wollte, aber nicht eine Religion der Wahrheit und Freiheit, die er wollte". Nach einer Weile wandte ſich Jeſus an den einen der beiden mit ihm gekreuzigten Miſſethäter, welcher den anderen, weil er in die höhniſchen Reden des jüdiſchen Pöbels miteinſtimmte, ſcharf getadelt hatte, mit den Worten: „Heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſein!"*). Ein Wort, welches von der hohen Beſeligung Jeſu ſelbſt in dieſer peinvollen Stunde Zeugniß giebt. Er ſchaute bereits den glücklichen Zuſtand, in welchen er nach dem Tode eintreten würde. Die Ausſicht auf das Jenſeits milderte ſeine körperlichen Qualen und Foltern, die er im Diesſeits noch zu ertragen hatte. — Das nächſte von allen Synoptikern bezeugte Wort Jeſu lautet: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!" Dasſelbe iſt wieder ſehr verſchieden gedeutet worden. Bald ſoll es ein Verzagen und Verzweifeln, bald gar ein Irrewerden an Gott, bald wieder einen fragenden Vorwurf gegen ſeinen himmliſchen Vater enthalten. Renan ſchließt alle die genannten Momente einheitlich zuſammen, indem er ſagt, Jeſu ſei in dieſem Augenblick der Muth geſunken, eine Wolke habe ihm das Angeſicht ſeines Vaters verborgen, er

*) Nach den beiden erſten Evangeliſten freilich läſterten beide Miſſethäter Jeſum; nur die heidenchriſtliche Lucasquelle ſtellt den einen vor ſeinem Tode noch in reuiger Umkehr dar und läßt ihn dafür den Troſt der vergebenden Milde und Liebe Gottes ſchmecken.

kämpfte einen Kampf der Verzweiflung, der tausendmal glühender als alle Qualen war, er sah nichts als die Undankbarkeit der Menschen, vielleicht ergriff ihn sogar die Reue, für ein so niedriges Geschlecht zu leiden.

Bei solcher Ausdeutung des Schmerzensrufes verschwindet allerdings die innere heilige Freudigkeit Jesu in seinem Todeskampfe. Ja, Renan's Erklärung wirft auf Jesum selbst einen düstern Schatten. Er erkennt, daß sein auf die höchsten sittlichen Ideale gerichtetes Lebenswerk eine Täuschung und seine Begeisterung dafür trügerische Gefühlsschwärmerei war. Uns widersteht Renan's Fassung. Wir können aber auch die Ansicht der meisten kirchlichen Erklärer nicht theilen. Jesu Sein und Denken wurzelte auch während seiner Todesnoth so fest in Gott, daß sein Glaube an ihn unmöglich am Kreuze erschüttert wurde; ebenso konnte er nicht einen Augenblick an der Wahrheit seines erhabenen Berufswirkens auf Erden zweifeln. Um vieles sachrichtiger und der Situation angemessener erscheint der Ausruf Jesu, wenn er als eine energische Aufforderung an den Rest seiner physischen Kraft und als eine dringende Bitte des mit dem Tode ringenden Kindes zum himmlischen Vater aufgefaßt wird. Der Körper machte in Folge der glühenden Todesqualen noch einmal sein natürliches Recht geltend; darum richtete Jesus in seiner Angst an Gott den brünstigen Schmerzensruf, er möge in diesem fürchterlich peinvollen Momente nicht von ihm mit seiner Himmelskraft weichen. Das Gottesbewußtsein war demnach in Jesu nicht zurückgetreten, es hatte sich nicht verdunkelt*), noch viel weniger

*) Unrichtig hat auch Schenkel den aus rein menschlicher Empfindung hervorgegangenen Aufschrei Jesu im Sinne einer vorübergehenden Verdunkelung des klaren Gottesbewußtseins durch die seine Seele umnachtenden Schauer des Todeskampfes verstanden. Er sagt: „Jesu Seele hatte in der letzten Todesnoth allerdings ein solches Gefühl tiefster und äußerster Vereinsamung überwältigt, daß er den Eindruck davon erhielt, der himmlische Vater selbst habe sein Angesicht vor ihm verborgen und ihn der betäubenden Macht seines Jammers und seiner Angst überlassen." Schenkel mildert zwar gleich darauf wieder etwas seine Meinung, indem er bemerkt: „Es war dies aber lediglich ein, wie Wolken

war es erloſchen, im Gegentheil, er fühlte ſich gerade recht feſt mit ihm verbunden. In ganz anderen Ausbrüchen ergießt ſich der phyſiſche Schmerz bei minder tief religiös angelegten Naturen. Die einen gerathen in den Zuſtand völliger Desperation, ſie fangen an, ſich ſelbſt zu verfluchen, die anderen verfallen in eine ſtoiſche Reſignation. Bei Jeſu war weder das eine, noch das andere der Fall. Sein feſter Gottesglaube ließ ihn weder in den unſeligen Zuſtand der Verzweiflung gerathen, noch mit der Bravour eines kalten Stoikers ſterben, welcher, von Eitelkeit getrieben, die in ſeinem Körper tobenden und wühlenden Foltern gefliſſentlich unterdrückte.

Der freundliche Leſer wird zugeben, daß unſere Erklärung das Wort: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!“ zu einer großartigen Apologie auch ſolcher Ausſprüche Jeſu macht, die für den erſten Blick ſich nicht in den Rahmen eines lebensfreudigen Bildes einfügen wollen.

In dem Grade, als das körperliche Leben Jeſu ſich dem Verlöſchen entgegenneigte, in dem Grade erheiterte ſich ſeine Seele und ſtrebte immer lebensfreudiger und ſiegesgewiſſer zu ihrem himmliſchen Vater empor. Wußte er doch, daß der Tod ſeinem erhabenen Lebenswerke das Siegel aufdrückte. Daher rief er: „Es iſt vollbracht!“ Jeſus ſtand in dieſem Augenblicke gewiſſermaßen auf dem ſonnigen Gipfel eines hohen Berges. Mit dankbarem Herzen blickte er noch einmal auf den mühevoll erklommenen ſteilen Pfad zurück und überſchaute die mancherlei Hemmniſſe und Schwierigkeiten, welche er überwunden hatte; jetzt war das herrliche Ziel ſeines ſehnſuchtsvollen Strebens erreicht. Gefühle überſtrömender Freude durchwogten ſeine Bruſt; mit inniger Rührung und Dankbarkeit ſchaute ſein Herz die ſiegreiche Vollendung. Doch Jeſu Blick fiel nicht nur rückwärts in die Vergangenheit, er blickte auch vorwärts in die Zukunft.

an der Sonne vorüberwandelnder Schatten, der ihm augenblicklich den Strahl der göttlichen Liebe verdunkelte, und unmittelbar hernach folgte die ſelige Vollendung.“

Vor ihm breitete sich ein wunderbares Panorama aus. Die Saatgefilde, die er besät, grünten, blühten und reiften einer hoffnungsreichen und segensvollen Ernte entgegen. Ja, es war vollbracht, das große, weltumfassende Werk, das die Geister an sich reißen und einen neuen sittlichen Umschwung des Lebens, eine neue Aera der Weltgeschichte herbeiführen sollte.

Zwar verhehlte sich Jesus nicht, daß seine Lehre von der Freiheit des Geistes und der wahren Menschenwürde noch schwere Kämpfe und heiße Schlachten hervorrufen würde, aber es erfüllte ihn zugleich das freudige Bewußtsein, sie werde fortdauern bis in die entferntesten Zeiten. Sein fester Glaube an die Menschheit sagte ihm, es werde immer Kämpfer geben, die, erfüllt von heiliger Begeisterung, ihr Leben für seine Sache gern und willig einzusetzen den Muth haben würden. Mit einem lebensfreudigeren Worte als dem: „Es ist vollbracht!“ konnte Jesus sein irdisches Leben nicht abschließen, siegesbewußter konnte er nicht aus dieser Welt scheiden! Es ist ein Wort, welches dem ganzen Lebens- und Leidenswerke Jesu das Siegel einer triumphirenden Vollendung aufdrückt.

Immer ruhiger und stiller wurde es nun in Jesu Seele; er fühlte seine baldige Auflösung und freute sich der seligen Vereinigung mit seinem himmlischen Vater. Mit brechendem Auge legte er nach dem Vorbilde eines wirklich alttestamentlichen Frommen seinen abscheidenden Geist in Gottes treue Hände Seine Gesichtszüge verklärten sich, sein irdisches göttliches Leben war vollendet. —

Wir schließen unsere Darstellung mit der Bemerkung, daß Jesus auch im Todeskampfe mit zu den größten aller Adamskinder gehört. Sein Leben hat den Grundstein zu einem Bau der Sittlichkeit und Tugend gelegt, der nicht blos ihn selbst mit großer Lebensfreude erfüllte, sondern auch alle diejenigen, welche es durch Wort, Ton und Bild weiter zu bauen sich berufen fühlten, mit Begeisterung erfüllt hat und fort und fort erfüllen wird.

Anhang.

Nachträgliches zu den einzelnen Capiteln und Paragraphen.

Zu § 1. Selbst Schenkel's Charakterbild Jesu ist nicht frei von der Leidens- und Schmerzensſignatur der kirchlich dogmatiſchen Anſchauung. Schon das, was der Verf. S. 26 über Jeſu Erziehung und Familienverhältniſſe ſagt, läßt den Einfluß der Tradition nicht verkennen. Es heißt daſelbſt: „Hier (in Nazareth) iſt Jeſus in beſcheidenen bürgerlichen Verhältniſſen aufgewachſen; ſein Vater, ein Mann aus dem Volke, aus der arbeitenden Klaſſe, ein Zimmermann, deſſen Beruf der älteſte Sohn ebenfalls erlernte, ſtand einer zahlreichen Familie vor. In dieſer lernte Jeſus ſchon frühe die Mühen und Sorgen eines beſchränkten Hausſtandes kennen; vier waren ſeine Brüder, und auch Schweſtern ſcheinen nicht gefehlt zu haben. Ein Kind des Volkes hat er von erſter Jugend an die Leiden und Freuden des Volkes getheilt; was an lebendiger Frömmigkeit und reiner Volksſitte in ſeiner nächſten Umgebung lebte, das hat er frühe in ſein für alles Gute empfängliche Gemüth aufgenommen. Schon im Vaterhauſe lernte er entſagen, unter Gottes Fügungen in beſchränkten Verhältniſſen ſich gehorſam beugen; die Verſuchungen zur Eitelkeit, zur Zerſtreuungs- und Vergnügungsſucht, wie ſie von reicheren und glänzenderen Umgebungen unzertrennlich ſind, konnten ſeine Seele in ſolchen Verhältniſſen kaum berühren. Um ſo lebhafter traten die Bedürfniſſe und Entbehrungen der unteren und mittleren Volksklaſſe von früher Jugend an vor

ſein Auge und ſein Herz; er fühlte doppelt mit den Niedrigen und Armen, weil er in ſeiner Jugend ihre Laſt mit getragen, ihre Noth mit erduldet hatte." —

Zu § 5. Der religiös ſittliche Charakter Jeſu. Jeſus führte ein Leben der Tugend, d. h. ein Leben in rein ſittlicher Geſinnung und rein ſittlichem Willen. Er ordnete alle Einzeltriebe dem Urtriebe nach Gott unter. Seine Frömmigkeit bewog ihn, ſich Gott ganz hinzugeben bei weiſem Gebrauche aller eignen Kräfte für das Gute. Bei frohem Muthe und ruhigem Fortarbeiten im Guten zeigte er ein beſonnenes Maßhalten gegenüber den hindernden Beſtrebungen ſeiner ſittlich befangenen Gegner. Aus der einen Liebe zu Gott ging ſeine reine Menſchenliebe, ſeine liebinnige Geſinnung für jedes empfindende Weſen hervor. Man kann dieſe allgemeine und reine Liebe mit Recht den Gipfel und die Krone aller Tugend Jeſu nennen. Jeſus liebte alle Menſchen wie ſich ſelbſt, den Freund und den Feind, den Guten wie den Laſterkranken. Ja, nach einzelnen Ausſprüchen erhob er die Menſchenliebe ſogar über Stamm, Volk und Religion hinaus zu der Liebe der Menſchheit. Die reine Menſchenliebe, als zu Geſchwiſtern in Gott, in der reinen Liebe zu Gott begründet und als ein weſentlicher innerer Theil derſelben war daher auch der Grundzug der ganzen Lehre Jeſu und eine Frucht des von ihm geſtifteten Reiches der Himmel.

Zu § 8. Das Gebot vom Morde iſt eine Folgerung der damals bei der Schriftauslegung angewandten Regel: „Von dem Verbot kann man auf das Gebot" (מכלל לאו אתה שמע הן), vom Negativen auf das Poſitive ſchließen. Das griechiſche ἔνοχος εἶναι entſpricht dem talmudiſchen חַיָּיב, er iſt ſchuldig, ſtrafbar, פָּטוּר, er iſt frei, ſtraflos*). Durch die Worte: ἐγὼ δὲ λέγω ὑμῖν **) erſcheint Jeſus weder als Opponent noch als Neologe, er wollte blos das angeführte Gebot ausgedehnt wiſſen (לְרַבּוֹת),

*) Vergl. Miſchna Sanhedrin VII.
**) Matth. 5, 22.

ungefähr nach Art von Mischna Baba mezia IV, wo das Verbot: „den Fremdling sollt ihr nicht betrügen, nicht bedrücken (Ex. 22, 20) auch auf Täuschung und Kränkung durch Worte bezogen wird*). Eine Erweiterung der mosaischen Gesetze war eher gestattet, als eine Beschränkung derselben, welche letztere nur von einer Autorität ausgehen konnte. Bezüglich des Zornes**): „Jeder Mensch, welcher zürnt (שֶׁכּוֹעֵס), ist er ein Weiser, so verläßt ihn die Weisheit, ist er ein Prophet, so verläßt ihn der Geist der Prophetie, wie es bei Moses (Num. 31) und Elisa (2. Reg. 3) der Fall war. R. Mani bar Patisch (der Ambos) sagte: Derjenige, welcher in Zorn geräth, verliert von seiner Größe." — Die Ausdrücke ריקא (*Paxá*), „leerer Mensch" und בור, „Ungebildeter" (eig. Grube, von וְהַבּוֹר רֵק die Grube war leer***) legten die Rabbinen auch sehr oft im Scherz den Unwissenden bei†). Man soll die Steine nicht aus dem eigenen Gebiete in das allgemeine, d. h. auf die Straße räumen. Ein Mann handelte einst gegen diese Lehre der Rabbinen; ein Frommer (חסיד) kam dazu und sprach zu ihm: Du Unwissender (ריקא), warum wirfst du die Steine aus einem Bezirke, der nicht dein ist, auf einen, der dir einst gehören wird? Der Angeredete lächelte über diese Zurückweisung. Nicht lange darauf mußte er sein Feld verkaufen; er ging durch die Straße und stieß auf die Steine. Nun sah er ein, daß der Fromme Recht gehabt hatte††). Dagegen wurden solche Ausdrücke, die im bürgerlichen Leben als Schimpfwörter und Beleidigungen galten und eine Injurienklage begründeten, von den Gerichten nach Gebühr gerügt†††). „Wer seinen Nebenmenschen einen Sclaven nennt, verdient von der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden, wer ihn einen Bastard nennt, dem giebt man vierzig Geißelschläge,

*) Vergl. noch Gemara desselben Tractates fol. 58 b.

**) Vergl. den Ausspruch des Resch Lakisch Tr. Pesachim fol. 66 b.

***) Gen. 37, 24.

†) Vergl. Baba kama fol. 50 b.

††) Vergl. nach Sanhedrin fol. 100 a.

†††) Vergl. Kidduschin fol. 71 a.

wer ihn einen Ungerechten (רָשָׁע) nennt, in dessen Gewerbe darf der Beleidigte sich nicht einlassen (יוֹרֵד עִמּוֹ לְחַיָּיו) d. h. er braucht sein Interesse nicht zu berücksichtigen. —

Das Scheidegebot Deut. 24 läßt zwei verschiedene Erklärungen zu. Nach der einen, welche dem Texte genau sich anschließt, sind V. 1—3 bloße Voraussetzungen, und V. 4 speciell ist das Interdict des Gesetzgebers; die andere dagegen nimmt das וְכָתַב V. 1 für den Imperativ als מְצוָה. Letzterer liegt nun die Discussion zu Grunde, die zwischen der Schule Schamai's und Hillel's in Betreff der Scheidungsgründe entstanden. Jene behauptet, der Mann darf seine Frau nur in dem Falle von sich entfernen (לֹא יְגָרֵשׁ אָדָם אֶת אִשְׁתּוֹ), wenn er etwas Unsittliches (דָּבָר עֶרְוָה, λόγου πορνείας) an ihr gefunden hat; diese will schon beim geringsten Versehen einer Frau, wenn sie nur ein Gericht verdorben hat, den Mann zur Scheidung berechtigen. R. Akiba geht noch weiter, er will schon in dem Falle die Ehe auflösen, wenn der Mann eine liebenswürdigere Person kennen gelernt hat**).

Das Verbot des Schwures. Jesus stellt Matth. 5, 33 zwei verschiedene Verse zusammen, von denen der eine Lev. 19, 12 vom Eide und der andere Deut. 23, 24 von den Gelübden (נְדָרִים) handelt. Nach dem mosaischen Rechte ist der Schwur (שבועה) eine Betheuerung zur Bekräftigung einer Thatsache, einer Aussage; ein Gelübde (נֶדֶר) aber ein frommer Vorsatz. Doch diese Zusammenstellung darf darum nicht befremden, weil 1) die Schulen damals die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit einer Gesetzesbestimmung dadurch besonders hervorzuheben glaubten, wenn sie darthaten, daß durch die Uebertretung derselben ein Gebot (עֲשֵׂה) und ein Verbot (לֹא תַעֲשֶׂה) verletzt und dadurch eine schärfere Ahndung verdiene, und 2) wurde das Gelübde, d. i. die feierliche Entsagung oder Verzichtleistung auf den Nutzen einer Person oder Sache, mit welchen Ausdrücken (כינוי)

*) S. Mischna Gittin IX, 9; IV, 10 u. Gemara desselben Tractates fol. 90 a.

und unter welcher Formel sie auch geschehen mochte*), bis auf einige Punkte**) dem Schwure gleichgestellt, einer Aeußerung jener Art dieselbe bindende Kraft wie dieser beigelegt, und überhaupt eine Doctrin durch die andere erläutert und ergänzt. So bestand in der That zwischen Eid und Gelübde zur Zeit Jesu kein anderer Unterschied als der, daß jener auf die Person oder Sache oder auf die Vorschrift selbst, dieses dagegen nur auf den Genuß, auf die Anwendung sich bezog***). Die Nichterfüllung eines feierlich ausgesprochenen Vorsatzes wurde daher ebenso als unheilbringend dargestellt als die eines Eides. Für die Galiläer mochte vielleicht eine solche Schärfung des Gebotes, wie Jesus sie giebt, weil sie sich als heftige und auffahrende Menschen (קנטרי) oft übereilten und sich einander oft jeden Genuß eidlich versagten †), nöthig sein. Darum sollen schon ihre Alten (אבותיהם) ihren Antheil an den öffentlichen Instituten und Inventarien dem Vorgesetzten (נשיא) verschrieben haben, um sich deren Benutzung zu sichern ††). —

Wenn man Zeugen mit den Worten anrief: „Ich beschwöre" oder, „ich gebiete", oder „ich mache euch verbindlich", d. h. nach Vorschrift des mosaischen Gesetzes — so waren dieselben zur Aussage verpflichtet; geschah aber die Aufforderung blos mit den Worten: „Ich beschwöre euch beim Himmel und bei der Erde (בַּשָּׁמַיִם וּבָאָרֶץ), so war sie nicht bindend, weil man dabei nicht an den Schöpfer zu denken brauchte †††). Ein Schwur dagegen bei einem der Buchstaben des göttlichen Namens, bei einem der göttlichen Attribute, wie beim Allmächtigen (בְּשַׁדַּי), beim Herrn der Heerschaaren (בצבאות), beim Allgütigen, Barmherzigen, Langmüthigen, Gnadenvollen war bindend, und derjenige, der damit seinen Spott trieb, wurde bestraft und zwar entweder mit dem Tode oder mit der Ausschließung aus dem Nationalverbande

*) Mischna Nedarim I, 1. **) Das. II, 4.

***) Vergl. Schebuot fol. 26 b. †) Vergl. Nedarim V, 2. ††) S. Gemara desselben Tractates fol. 48 a. †††) Vergl. Schebuot fol. 35 b.

(ברית)*). — Um aber den göttlichen Namen nicht auszusprechen, schwor man oft bei den Heiligthümern der Nation, z. B. beim Bundeszeichen (בריתה)**), beim Cultus (העבודה)***), beim Tempel (היכלא)†). — Man pflegte ferner auch beim Leben seines Hauptes (בחיי ראשי) zu schwören, d. h. so wahr ich lebe. Vergl. Mischna Sanhedrin III, 2, wo es heißt: „Wenn jemand einem anderen einen Eid zu leisten hat und dieser spricht zu ihm: Gelobe mir beim Leben deines Hauptes (בחיי ראשך), so kann er dann, nach der Meinung der Gelehrten, R. Meïr ausgenommen, keinen andern Eid fordern. —

Was nun die Forderung Jesu anlangt, so vergl. Schebuot fol. 36 a. R. Elieser sagte: „Nein, לָאו, Ja, הֵן ist ein Schwur (שבועה). Man muß aber", setzt Rabba hinzu, „jedes dieser Worte zweimal sagen." Die Worte הֵן הֵן und לָאו לָאו galten daher ebenso als ein Schwur, wie ein auf einen gehörten Schwur geantwortetes אָמֵן††). Bezüglich der Worte: τὸ δὲ περισσὸν τούτων κ. τ. λ. ist auf die Regel der alten Rabbinen zu verweisen, welche lautet: „Derjenige, welcher zusetzt (כָּל הַמּוֹסִיף), d. i. zu den Worten, die er eigentlich sprechen soll, der bricht auch ab"†††).

---

*) Vergl. Mischna Schebuot IV, 6 u. Gemara dazu fol. 35 b und 36 a nebst der Glosse. **) S. Pesachim fol. 38 b. ***) S. Jebamot fol. 32. †) S. Kiduschin fol. 71 a. Vergl. Lightfoot zu Matth. 5, 35. Derselbe hat sich in der angezogenen Stelle bei seinem Citate Nedarim geirrt. Diese Stelle handelt nicht vom Eide, sondern vom Gelübde; denn sie bezieht sich auf die Mischna I, 4, wo es heißt: „Wenn jemand auf einen Genuß verzichtet mit den Worten: Der Gegenstand soll ihm so heilig sein wie Jerusalem, wie der Altar, wie ein Opfer u. s. w.

††) Das Wort אָמֵן hat drei Bedeutungen 1) als Schwur (שְׁבוּעָה), 2) als Zustimmung oder Genehmigung (קַבָּלַת דְּבָרִים), 3) als Bestätigung (האמנה דברים). Vergl. Schebuot fol. 36 a. Daher muß das öftere „Ἀμήν" in den Evangelien im Sinne von אָמְנָם gefaßt werden, da ersteres stets relativ ist und sich auf das Vorhergehende bezieht.

†††) S. Sanhedrin fol. 29 a.

Zu § 9. Ueber die Anziehungskraft der Hagada auf die Gemüther im allgemeinen und der Seligpreſſungen (אשרי) im beſonderen. Vergl. Midraſch Schir haſchirim zu Hohes Lied 2, 5. „R. Levi ſagte: So lange es nicht an Geld fehlte, wollte man Miſchna, Halacha und Talmud hören, jetzt aber, wo keine Peruta (die kleinſte Münze) zu finden iſt und man durch die Unterjocher krank iſt, will man nur Seligpreiſungen und Tröſtungen hören." —

Die Makarismen Jeſu ſind nicht etwa als eine vollſtändig erſchöpfende und befriedigende Entfaltung des ſyſtematiſchen Gliedbaues der Tugendlehre anzuſehen, dieſe Arbeit iſt überhaupt bis jetzt weder von einem Philoſophen noch von einem Theologen geleiſtet worden. Eine werthvolle Vorarbeit aber dazu hat Krauſe in einem Lehrfragſtück geliefert, welches Dr. Hermann Freiherr von Leonhardi aus dem handſchriftlichen Nachlaß des Verfaſſers in Heft V der „neuen Zeit" S. 29—131 abgedruckt hat. Da die Gebote gewiſſermaßen ein Vermächtniß Krauſe's für alle ſittlich denkende Menſchen ſind, ſo laſſen wir den Text derſelben hier folgen.

I. Allgemeine Gebote.

Du ſollſt Gott erkennen, anbeten, lieben und heilig halten.

Du ſollſt die Vernunft, die Natur, und die Menſchheit und alle Weſen in ihnen, erkennen, achten, lieben und heilig halten.

Du ſollſt dich ſelbſt, als Gottes Geſchöpf, als ſelbſtändiges und als geſelliges Weſen, erkennen, achten, lieben und heilig halten.

Du ſollſt als ganzer Menſch leben.

Du ſollſt deinen Geiſt, und deinen Leib, und beide, ſofern ſie ein Weſen ſind, erkennen, achten, lieben und heilig halten, daß jeder für ſich und beide in ihrem Vereinleben, rein, geſund, kraftvoll und ſchön und du ein harmoniſcher Menſch ſeieſt.

Du ſollſt tugendhaft ſein, aus reinem, freiem Willen.

Du ſollſt gerecht ſein gegen alle Weſen und gegen dich ſelbſt, aus reiner, freier Achtung.

Du ſollſt liebreich ſein gegen alle Weſen und gegen dich ſelbſt, aus reiner, freier Neigung.

Du ſollſt gottinnig ſein, und in der Gottinnigkeit vernunftinnig, naturinnig und menſchheitinnig aus reinem freiem Gemüthe jedem Leben, jeder Freude, jeder Liebe hold.

Du ſollſt das Wahre, als die eine Wiſſenſchaft im Spiegel deiner reinen Seele, gottinnig und geſellig erforſchen, lehren und darleben.

Du ſollſt das Schöne, als das Gottähnliche in dem einen Leben aller Weſen in Gott und in der Geſtalt aller Weſen, rein ſchauen, empfinden und wollen, und in reinem Kunſttriebe in deinem Lebenskreiſe gottinnig und geſellig bilden und darleben.

Du ſollſt dich ſelbſt erziehen und bilden, und die erziehenden und bildenden Einflüſſe Gottes und der Welt mit freier, beſonnener Kunſt in dich aufnehmen.

II. Beſondere Gebote, die aus den allgemeinen fließen, zugleich als verbietende.

Du ſollſt das Gute nicht thun, weil du hoffeſt, noch weil du fürchteſt, noch um der Luſt willen, ſondern weil es gut iſt: dadurch wirſt du erfüllt werden mit einer Hoffnung auf Gott, daß du dich furchtlos aber voll heiliger Scheu, deines Lebens in Gott erfreueſt.

Du ſollſt das Recht thun, nicht weil es dir nützt, ſondern weil es recht iſt.

Du ſollſt aller Weſen Vollkommenheit befördern und allen empfindenden Weſen Wohlgefühl und Freude bereiten, ſo weit deine Kraft reicht, nicht um ihres Dankes und ihrer Wiedervergeltung willen, und ohne ihre ſelbſtgeſetzmäßige Freiheit zu ſtören; und Dem, der dir wohlthut, ſollſt du dankbar ſein.

Du ſollſt einem Weſen geneigt ſein, und ihm wohlthun,

nicht um deiner Luſt und um deines Vortheils willen, ſondern weil dies Weſen gut und ſchön und mit dir zugleich in Gott, als Glied eines Lebens iſt.

Du ſollſt geſellig ſein, nicht aus Eigennutz, noch aus Lüſternheit, ſondern keuſch und ſchamhaft; und dich mit anderen Weſen lebend vereinigen nur aus Liebe und nur um Liebe.

Du ſollſt zu dir ſelbſt, als Glied der Menſchheit, keine Verachtung noch Vorliebe haben, ſondern deinen Mitmenſchen achten und lieben, als dich ſelbſt.

Du ſollſt nicht hochmüthig ſein, noch ein Selbſtling; nie träg ſein, nie lügen, nie heucheln, nie dich verſtellen; nicht neidiſch, ſchadenfroh, noch rachſüchtig ſein, ſondern beſcheiden, gemeinſinnig und genügſam; arbeitſam, wahrhaft, lauter und offenherzig; gönnſam, froh über anderer Wohl, und zum Verzeihen geneigt.

Dem Böſen ſollſt du nie Böſes entgegenſetzen, ſondern nur Gutes: Dem Irrthume die Wiſſenſchaft, dem Weſenwidrigen das Lebendige und Schöne, dem Laſter die Tugend, dem Unrechte das Recht; dem Haſſe die Liebe, der Feindſchaft reinmenſchliche Zuneigung, der Trägheit den Eifer, dem Hochmuthe Beſcheidenheit, der Selbſtſucht Gemeinſinn und Genügſamkeit, der Lüge Wahrhaftigkeit, der Falſchheit Biederkeit, dem Neide Gönnſamkeit, dem Undanke Wohlthun, der Schadenfreude ein duldſam und theilnehmend Herz, der Tadelſucht williges Gehör und ſtete Verbeſſerung, der Verachtung Achtung, der Rache Verzeihung und zuvorkommende Güte, der Schmähung gute Rede, dem Spotte ruhigen Ernſt, der Raubſucht Freigebigkeit.

So ſollſt du das Böſe nicht mit gleichen Waffen, ſondern nur mit den Waffen der Gottinnigkeit, der Tugend, der Gerechtigkeit, der Liebe und der Schönheit bekämpfen, und anders ſollſt du dich ihm nicht widerſetzen.

Und dem Uebel, welches dir in der Weltbeſchränkung nach Gottes Willen widerfährt, ſollſt du nicht Zorn, nicht Unmuth,

nicht Trägheit entgegnen, ſondern in ruhiger Ergebung in Gott, mit beſonnenem Muth, mit munterem Fleiß, und mit aufſtrebender Kraft ſollſt du es ertragen, und, mit Gottes Hilfe, überwinden.

Zu § 10. Um das Gebet Jeſu gehörig zu würdigen, mögen folgende Bemerkungen des Maimonides aus der Einleitung ſeines Tractates über die Geſchichte von der Entſtehung der jüdiſchen Gebete überhaupt hier Platz finden.

Während des Zeitraums von Moſe bis Eſra betete jeder für ſich ſo viel und ſo oft er wollte, der eine nur einmal, der andere mehrmals des Tages. Allein in der babyloniſchen Gefangenſchaft, wo die Iſraeliten mit anderen Nationen, mit Perſern und Griechen in Verbindung kamen, hatte die hebräiſche Sprache dergeſtallt an ihrer Reinheit verloren, daß ſie nur noch aus einem Gemiſch von fremden Mundarten beſtand und zu einem allgemein verſtändlichen Gebete ſich nicht mehr eignete. Um dieſem Uebelſtande abzuhelfen, verfaßte Eſra und ſein aus einhundertundzwanzig Alten zuſammengeſetztes Collegium*) achtzehn Segensſprüche (שמונה עשרה), wovon die drei erſten Lobpreiſungen, die drei letzten Dankſagungen für empfangene Wohlthaten enthalten, die mittleren ſind Bitten um Erleuchtung, Vergebung der Sünden, Befreiung von aller Bedrückung, von allen körperlichen Uebeln, um Fruchtbarkeit des Landes, um Segensfülle und Wiederherſtellung des Früheren, um geſicherten Rechtszuſtand, Freiheit und Selbſtändigkeit, um Vereitelung aller boshaften Plane und gottloſen Beſtrebungen, um das Heil der Frommen, die Rückkehr nach Jeruſalem, um die baldige Erfüllung der meſſianiſchen Verheißungen**). Jeder dieſer Segensſprüche ſchließt regelmäßig mit der Formel: Geprieſen ſeiſt du, Ewiger***)!

*) Vergl. Megilla fol. 17 und Berachot fol. 33.
**) Vergl. Landau, Vorrede zu den Gebeten der Hebräer.
***) Vergl. Berachot fol. 44.

Von dieſem achtzehngliedrigen Gebete wurde nun für diejenigen, welche nicht ſo viel zu beten und zu ſprechen vermochten, folgender Auszug veranſtaltet: „Erleuchte uns, Ewiger, unſer Gott! daß wir deine Wege erkennen; befreie unſer Herz von allen Auswüchſen, damit es dich verehre; vergieb uns unſere Schuld; erlöſe uns, halte uns fern von allem Uebel; laß uns gedeihen und wohnen auf deinem lieblichen Boden; rufe zuſammen die Zerſtreuten aus allen vier Enden der Erde; weiſe die Fremden zurecht, ſchwinge über die Gottloſen deine züchtigende Hand. Die Frommen mögen ſich erfreuen des Wiedererſtehens deiner Stadt, der Wiederherſtellung des dir geweihten Tempels, des deinem Diener David blühenden Heils, des dem Sohne Iſai's bereiteten Lichtes. Ehe wir rufen, antworteſt du, wie es Jeſ. 66, 24 heißt, denn du antworteſt zu jeder Zeit, erlöſeſt und retteſt aus jeder Noth. Gelobt ſeiſt du, Ewiger, Erhörer des Gebetes!“

Anrede des Vaterunſers. Eins der täglichen Morgengebete der Juden lautet: „Vater in den Himmeln (אָבִינוּ שֶׁבַּשָּׁמַיִם), erzeuge uns Gnade!“ Miſchna Sota IX, 5: „Auf wen können wir uns ſonſt verlaſſen, als auf unſern Vater in den Himmeln?“. Erſte Bitte. Unter Heiligung des göttlichen Namens (קִידּוּשׁ הַשֵּׁם) verſtehen die Talmudiſten das Durchdrungenſein von der Gottesidee, um für dieſelbe zu leben und zu ſterben. Zweite Bitte. In dem erſten Abſatz des Kaddiſchgebetes liegt der erſte und zweite Gebetsſatz des Vaterunſers. Er lautet: „Erhoben und geweihet werde ſein großer Name in der Welt, die er nach ſeinem Willen geſchaffen; und ausbreiten möge er ſein Reich in euren Lebenstagen und in denen des ganzen Hauſes Iſrael bald in naher Zeit.“ Dritte Bitte. Ein Abſatz aus dem täglichen Morgengebete des jüdiſchen Siddur lautet: „Geprieſen, o König, werde dein Name immerdar, du Schöpfer anbetender Geiſter. O alle, die ihn umgeben, ſtehen in einer höheren Welt und verkünden ehrfurchtsvoll und einſtimmig die Worte des lebendigen Gottes, des Weltregierers. Alle ſind in Liebe vereint, alle ausgewählt, allmächtig und thun,

ergriffen von ehrfurchtsvollen Schauern den Willen ihres Schöpfers.“ Vierte Bitte. Für denjenigen, der sich zu der Zeit, wo die tägliche Andacht verrichtet werden soll, an einem gefahrvollen Orte befindet, schreibt Tr. Berachot fol. 29 folgendes kurze Gebet vor: Der Bedürfnisse (צָרְכֵי) deines Volkes Israel sind viel, seine Einsicht aber ist kurz; mögest du, Ewiger, unser Gott, jedem geben (שֶׁתִּתֵּן לְכָל אֶחָד וְאֶחָד), was er zu seinem Unterhalte (כְּרֵי פַרְנָסָתוֹ) braucht, und was jedem Körper fehlt (רִי מחסורה), thue aber, was dir gut dünkt. Gelobt seist du, Ewiger, Erhörer des Gebetes!“ Im Schemone esre lautet die vierte Bitte: „Segne, o Ewiger, unser Gott, dieses Jahr, und alle Fruchtarten, spende Segen über das ganze Erdreich und sättige uns von deinem Gute, mache uns dieses Jahr zu einem glücklichen. Gepriesen seist du, Ewiger, der du die Jahre segnest!“ — Sehr wichtig für das grammatische Verständniß des schwierigen ἐπιούσιον ist folgende Stelle aus Mechilta*). Es heißt: Es suche ein jeder, was er für den täglichen Gebrauch nöthig hat, d. h. wer den Tag erschaffen hat, der schafft auch für dich deine Nahrung. Daher sagt R. Elieser von Modin (in der Nähe von Jerusalem): Wer für den Tag zu essen hat und spricht: Was werde ich morgen essen, der ist kleingläubig. Darum heißt es: Damit ich ihn versuche.“ Dem דְּבַר יוֹם בְּיוֹמוֹ entsprechend ist „täglich Brot“ zu übersetzen: לחם יום ביומו. Fünfte Bitte. Der dritte Absatz im Schemone esre lautet: „Vergieb uns, o Vater (סְלַח לָנוּ אָבִינוּ), denn wir haben gesündigt (כִּי חָטָאנוּ); verzeihe uns, o König, wir haben gefrevelt (כִּי פָשָׁעְנוּ), denn du bist gnädig und versöhnlich. Gelobt seist du, Ewiger, Erbarmungsvoller, der du so oft verzeihst.“ — Die Vorstellung, der Mensch stehe zu Gott in einem ähnlichen Verhältniß wie zu seinem Gläubiger ist ächt

*) Ed. Friedmann S. 47 b.

talmudiſch. Pirke Aboth c. 3, 20 heißt es: Alles iſt auf Bürgſchaft gegeben, und ein Netz iſt über alles Lebendige geworfen; das Gewölbe ſteht offen, der Krämer ſieht nach; das Buch iſt aufgeſchlagen und die Hand ſchreibt ein; wer borgen will, der kommt und borgt; aber die Verwalter gehen beſtändig umher und machen ſich von den Menſchen bezahlt, bald mit, bald ohne ſein Wiſſen; ſie haben auch etwas, worauf ſie ſich ſtützen. Unſer Vater und König! tilge mit deiner unendlichen Barmherzigkeit alle unſere Schuldbriefe (שִׁטְרֵי חוֹבוֹתֵינוּ)*). Es giebt kein Geſchöpf, das dem Herrn nicht Dank ſchuldig wäre (שאינה חייבת לאלהים); allein er iſt gnädig und nachſichtsvoll und erläßt die alten Schulden (ומוחל על כל הראשונים)**). Gleich einem, der ſich von einem Geſchäftsmanne (ריוסטוס) Geld borgt, aber es wieder zu bezahlen vergeſſen hat. Nach einiger Zeit kommt er zu ſeinem Gläubiger und ſpricht: Ich weiß, daß ich dir ſchuldig bin. Wozu erwähnſt du der alten Schuld (חוב הראשון), ich denke ſchon nicht mehr daran. Die ſechſte Bitte iſt das aus Tr. Berachot fol. 60a entlehnte tägliche Morgengebet der Juden: „Möchteſt du doch, o Ewiger, unſer und unſerer Väter Gott, uns üben in der Lehre, uns befeſtigen in den Geboten. Führe uns nicht (ואל תבאנו) in die Gewalt der Sünde, des Verbrechens und Laſters, der Verſuchung (לִידֵי נִסָּיוֹן) und der Schande. Laß nicht über uns herrſchen die Leidenſchaft (יֵצֶר הָרַע) und halte uns fern von böſen Menſchen und ſchlechter Geſellſchaft.“ Siebente Bitte. In einem der für den Sabbath beſtimmten, im ſyrochaldäiſchen Dialecte verfaßten Gebete um das Wohl aller Gottesgelehrten und Vorſtände der jüdiſchen Gemeinde heißt es: „Schütze und bewahre ſie vor jedem Uebel (וְיִתְבָּרְכוּן וְיִשְׁתְּזְבוּן מִן כָּל עַקָּא) und vor jedem böſem Zufalle (כָּל מַרְעִין בִּישִׁין). Doxologie. S. Miſchna Berachot IX, 5.

*) Midraſch Schemot Par. 31.
**) S. Pſ. 79, 8.

„Im Tempel endigte man alle Segensſprüche nicht mit Amen (אָמֵן)*), ſondern mit den Worten: bis in Ewigkeit (עַד הָעוֹלָם). Als aber die Sectirer (המינין) verbreiteten, es gäbe nur eine Welt (אין עולם אלא אחד), ſo wurde die Schlußformel: von Ewigkeit zu Ewigkeit angewendet (מִן הָעוֹלָם וְעַד הָעוֹלָם).

Was das Vaterunſer ſelbſt anlangt, ſo dürfte noch auf die treffliche Vergeiſtigung desſelben von Chr. Friedr. Krauſe hinzuweiſen ſein**).

Zu § 11. Die Parabel (מָשָׁל), worunter der Hebräer den Apolog, die Fabel, das Sprichwort, das Beiſpiel, überhaupt jeden in ein erborgtes Gewand gekleideten Gedanken verſteht, kommt ſchon in den altteſtamentlichen Schriften***), aber noch häufiger in Talmud und Midraſch vor. Die allegoriſche Schriftauslegung beſchäftigte nicht nur den Scharfſinn, welcher bereits vorhandene Dichtungen auf die vorliegenden Themata mannichfach anwandte, um ſchwierige Lehrſätze den minder gebildeten Zuhörern verſtändlich zu machen, ſondern auch die Phantaſie war mit im Spiele. Sie führte Begegniſſe im Menſchenleben vor, lieh Charakterzüge von Thieren, führte die in dem auszulegenden Texte nur ſkizzirten Bilder noch weiter aus, und hauchte auf dieſe Weiſe dem todten Buchſtaben friſches Leben ein.

Die Nutzanwendung geht entweder der Erzählung voraus oder folgt ihr; nur bei Antworten, Belehrungen, ſinnreichen Gedanken fehlt ſie, indem man dieſelbe dem Fragenden ſelbſt überließ. In dieſem Falle, wo nämlich die nähere Beziehung erſt errathen ſein will, nimmt das Gleichniß den Charakter des Räthſels (חידה) und Symbols an. Folgende Beiſpiele werden das Geſagte erläutern. Midraſch Debarim Par. 6. „R. Abba bar Cahana deutete den Spruch Salomo's 5, 7 auf dieſe Weiſe: Der Menſch

*) Vergl. Berachot fol. 63.

**) S. Neue Zeit, herausgegeben von Dr. Hermann Freiherrn von Leonhardi Heft VI, S. 128 ff.

***) Vergl. Richter 9, 8—16; 2. Sam. 12, 1—5.

soll nämlich nicht die Gebote gegeneinander abwägen; er soll nicht nur diejenigen, welche ihm wichtig dünken, auf deren Beobachtung ein hoher Preis gesetzt ist, sondern alle in frommem Glauben (בִּתְמִים) üben. Es verhält sich damit folgendermaßen, oder ein Beispiel wird es uns deutlich machen (wörtlich: Womit ist diese Sache zu vergleichen? למה הדבר דומה). Ein König hatte Arbeiter für seinen Garten gedungen, ohne den Lohn eines jeden voraus zu bestimmen, damit sie nicht die einträglichen Arbeiten zuerst vornähmen. Am Abend rief er jeden einzeln vor sich. An welchem Baume hast du gearbeitet? An diesem, war die Antwort. Das ist ein Pfefferbaum, hier hast du einen Gulden. An welchem Baume hast du gearbeitet? An jenem. Das ist ein Oelbaum, du erhältst zwei Gulden. Warum, fragten nun die Arbeiter den König, warum hast du uns nicht gleich den Baum zu erkennen gegeben, der uns den meisten Lohn einbringen würde? Wäre dieses geschehen, erwiderte der König, so würde mein Garten jetzt nicht so gut bestellt sein. Ebenso hat der himmlische Gesetzgeber den Lohn nur bei dem schwierigsten Gebote*) und bei dem leichtesten**) bestimmt." — Midrasch Bamidbar Par. 2. R. Levi knüpfte im Namen des R. Jochanan an die Erklärung der drei letzten Textworte 1 M. 15, 5. folgende Erzählung: „Es reiste jemand mehrere Tage, ohne eine Stadt, ein Wirthshaus, einen Baum, Wasser oder sonst ein lebendes Wesen zu finden. Am zehnten Tage endlich erblickte er in der Ferne einen Baum. Unter diesem, dachte er sich, wird sich vielleicht ein Wasserquell befinden. Und in der That, seine Hoffnung hatte ihn nicht getäuscht. Er findet einen fruchttragenden Baum, welcher an einem Bache gepflanzt war, setzt sich in seinen Schatten, labt sich an seinen Früchten, erfrischt sich an dem vorbeifließenden Wasser und gewinnt somit neue Kräfte zur Fortsetzung seiner Reise. Als er sie anzutreten im Begriffe steht, spricht er zu dem Baum: Wie soll ich dir danken, was kann ich dir wünschen? Dein Holz ist ja schön, dein

*) 2 M. 20, 12. **) 5. M. 22, 6–7.

Schatten angenehm, deine Zweige sind lieblich, deine Früchte wohlschmeckend. Auch stehst du schon auf einem hinreichend getränkten Boden. Was kann ich dir mithin wünschen? Nichts anderes als daß alle deine Sprößlinge dir gleichen mögen! Ebenso sah der Schöpfer unter zwanzig Geschlechtern nicht einen Frommen, an dem er hätte Wohlgefallen finden können, Abraham ausgenommen, der in einem entfernten Lande, in Babylon lebte. Es war aber noch die Frage, ob derselbe auch in seiner Gottesfurcht beharren würde. Als er aber in den glühenden Ofen geworfen worden war, als er den Namen Gottes verherrlicht, die Prüfung wohl bestanden hatte (עָמַד בְּנִסְיוֹנוֹ), zog ihn der Ewige in das gelobte Land und erbaute ihm ein gastliches Obdach. Daselbst speiste dieser Fromme die Vorübergehenden, brachte die Menschen unter die Flügel der Gottheit (בְּנַפֵּי הַשְּׁכִינָה) d. h. zur wahren Gotteserkenntniß — verbreitete den Ruhm Gottes in der Welt, nannte sich nach ihm wie die Engel. Nun, Abraham, sprach der Ewige, welchen Segen soll ich dir noch verleihen? Du, dein Weib, deine Hausgenossen, ihr alle seid schon vollkommen; es fehlt nur noch der Segen, daß alle deine Nachkommen dir gleichen mögen, und dieser werde dir hiermit zu Theil*). „Dasselbe Gleichniß wandte R. Nachman auf seinen Gastfreund R. Jizchak an**).

Welchen Werth die Rabbinen auf das Gleichniß legten, zeigt Midrasch Schir haschirim zu Hohes Lied 1, 1. „Die Rabbinen sagen: Das Gleichniß sei in deinen Augen nicht gering, denn durch dasselbe wird dem Menschen der Inhalt der Thora faßlich. Gleich einem König, dem ein Goldstück oder eine kostbare Perle aus seinem Hause abhanden gekommen ist, wird er sie nicht durch einen Docht, der nicht mehr als ein Assa werth ist, wiederfinden? Ebenso sei das Gleichniß in deinen Augen nicht gering, denn durch dasselbe kommt der Mensch auf den Sinn der Thora, was du an Salomo erkennen kannst, welcher durch das Gleichniß den richtigen Sinn der Thora ergründet hat."

*) S. 1. M. 15, 6. **) Vergl. Talmud Tr. Taanit fol. 5 b.

Mit dem Tode des R. Meïr ſollen nach Miſchna Sota IX die Gleichnißredner (משלי משלים) ein Ende genommen haben. Von R. Meïr ſelbſt berichtet Talmud Tr. Sanhedrin fol. 38b, daß jeder ſeiner Lehrvorträge aus drei Theilen beſtanden habe, 1) aus einer traditionellen Erörterung (שמעתתא wörtlich: Gehörtes), 2) aus einer allegoriſch moraliſchen Schrifterklärung (אגדתא), und 3) aus Parabeln (משלי). Von den letzteren wieder ſollen, wie R. Jochanan hinzufügt, allein diejenigen, welche vom Fuchſe handeln, (משלי שועלים) ſich auf dreihundert belaufen haben, von denen aber nur drei auf uns gekommen ſind. —

Die Gleichniſſe Jeſu nun beweiſen die geiſtige Schöpferkraft ſeiner Phantaſie, den unendlichen Reichthum ſeines eigenen Geiſtes am ſchönſten und reichſten. Er hat uns in denſelben eine ganze Welt von beſtimmten Perſonen mit beſtimmten Geſinnungen und Charakteren in ganz beſtimmter Wechſelwirkung und Entwickelung des Lebens vor Augen geführt.

Zu § 12. Das Gleichniß von dem viererlei Acker*). „Viererlei Eigenſchaften findet man bei denen, welche vor den Weiſen ſitzen, ſie ſind: Schwamm, Trichter, Filtrirſack, Sieb. Derjenige, welcher dem Schwamme gleicht, ſaugt alles ein; derjenige, welcher dem Trichter gleicht, nimmt auf der einen Seite ein und läßt es auf der anderen wieder heraus; derjenige, welcher dem Filtrirſack gleicht, läßt den Wein durchlaufen, behält aber die Hefen zurück; derjenige endlich, welcher dem Siebe gleicht, läßt das Staubmehl durch und behält das Kraftmehl (Semmelmehl)." —

Das Gleichniß von den zwei Schuldnern**). „R. Jizchak ſagte: Wer ſeinen Nebenmenſchen reizt, wenn auch nur mit Worten, muß ihn um Verzeihung bitten (Prov. 6). Dies muß aber, ſetzt R. Chisda hinzu, dreimal in Gegenwart von drei Perſonen geſchehen (Hi. 33). R. Joſſe, Sohn Chanina's

*) Vergl. Pirke Abot c. V, 17.

**) Tr. Joma fol. 87 a.

ſagt: Man braucht nicht mehr als dreimal die Abbitte zu wiederholen (Gen. 20). Iſt der Beleidigte geſtorben, ſo führe der Beleidiger zehn Perſonen (weil dieſe eine Gemeinde עֲדָה bilden) auf ſein Grab und ſpreche: Ich habe geſündigt an dem Ewigen, dem Gott Iſraels, und an dieſem hier (im Grabe Schlummernden), welchen ich verletzt habe." — Midr. Schemot Par. 31. „Es giebt kein Geſchöpf, welches nicht dem Urheber des Weltalls ſchuldig iſt (שאינה חייבת); dieſer aber iſt gnädig und nachſichtsvoll und vergiebt die alten Sünden gleich dem Gläubiger, welcher an jemand ſeit langer Zeit eine Forderung hat. Der Schuldner findet ſich endlich mit den Worten ein: Ich weiß, daß ich dir ſchuldig bin (שאני חייב לך). Wozu erwähnſt du die alte Schuld (חוב הראשון)? entgegnet der Gläubiger, ich habe ſchon längſt nicht mehr an ſie gedacht. Ebenſo verfährt der Herr der Welt; darum warnt er dich, daß du nicht ein harter Gläubiger gegen die Armen ſeiſt." — Roſch haſchana fol. 17b. „Beluria, eine Proſelytin, machte den R. Gamliel auf einen Widerſpruch aufmerkſam, der ſich zwiſchen Deut. 10 und Num. 17 finde und den der Prieſter R. Joſe, der bei der Frageſtellung zugegen war, durch folgendes Gleichniß zu erklären ſuchte. Es hatte jemand einem ſeiner Bekannten in Gegenwart des Königs eine Summe geliehen, und der Schuldner ſchwur beim Leben des letzteren, die Rückzahlung pünktlich zu leiſten. Allein die Zeit kam und er zahlte nicht. Er ging nun den König zu verſöhnen, welcher ihm großmüthig antwortete: Die Beleidigung an mir ſei dir vergeben, gehe hin und verſöhne deinen Mitbruder (לך ופייסאת חברך)." —

Das Gleichniß von den anvertrauten Talenten. Dasſelbe ſtimmt mit den Grundzügen der rabbiniſchen Rechtslehre überein. Vergl. Miſchna Baba mezia III, 9, wo es heißt: „das Geld, welches man einem Banquier (שולחני) aufzuheben giebt, darf dieſer, wenn es ihm eingewickelt (und verſiegelt) überreicht worden iſt, nicht benutzen (לא ישתמש), braucht aber auch nicht dafür zu haften; war es aber offen, ſo darf er ſich desſelben bedienen und muß auch dafür,

wenn es verloren geht, aufkommen. Allein dasjenige, was ein Knecht erworben hat, fällt seinem Herrn zu." —

Zu §. 13. Das Gleichniß vom verlorenen Sohn. Die gewöhnliche vom Talmud *) vorgeschriebene Bekenntnißformel lautet: „Ich habe an Gott und an N. N. gesündigt." Für den göttlichen Namen wird häufig „Himmel" (שמים) gesetzt, vergl. Kidduschin fol. 40, wo es heißt: „Wer gut und fromm gesinnt ist gegen den Himmel (d. i. Gott) und gegen die Geschöpfe, der heißt ein wirklich Gerechter; wer es aber mit dem Himmel gut und mit den Menschen schlecht meint, der ist kein guter Frommer, und wer es sogar mit beiden schlecht meint, der ist ein völliger Bösewicht." —

Das Gleichniß vom Armen und Reichen**). R. Elieser lehrte: Ueber den Menschen, welcher hochmüthig ist, klagt die Schechina. S. Ps. 138, 6. Zugleich machte R. Amira und R. Elieser auf den Unterschied aufmerksam, welcher in dieser Hinsicht zwischen Gott und den Menschen sich zeigt. Bei den Menschen sieht der Hochgestellte nur wieder auf seines Gleichen, aber nicht auf den Niedrigen; Gott aber thront hoch und erhaben und schaut wohlgefällig auf den Niedrigen, wie sich aus dem angeführten Psalm ergiebt. R. Chisda lehrte im Namen Mar Ukba's: In Beziehung auf den stolzen Menschen sagt die Gottheit: Wir beide können in der Welt nicht beisammen wohnen***)." —

Zu § 14. Vergl. Krause „Urbild der Menschheit" S. 23—28. „Je weiter die Naturwissenschaft fortgeschritten ist, desto mehr hat sich die Aehnlichkeit des Lebens der Natur mit dem der Vernunft, und desto deutlicher der Parallelismus ihrer Kräfte und Werke gezeigt. Dieser Parallelismus ist nothwendig und unvergänglich, weil beide, Natur und Vernunft, dasselbe Wesen der Gottheit darstellen. Auch die Natur enthält zwei höchste Sphären in sich, die den Ideen und dem Individuellen in der Vernunft entsprechen,

*) Vergl. Tr. Joma fol. 87.

**) Tr. Sota fol. 5.

***) S. Ps. 101, 5, wo אותו mit את erklärt wird.

und die eine unvergängliche Thätigkeit der Natur selbst beide von Ewigkeit zu Ewigkeit vereinigt." „Das organische Naturreich der ganzen Erde beweist sich als ein einziger untheilbarer Organismus, als ein großer Leib, der sich im Reichthume aller Pflanzen und Thiergattungen als in seinen freien Gliedern verherrlicht. Ebenso ist auch die Lebenskraft der Natur, die diesen großen Organismus schafft, nur eine, und die freien selbständigen Lebenskräfte, welche jede einzelne Pflanze, jedes einzelne Thier erzeugen und bauen, sind die organischen der ganzen organischen Lebenskraft untergeordneten wesentlichen Theile derselben." „Die Natur selbst bildet in dem einen großen Ganzen ihres organischen Lebens alle möglichen inneren Gegensätze und Eigenthümlichkeiten des Lebens erschöpfend, Reiche, Klassen, Gattungen, Familien, Individuen. Und was sie alles frei und selbständig in besonderen Bildungen darstellt, das versammelt sie wieder in schönem Ebenmaß und sicherm Gleichgewicht in einer höchsten, allseitig gebildeten Gattung; in ihr liebt die Natur sich vollständig im harmonischen, gleichförmigen Wechselspiel aller ihrer Kräfte zu gestalten, und mit einem reinen und treuen Bilde ihrer selbst ihre inneren Schöpfungen zu beschließen und zu bekrönen. Und so bringt sie in dieser höchsten organischen Gattung der Vernunft und der Gottheit den reinsten Spiegel ihrer selbst dar; so bereitet sie beiden eine würdige Stätte, sich mit ihr liebend zu vereinigen, und sie lebendig zur Darstellung der innigsten harmonischen Verhältnisse im Weltall zu durchdringen."

Zu § 15. Vergl. Krause, Urbild der Menschheit S. 28—48. „Sowie Geist und Leib die Meisterwerke und die innersten Heiligthümer der Vernunft und Natur sind, so ist auch die lebendige Einheit beider der Mensch, der innigste und herrlichste Theil jener von Gott gestifteten Harmonie der Vernunft und der Natur. Auch das Bündniß der Geister und der Leiber knüpft und erhält Gott; ohne ihn blieben beide einsam; sie suchten sich nicht und fänden sich nicht und vermöchten nicht ineinander einzuwirken; nähme Gott seine Kraft, die beide zusammenhält, in sich zurück, so zerrisse plötzlich das Band des Leibes und der Seele.

Der Menſch iſt nicht blos Geiſt, noch blos Leib, noch auch beides zuſammen blos neben einander gedacht, ſondern er iſt ein neues aus Leib und Geiſt durch Gott gebildetes Weſen, beſtimmt, das Leben der Natur und der Vernunft als ein gemeinſames auszubilden und dasſelbe durch das harmoniſche Wechſelſpiel aller vereinigten leiblichen und geiſtigen Lebenskräfte in gemeinſamen Werken darzuſtellen. Geiſt und Leib ſind daher im Menſchen gleich urſprünglich, gleich lebendig, gleich göttlich; ſie verlangen gleich rein und heilig erhalten, gleichmäßig geliebt und gebildet zu werden; es muß eine geſunde Seele in einem geſunden Leibe wohnen, wenn der Menſch ein vollſtändiger Menſch ſein und ſeine ganze Beſtimmung erfüllen ſoll. Der Geiſt des Menſchen wünſcht und fordert von ſeinem Leibe, er ſolle ihm in allen ſeinen geiſtigen Bedürfniſſen helfend und liebreich entgegenkommen, ſeine Einſicht erweitern, ſeine Kunſt ausüben, ihn durch Sprache mit den andern Menſchen vereinigen; und die gütige Natur täuſcht dieſe Erwartung nicht, der Geiſt iſt ihr theuer und werth, ſie überhäuft ihn mit Liebe und mit Gütern. Aber ebenſo theuer und werth ſei dem Geiſte der Leib; er achte ihn ſich ſelbſt gleich, verehre ihn als ein gleich großes und reiches Werk der Macht und Liebe Gottes; er unterſtütze, helfe, erfreue den Leib in ſeiner organiſchen Ausbildung zur Geſundheit, Kraft und Schönheit; er bilde ihn zum Spiegel einer ſchönen Seele; er weihe und heilige ihn zum freien Dienſt nur guter und würdiger Vernunftzwecke.“ — „Jeder Menſch empfängt die Schätze der ganzen Menſchheit, ſo weit er es fähig iſt, durch Erziehung und geſelliges Leben, und iſt beſtimmt, aus dem Schatze ſeines eigenen geiſtigen, leiblichen und menſchlichen Lebens dankbar auch ſeine Gabe auf dem Altar der Menſchheit darzubringen. Unendliches empfängt er, nach Vermögen kann er nur Weniges, aber Schönes und Unvergängliches geben. Als lebendiges Glied der ganzen Menſchheit gewinnt und erfüllt und verſchönt der Menſch ſein eigenſtes, ſelbſtändiges Leben; Tiefe und Würde und Selbſtgenügſamkeit erwirbt er nur im lebendigen Verkehr mit dem bewundernswürdigen Ganzen der Menſchheit, deſſen

lebendiger, würdiger Theil zu ſein, ſein einziger Stolz iſt." — „Die Menſchheit iſt und ſoll ſein als ein großer Menſch auf Erden, gleich wie ein geſunder und ſchöner Geiſt in einem geſunden und ſchönen Leibe." — „Die Geſchichte der Menſchheit auf Erden kann nur dann immer reicher an Leben, an Würde und Schönheit werden, wenn die Menſchen ſich von allen Seiten inniger aneinander anſchließen, um eine Menſchheit, ein Kind Gottes zu werden und ſo den Willen Gottes, der Vernunft und Natur und das Sehnen der eignen Bruſt zu erfüllen." —

Ueber den Glauben an die Menſchheit vergl. noch das Lehrfragſtück Krauſe's vom Jahre 1808, welches ſich in der von ihm 1831 ins Reine gebrachten Form abgedruckt findet in dem von Dr. Hermann Freiherrn von Leonhardi redigirten Organ für Krauſe'ſche Philoſophie: Die neue Zeit, Heft VI, S. 97—127.

Zu § 16. Vergl. Krauſe, Urbild der Menſchheit S. 1—13. „Gott zu denken und zu empfinden iſt das theuerſte Kleinod des Menſchen. In harmoniſchem Zuſammenleben des Geiſtes und des Gemüthes wird ihm gegenwärtig, daß er in Gottes Licht und Liebe lebe. In Gottes Kraft erblühet jeder Verein; der Familien innige Bande kettet Gott, auf ihn ſtützt ſich der Staaten Kraft und Macht. Im Anſchaun Gottes bildet ſich die Wiſſenſchaft; in ihm entſpringt ſie, bleibt in ihm, und kehrt zu ihm zurück. Des Künſtlers Begeiſterung iſt göttlich; Gott und das Göttliche iſt das Weſen ächter Kunſt. Der wahre Menſch dankt die Würde ſeines Lebens, die Fülle ſeiner Thatkraft dem, daß er mit Geiſt und mit Gemüth an Gott ſich innig hält. Dem kindlichen Verſtande, ſowie dem reifen Denken, iſt die innere Harmonie in Vernunft und Natur, und der Verein der Seele und des Leibes nur durch Gott begreiflich. Der innere Umgang des Menſchen mit Gott, Religion, wird da belebt, wo Gott der allbeſeelende Urgedanke, wo ſeine Liebe das innerſte Leben des Gemüthes iſt; Religion vereint die Menſchen in einen Lebensbund mit Gott."

„Iſt die urweſentliche Anſchauung Gottes als der Uridee,

in das Gemüth aufgenommen und im Herzen tief gewurzelt, dann erwacht die Liebe, und in ihrem Lichte eröffnet sich Erkenntniß der Natur der Dinge und Freudigkeit des Lebens. Nicht durch Lehrbeweis aus noch höheren Wahrheiten wird die Ueberzeugung vom Dasein Gottes gewonnen; denn sie ist selbst die erste Wahrheit, dem Geist in unmittelbarer Anschauung gegenwärtig, aller Wahrheit Anfang und Urgehalt, sowie die Liebe Gottes das Urleben des Gemüthes ist. Des reinen Herzens Glaube scheut des Verstandes Prüfung nicht; denn Einsicht und Gefühl sind eins wie Licht und Wärme. Der Glaube lebt im lichten Schaun der höchsten, ganzen Wahrheit, die alle Wahrheit allharmonisch in sich faßt; darum stimmt Erkenntniß überein mit ächtem Glauben, und unvertiglich lebt in jedem Geiste Gottes Uranschaun; im Gliedbau der Erkenntniß wird der Glaube selbst verklärt und verstärkt, und in der Harmonie des Glaubens und Wissens wird Gott dem Menschen neu vergegenwärtigt. Wohl dem Menschen, wohl der Menschheit, die zur Harmonie des Gemüthes und des Geistes, der Religion und des Lebens gelangt sind!"

„Das Gemüth empfindet, und der Geist bekennt: Es ist ein Urwesen, unendlich und ewig, — Gott; und die Welt mit allen ihren inneren Wesen und Harmonien ist göttlich, ein würdiges Werk und Ebenbild Gottes. Aus der Fülle der ewigen Macht und Weisheit und Güte stammt alles, was ist; alles in seiner Welt ist Gottes würdig und wird es; deshalb ist jedes Geschöpf selbständig dem Ganzen wesentlich, und seinem Wesen nach unvergänglich — es trägt das göttliche Ebenbild auf eigene Weise in sich. Alles ist und lebt in, mit und durch Gott. Kein Wesen ist Gott, außer allein Gott. Aber was Gott selbst ewig schuf, das schuf er in sich selbst, unvergänglich zu seinem Gleichniß. Die Welt ist nicht außer Gott, denn er ist alles, was ist: sie ist ebensowenig Gott selbst, sondern in und durch Gott. Was Gott in ewiger Folge ohne Zeit und über aller Zeit erschuf, das offenbart, in ewigem Bestehen zeitewig lebend, das ihm von Gott

urangestammte Wesentliche in stetig neuer Gestaltung; und Gott, sofern er über allen seinen Wesen, vor und über aller Zeit ist, wirkt stetig ein in das Leben aller Dinge, welches ewig in, mit und durch ihn als ein Allleben besteht. Die Welt ist stetig in der Macht des Schöpfers, er hört nicht auf, sein Werk zu lieben, zu erhalten und zu bilden."

„Gott ist das eine unendliche Urwesen, aber jedes Wesen ist in ihm endlich, beschränkt. Doch ist Endlichsein nicht Schlechtsein, Beschränktsein nicht Unvollkommensein. Denn alle Wesen haben Theil an Gottes Wesen, sie ahmen Gottes Allvollkommenheit in ihren Grenzen nach; doch um auf eigene Weise daran Theil zu haben, sind sie in bestimmter Gestalt Grenze und Beschränkung. Dies verdirbt keineswegs das Göttliche in ihnen, sie gewinnen dadurch Eigenthümlichkeit, Schönheit, Stärke. In diesen Schranken sich harmonisch zu gestalten, in ihnen ein göttliches Leben zu leben, ist jedes Wesens Urbestimmung. Die stille gestaltreiche Pflanze, das heitere lebensvolle Thier, jedes innerlich gesunde Wesen liebt die Schranken seiner Natur und die Gestalt, die es ihnen durch die Fülle der inneren Urkraft einprägt; es lebt in reiner Unschuld nach Gottes Gesetz. Auch der Mensch, im Stande der Unschuld oder aus inneren Kämpfen dahin zurückgekehrt, liebt die Schranken seines Wesens, er strebt sie lebendig zu erfüllen und schön zu gestalten, um so das ihm angeschaffene göttliche Ebenbild in Wort und Werken zu verkünden. Der Mensch empfindet und liebt Schönheit; Schönheit aber ist Göttlichkeit der Form, in schönen Gestalten spiegelt sich Gott und seines Weltbaues Gesetz. Die Formen des menschlichen Geistes und Leibes sind die reichsten, vielseitigsten, innigsten von allen, daher der meisten und tiefsten Harmonien, der vollständigsten Schönheit fähig unter allem Schönen. Sich selbst und alle Wesen in den Schranken endlicher Natur zu ehren und zu lieben ist von religiöser Sinnesart unzertrennlich. Alle Wesen achten wir als gleichwesentliche Glieder jener ewigen Schöpfung; wir erkennen in jedes Dinges eigenthümlicher Gestalt und Leben

den gegenwärtigen Gott, der sich in jedem seiner Geschöpfe abbildet und dadurch den Menschen zu sich zieht. Auch die Zeit wird von einem religiösen Gemüth geehrt; denn sie ist die Form des Lebens endlicher Wesen und seiner Harmonie. Die Schranken jedes Wesens sind, an sich betrachtet, eines unendlichen Reichthums von Gestalten fähig; allein das Wesen kann sie nicht alle zugleich in sich aufnehmen und an sich tragen, denn jede schließt die andere aus wegen ihrer entgegengesetzten Bestimmungen. Der Säugling hat eine andere Lebendigkeit und Schönheit der Gestalt, das Kind eine andere, eine andere der Jüngling, der Mann, der Greis. Jede ist in ihrer Art ein vollständiger Ausdruck des Lebens und der Schönheit; es ist derselbe Mensch, der sie alle nach einander an sich trägt, aber in demselben Moment zusammengedacht löschen sie sich wechselseits aus. Doch liegt nur im wirklichen und stetigen Zugleichsein aller Gestalten, deren jedes Wesen an sich fähig ist, die Vollständigkeit seiner Natur und seine ganze Aehnlichkeit mit Gott; derselbe Mensch, als Säugling, Kind, Jüngling, Mann und Greis gedacht, giebt erst das Bild des Menschen selbst. Damit die Wesen charaktervolle Bestimmtheit der Gestalt und des Lebens mit Vollständigkeit und Allseitigkeit derselben vereinen möchten, und so das ganze göttliche Ebenbild jedes nach seiner Weise empfangen könnten, verlieh ihnen Gott stetige und endlose Gestaltung, Leben in der Zeit, worin jedes Geschöpf, gemäß der göttlichen Harmonie der Welt in schöner Ordnung sich von Gestalt zu Gestalt fortbildet, bis es sein ganzes Wesen innerhalb aller seiner Schranken befriedigt hat, den Kreis des zeitlichen Lebens schließt, und in demselben Momente einen neuen beginnt. So ist das Leben jedes Wesens an sich nur ein Moment, ein wirkliches Zugleichsein alles dessen, was er Würdiges und Göttliches in sich hält.

So erscheint dem Religiösen jedes Wesen in eigenthümlicher Unschuld, Fülle und Freudigkeit, mit ihm zugleich in Gott. In allen Dingen strahlt seinem reinen Auge die Grundform des Weltbaues, Einheit, Vielheit und Harmonie entgegen; diese

findet er in den Formen seines inneren und äußeren Lebens wieder, er liebt in ihnen die Zeugen der göttlichen Liebe, die Grundzüge der Urschönheit. Er preist sich selig, ein geistiges Auge und ein geistiges Ohr empfangen zu haben, um zu empfinden und zu erkennen, wie Gott sich selbst liebevoll in allen seinen Geschöpfen darstellt, und jedes Wesen zu einem bleibenden, sprechenden Denkmale seiner Weisheit und Güte macht. Und treffen Töne der großen Weltharmonie rauh und dissonirend sein Ohr, so weiß er und glaubt auch im Schmerz, daß sie in der Symphonie alles Lebens schön gelöst sind, wenn auch ihre Auflösung jenseit der Empfänglichkeit seines Ohres liegt. Wer wollte zweifeln, daß Gott die Welt nach ewigen, unwandelbaren Gesetzen belebt und regiert, und daß ihm sein Werk im Größten wie im Kleinsten stets gelingt?

Erfreuen wir unseren Blick an der Lebensfülle der Natur, oder wenden wir ihn in das innere Heiligthum des Geistes zurück, erheben wir ihn zu Gott, oder lassen wir ihn auf Welt und Menschheit ruhn: wir finden Eine göttliche Ordnung, dieselben Gesetze in Allem. Nicht blos neben einander gereiht und einsam sind die Wesen, sie leben in allseitiger Geselligkeit, streitend und liebend. Nicht jedes Wesens Sphäre reicht unmittelbar an Gott; denn immer engere und engere Sphären ziehen sich zusammen, und bilden einen großen Gliederbau der Welt, worin einige Glieder neben einander, andere unter einander stehen, wie am organischen Leibe. Diesen großen Gliederbau der Welt, das eigenthümliche Leben und die Stelle jedes seiner Glieder und ihr allseitiges Wechselleben zu schauen, ist Einsicht und Wissenschaft; sich selbst als Glied desselben an gehöriger Stelle zu würdigen, das Ganze und sich in ihm zu lieben und den Gesetzen der Gesundheit des Ganzen und jedes seiner Glieder gemäß zu wallen und zu leben ist Weisheit und Tugend. Auch die Lebenssphäre des Menschen ist eine untergeordnete, es sind noch weitere und höhere zwischen ihm und Gott. Aber das Untergeordnete ist darum nicht das Geringere, es verliert dadurch nichts an Lebens-

fülle und Würde. Der Menſch iſt von äußeren Lebensſphären abhängig und mit ihnen geſellig vereint. Aber im vermählten Leben geht das Eigenthümliche der ſich in Gottes Kraft durchdringenden Weſen nicht unter; ihre Eigenthümlichkeit und Freiheit verklärt ſich vielmehr, und hilft eine höhere Lebensſphäre ſchaffen, welche in den vereinigten Weſen Gottes Ebenbild vollſtändiger und inniger darſtellt. So iſt das Weltall ein an freien ſelbſtändigen Gliedern reiches organiſches Ganze, worin alle Glieder allſeitig wohlgeordnet und wohlverbunden ſind, — ſeines Urhebers würdig. Auch der menſchliche Leib iſt ein würdiges, in ſeiner Art vollſtändiges Gleichniß des Weltalls; — ein religiöſer Sinn hat ihn mit Recht die kleine Welt genannt.

Der unbefangene Blick jedes Menſchen kann die Grundzahlen des Weltbaues und die Grundverhältniſſe ſeines Lebens in äußerer und innerer Erfahrung wieder finden, und fand ſie von jeher. Was der Grund aller wahren Wiſſenſchaft und das oft verfehlte Reſultat der tiefſinnigſten Metaphyſik iſt, liegt offen und rein vor jedem Auge da, das ſehen will. Vernunft und Natur iſt das erſte, höchſte und umfaſſendſte, was wir nächſt Gott anſchauen; und wir erfahren, daß dieſe beiden Lebensſphären ſich vielfach lebendig durchdringen. Die innigſte Vereinigung der Vernunft und der Natur ſehen wir im Menſchen, in welchem die innigſten Werke beider, Geiſt und Leib, ſtetig zuſammen leben. Die Natur verkündigt ihr Leben und ihre Liebe und Schönheit in den Sinnen dem Geiſte, der ihre Mittheilungen innerlich in lebendiger Phantaſie ſich aneignet, und ſie der Natur durch geiſtig freie Schönheit verherrlicht zurückgiebt in den Werken der Kunſt. Auch die Natur empfängt nicht achtlos und undankbar die Werke, die Liebe und Schönheit des Geiſtes. Dem Forſchenden enthüllt ſie ihre Geheimniſſe, dem Suchenden eröffnet ſie die Fülle ihrer Güter. Der religiöſe geſunde Sinn des Menſchen erkennt in Vernunft und Natur, deren Leben in ihn allſeitig einſtrömt, die beiden höchſten Hemiſphären der Welt ſelbſt, wie ſie ſelbſt in Gott, heiter und machtvoll, Gottes wirkliches Ebenbild und

Gleichniß ſind. Dem Menſchen, der ſeiner eigenen Natur treu lebt, iſt die Natur ſo heilig, ſo würdig, ſo göttlich als die Vernunft. Der Leib iſt ihm ſo lieb und ſo zarter Pflege werth, als der Geiſt. Sein reines Auge ſteht allem Leben, aller Schönheit in Natur und Vernunft gleich offen; durch beide wird er gleich ſtark, und durch ihre Harmonie am innigſten gerührt und beſeelt; ſein ſittlicher Sinn und ſeine Gerechtigkeitsliebe erweitert ſich für alles Lebendige und Schöne um ihn her. Ihm erſcheint das Leben der Vernunft nicht geſetzloſe Willkür, das Leben der Natur nicht todte Nothwendigkeit; in beiden anerkennt er göttliche Freiheit und Schönheit. Iſt er ſich gleich nur der ſittlichen Vernunftfreiheit in der Herrſchaft der Ideen ſelbſt bewußt, ſo findet und ehrt er doch in den erhabenen und zarten Werken der Natur eine nicht weniger göttliche, noch ungenannte Freiheit der Natur, als organiſche Herrſchaft des Individuellen. Aecht religiös iſt die Freude des Menſchen, die er in ſeiner Liebe zur Natur und im Umgange des Lebens mit ihr empfindet, und ehrenvoll dem Geiſte iſt die zarte Sorgfalt und Pflege des Leibes, wodurch er die Güte der Natur erwidert. So zeigen ſich Gott, Vernunft und Natur in ihrer Selbſtändigkeit und in ihrer Wechſelwirkung als die höchſten Sphären der Weſen und des Lebens; und Selbſtändigkeit, Gegenſatz mit dem höheren und mit dem Nebenweſen, und Vereinigung dieſes Gegenſatzes in harmoniſcher Wechſelwirkung als die Grundformen des Weltbaues und aller Schönheit.

Der Religiöſe bewährt auch reinen Sinn und Glauben für die Wechſelwirkung Gottes mit der Welt und jedem ſeiner Geſchöpfe, vorzüglich mit dem Menſchen, ſeinem Meiſterwerke; er glaubt an den Umgang der Geſchöpfe mit Gott, ohne durch vorwitzigen Wunderglauben die Anſchauung der ewigen Weltordnung und die unvertilgliche freie Schönheit der Geſchöpfe zu verletzen. Gott hat ſein Werk nicht in der Zeit geſchloſſen, noch es als fertig außer ſich hingeſetzt; er hält die Welt in jedem Momente in ſeiner Hand, ſein Auge ruht mit Wohlgefallen auf ihr, und

immer neue Ströme des Lebens, der Liebe und der Schönheit ergießen sich in sie, und durchdringen alle ihre lebendigen Theile. So überzeugt, lebt der religiöse Mensch mit Gott, mit sich selbst und mit allen Dingen liebevoll befreundet, heiter und freudig; er gestaltet sich selbst, Gott nachahmend, in Leben und Schönheit; er möchte die Liebe Gottes verdienen, er ist der höheren Einflüsse in stiller Ruhe des Gemüths gewiß, ohne sich derselben für würdig zu erklären, und ohne sie vorzugeben.

Wie speciell die Gottinnigkeit das Leben heiter froh, freudig, und frisch gestaltet, darüber äußert sich Krause a. a. O. S. 311 ff. folgendermaßen: „Ist dem Menschen sein Leben in göttlicher Obhut und Mitwirkung so weit gelungen, daß er in sich selbst Gott gewonnen, hat er seine eigene Sphäre aus angestammter Kraft und in ursprünglichem inneren Triebe nach Gott, als nach dem ewigen Urlichte, hingewandt: dann beginnt in ihm eine höhere Offenbarung, die ewige Liebe wirkt aufs neue in ihn ein, Gott geht ihm als die Sonne seines Lebens und alles Lebens auf."

„Die Gottinnigkeit des Menschen ist seiner ganzen Bestimmung nach freundlich und erhaben, sie ergießt Freude und Liebe und Thatkraft über sein ganzes Leben, sie ist ein seliger Zustand, eine stetige Kraft, die das ganze Leben des Menschen durchdringt und verschönt. Aber der Mensch ist endlich im Anschaun, in Neigung, im Willen und im Thun, und insofern ist es ihm unmöglich, sich in jedem Momente ganz der Gottinnigkeit in stets gleicher Fülle und in gleicher Klarheit des Bewußtseins zu ergeben; sie ist gleichsam die höhere Seele seines Lebens, seine Freude, seine Stärke; er widmet ihr periodisch, und so oft Geist und Gemüth ihn treiben, heilige Momente, wo er von allem einzelnen Wirken ledig, von allen einseitigen Strebungen frei, sein ganzes Wesen zu Gott erhebt, um ihn, und alle Wesen in ihm, zu schauen, um ihn zu lieben, um sein eigenes Leben an der allgemeinen Harmonie des Lebens Gottes und des Lebens aller Dinge in, mit und durch Gott, prüfend zu überschauen,

und im Anſchauen Gottes und des Weltalls ſeinen Lebensplan zu entwerfen. Dieſe Uebungen der Gottinnigkeit machen Gott, Natur, Vernunft und Menſchheit im Menſchen gegenwärtig, in ihr bildet ſich die Kunſt, daß er auch ſich ſelbſt Gott, der Vernunft, der Natur, und der Menſchheit in einem gottähnlichen Leben gegenwärtig mache, und würdig werde, von ihnen in höhere Ordnungen des Lebens aufgenommen zu werden; die Stunden des Gebets und ſeliger Andacht werden Geburtsſtunden großer, guter und ſchöner Gedanken und Handlungen, durch ſie wird reines, allſeitiges, harmoniſches Menſchenleben vollendet."

„Wenn des Geiſtes Auge Gott ſchaut, wenn das Herz, zu Gott erhoben, ſich ſeiner Reinheit bewußt iſt, dann wird ſich der Menſch ſelbſt in ſeiner göttlichen Würde gegenwärtig, dann prüft er vor Gott ſein Leben, erforſcht, ob er es gottgefällig bis zu dieſer Stunde geführt, und erkennt, was er im göttlichen Geiſte, in Harmonie mit Gott und Gottes Leben nun zu thun, wie er ſein Leben in ſich ſelbſt, und in allen ſeinen Verhältniſſen zur Menſchheit, zur Vernunft, zur Natur und zu Gott, gottgefällig, gottähnlich, ſittlich, frei, gerecht und ſchön ordnen und kunſtreich führen ſoll. In heiligen Momenten gottinniger Feier erwacht das höhere Selbſtbewußtſein des Einzelnen, ſowie der Familien, der Stämme, der Völker und der Menſchheit; in dieſen Momenten wirkt Gottes Liebe im Innern des Menſchen Reinheit, Kraft und Harmonie in ihm, in ihnen bringt Gottes individuelles Leben in das Leben der Menſchheit ein, in ihnen wird ſie Bürger einer höheren Welt."

„So iſt die Menſchheit beſtimmt, ſich als einen Bürger des ewigen Gottesreiches auf Erden auszubilden und zu beleben. Doch nicht für dieſe Erde allein iſt der Gottbund der Menſchheit geſchloſſen, ſein Urſprung iſt höher als die Erde. Und iſt uns bis jetzt noch nicht das Glück geworden, in höhere Ganze gottinnigen Lebens jenſeits dieſer Erde einzudringen, ſo ſteht dem Gottinnigen doch die Hoffnung feſt, daß einſt er ſelbſt über dem Grabe die Weihe dieſes höheren Lebens empfangen werde."

Was Krauſe in dem vorſtehenden Abſchnitte in ſchöner, ja faſt poetiſcher Form dem einfachen, ſinnigen und frommen Gemüthe zu Herzen geführt, das hat er ſpäter in ſeinen „Vorleſungen über das Syſtem der Philoſophie“ (Göttingen 1828) dem philoſophiſch gebildeten Denker in wiſſenſchaftlicher Weiſe gründlich erörtert.

Daß ein Leben in Gott den Menſchen vergöttlicht, ſagt auch Peſikta (ed. Buber) S. 198 b.: „Ein Menſch war Moſes, als er zur Höhe des Sinai emporſtieg, ein Gott war er, als er wieder zur Erde herniederſtieg“.

Zu § 15. Jeſu Stellung zu den Kindern. Die Einſegnung der Kinder iſt in doppelter Beziehung wichtig; ſie zeigt uns nämlich nicht nur, daß ſich Jeſus unter dem Volke bereits große Achtung erworben hatte, ſondern auch, daß er die Anſicht von der ſittlichen Verdorbenheit der menſchlichen Natur nicht kannte. Nach der kirchlich dogmatiſchen Anſchauung iſt der Menſch von Geburt an durch die Erbſünde vergiftet. Das Böſe, welches er mit auf die Welt gebracht, ſchlummert in ihm und beherrſcht das Leben in allen ſeinen Functionen. Jeſus weiß nichts von der finſteren, dämoniſchen Gewalt des Böſen im zarten Kinde. Nach ſeiner Auffaſſung iſt das Kind vielmehr ein Muſterbild der Herzensreinheit, der aufrichtigen Geſinnung, der ſelbſtloſen Hingebung. Mit Bewußtſein und Freiheit durch Erziehung und Bildung das zu erſtreben, was das Kind noch unbewußt und unfrei, in anſpruchsloſer und unbefangener Unſchuld iſt: das bezeichnete Jeſus daher als die weſentlichſte Aufgabe ſeiner Schüler. Treffend bemerkt Schenkel*) zu der Luc. 18, 15 ff.**) berichteten Scene. „Der noch unkindliche Sinn der Jünger verräth ſich in der liebloſen und hoffärtigen Art, mit der ſie diejenigen abweiſen, welche die Kinder Jeſum zum Segnen gebracht hatten. Gerade „ſolche“ gehören in meine Nähe, erklärte ihnen Jeſus; ſie bedürfen nicht einmal erſt der Aufnahme ins Reich Gottes, ſie befinden ſich

*) a. a. O. S. 148. **) Vergl. Matth. 19, 13 f. und Marc. 10, 13 f.

als Kinder ohne Weiteres darin. Dieſe Kinder hatten keine Taufe empfangen, ſie waren in keinem Katechismus unterrichtet. Dennoch waren ſie der Erklärung Jeſu zufolge vollberechtigte Mitglieder ſeines Reiches. Der Kinderſinn iſt als ſolcher der Gott wohlgefällige Sinn; Unſchuld, Demuth, Anſpruchsloſigkeit, Liebe ſind die Schlüſſel, welche die Pforten des Himmelreiches öffnen. Wenn Jeſus in die unſchuldigen Kinderaugen blickte, dann mochten ihm wohl die tückiſch lauernden Blicke der Phariſäer vor der Seele ſchweben, die ja noch eben mit glatter Miene auf jedes ſeiner Worte gelauſcht hatten, ob ſie nicht in einem derſelben eine Urſache zu einer Anklage auf Leben und Tod gegen ihn entdecken möchten? Um ſo mehr erfüllte ihn das unfreundlich abwehrende Verhalten der Jünger gegen die Kinder mit einem heiligen Unwillen. Wie lange hatte er doch ſchon an dieſen Männern gearbeitet, um ſeinen Sinn ihnen einzuflößen, und wie wenig geneigt, denſelben aufzunehmen, zeigten ſie ſtets aufs neue ſich wieder. Auch er hatte ja den reinen Kinderſinn. Auch er wollte und ſuchte auf der Erde nichts für ſich. Und das war es eben, was er von allen denen fordern mußte, welche Aufnahme in ſeine Gemeinſchaft ſuchten. „Wer das Reich Gottes nicht aufnimmt wie ein Kind," wer Gott und dem Nächſten nicht dienen will ohne alle Nebengedanken und Selbſtzwecke, in aufrichtiger Geſinnung, aus herzlicher Liebe, wer in ſeiner Frömmigkeit und Sittlichkeit nur ſich ſelbſt im Auge hat, anſtatt ſich ſelbſt zu vergeſſen: der iſt trotz kirchlicher Gnadenmittel, prieſterlicher Sündenvergebung und päpſtlicher Heiligſprechung doch kein wahres Kind Gottes. Der Kinderſinn allein befähigte nun auch die Jünger Jeſu, für die Verbreitung ſeines Reiches ohne ſelbſtſüchtige und eigennützige Nebenabſichten zu wirken. Die aufrichtige und lautere Frömmigkeit befreit das Herz von den unwürdigen Banden, welche dasſelbe ſonſt an Beſitz und Genuß knüpfen; ſie macht opferwillig und leidensmuthig, wo es ſich um den Preis der höchſten und ewigen Güter handelt, und doch wieder mild und friedfertig gegen verbitterte und verblendete Feinde." — Bei einer

anderen Gelegenheit bemerkt Schenkel ebenso treffend *): „Kinderliebe und Achtung vor dem Kindersinn bildeten einen bemerkenswerthen Grundzug im Charakter Jesu selbst. Derselbe stimmt freilich nicht zu der Annahme, daß Jesus die menschliche Natur für grundverdorben gehalten, und von jedem Menschen eine völlige Umkehrung seiner Natur gefordert habe. Seine Ermahnung, den Kindern ähnlich zu werden, ruht unverkennbar auf der Annahme, daß in dem Kinde die Menschennatur noch wesentlich unverdorben sei. Selbstsucht und Hochmuth, die beiden Grundfehler des erwachsenen Menschen, haben das kindliche Herz noch nicht umstrickt, und die bösen Neigungen, wenn sie auch in der Kindernatur schon schlummern, sind noch nicht zu Leidenschaften erwacht, oder zu Lastern ausgebildet. Namentlich ist das Kind in den Augen Jesu ein Vorbild der Demuth. Noch erhebt dasselbe keine Ansprüche an die Menschen und an das Leben; noch fügt es sich geduldig in die Verhältnisse, wie sie sind; noch weiß es sich in alle, auch die niedrigsten und unbefriedigendsten, zu schicken und zu finden. Diesen Kindersinn mußte Jesus vor allem anderen von seinen Jüngern fordern, wenn sie erfolgreiche Werkzeuge in seinem Reiche werden sollten. Die hierarchische Partei lächelte über denselben. Sie hatte ein stolzes, auf die Leidenschaft des Ehrgeizes und den Trieb der Genußsucht gegründetes Gebäude errichtet, und das Zukunftsreich des Messias, wonach sie so eifrig verlangte, sollte jene Leidenschaft und jenen Trieb in noch weit höherem Maße befriedigen, als dies durch den alttestamentlichen Gottesstaat geschehen war. Im entschiedensten Gegensatze dazu gründete Jesus seine Gemeinschaft auf die Tugenden der Selbstdahingabe und der Opferwilligkeit, und wie er selbst von dem Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit an anderen stets nur gedient, und gegen niemanden Ansprüche erhoben hatte, so ertheilte er nun auch seinen Jüngern den Auftrag, in fortgesetztem demüthigen Dienste an ihrem Volke und an der Menschheit ihren wahren Ruhm und ihre höchste Ehre zu suchen."

*) A. a. O. S. 111.

Zu § 17. Schülerwahl. Jeder Chakam hielt sich für verpflichtet, nicht nur seinen Söhnen, sondern, was noch verdienstlicher galt, fremden Söhnen, die Schätze seines Wissens mitzutheilen. Der Talmud*) sagt: „Wer dem Sohne eines andern Unterricht giebt, der nimmt Theil an den höchsten Sitzungen**). Desgleichen***): „Wer nur lernt nnd nicht lehrt, der gleicht dem Myrthenbaum in der Wüste." Daher sehen wir selten einen Rabbi ohne Begleitung seiner Schüler; sie folgen ihm überall nach, drängen sich zu ihm, um seinen Worten zu lauschen, seine Handlungen zu beobachten, seine Urtheile aufzufassen und sie in vorkommenden Fällen anzuwenden. Die Schüler betrachteten aber die Aeußerungen ihres Lehrers nicht etwa als Orakelsprüche, die man vertrauensvoll hinnimmt, unbekümmert um deren Sinn, sondern sie unterwarfen dieselben oft scharfen Erörterungen und drangen auf vielseitige Beleuchtung. „Ich habe zwar viel von meinem Lehrer gelernt", sagte R. Chanina, „allein mehr noch von meinen Schülern†)." Obgleich das Forschen im Gesetze von großer Wichtigkeit war, sogar als die eigentliche Lebensaufgabe des Menschen angesehen wurde, so lag doch jeder Rabbi auch einem Gewerbe ob und widmete nur seine Erholungsstunden dem Studium. Daher darf es uns gar nicht befremden, daß Jesus seine Schüler aus dem gewerbtreibenden Stande wählte.

Zu § 21. Ueber die Stellung des Weibes im Judenthum vergl. meine Schrift: Jesus in seiner Stellung zu den Frauen, Berlin 1872 (Henschel). Das Weib im Judenthum stand höher als bei den anderen orientalischen Völkern. Namentlich hat das talmudische Judenthum den Werth desselben sehr hoch gewürdigt. Welche Stellung z. B. der Midrasch dem Weibe einräumt, geht daraus hervor, daß er dasselbe als die nothwendige Ergänzung des Mannes betrachtet. Es heißt: Erst Mann und Weib zusammen bilden einen ganzen, vollen und harmonischen Menschen. Freilich besteht ein Gegensatz zwischen Mann und Weib, welchen

*) Baba mezia fol. 85 a. **) S. Jerem. 16. ***) Rosch haschana fol. 23 a.
†) Vergl. Taanit fol. 7 a.

weder der Talmud, noch Jesus aufgehoben haben und welcher auch niemals aufgehoben werden darf. Den Mann charakterisirt die ideale Freiheit aller geistigen und leiblichen Organe und Kräfte, das Weib hingegen natürliche Innigkeit und Gebundenheit. Der Mann lebt mehr ein Leben des Geistes und der Vernunft, das Weib mehr ein Leben der Natur und des Leibes; daher ist die freie Thierwelt ein Sinnbild der männlichen und die stille Pflanzenwelt ein Sinnbild der weiblichen Menschheit. Doch trotz dieses Gegensatzes sind Mann und Weib gleich wesentliche Glieder der Menschheit; das Weib ist dem Manne in keiner Beziehung untergeordnet, sondern nebengeordnet. Das Weib ist mit seinen Kräften des Gemüthes ebenso fähig und originell wie der Mann; weshalb es auf eine gleich allseitige, ureigene und harmonische Bildung gerechten Anspruch erheben darf. Die Menschheit bleibt so lange nur mangelhaft und theilweis gebildet, als das schöne und schwächere Geschlecht der Weiber von der rohen Kraft der Männer undankbar und fühllos unterdrückt wird. Erst wenn Tugend und Liebe, Wissenschaft und Kunst, Religion und Recht auf männliche und weibliche Weise eigenthümlich gestaltet und vollendet sein werden, erst dann darf sich die Menschheit rühmen, ihr Ziel auf Erden erreicht zu haben. Erst männliche und weibliche Bildung in freiem harmonischen Wechselspiele ist der Triumph der Menschheit. Ohne das Weib würde der Mann einseitig, seine Kraft würde sich im Weltall fruchtlos verlieren, und ohne den Mann würde das Weib wieder arm und öde an Geist und Gemüth sich in sich selbst verzehren. Daher machen in der That erst Mann und Weib in- und durcheinander lebend den ganzen, vollständigen blühenden Menschen.

Zu § 25. Die allgemeinen Fasten (תעניות ציבור) wurden von der Behörde (בית דין) wegen öffentlicher Calamitäten, z. B. Wassermangel oder sonstiger Landplagen verordnet *). Die Privatfasten (תעניות יחיד), welche freiwillige Leistungen waren, wurden

*) Vergl. Mischna Taanit I, 1—7; III, 5. 8.

dagegen entweder als Mittel zur Heiligung oder zur Vereitelung böser Träume und übler Verhängnisse betrachtet. Die Meinungen der Rabbinen über die Verdienstlichkeit der freiwilligen Fasten gehen in der S. 288 angezogenen Talmudstelle*) auseinander. So nennt R. Samuel einen Menschen, welcher dem Fasten huldigt (היושב בתעניות), einen Sünder, dagegen R. Elieser einen Heiligen (קדוש), weil das Gesetz dem Nasiräer diesen Titel verleiht (Num. 6,5), Resch Lakisch endlich einen Frommen (חסיד) mit Bezugnahme auf Prov. 11, 17. Doch der letztere Gesetzeslehrer soll sich auch dahin geäußert haben, daß ein Gesetzlehrer (תלמיד חכם) nicht fasten solle, weil er dadurch in der Arbeit am Werke Gottes beeinträchtigt werde (מפני שממעט במלאכת שמים).

Bezüglich des Vergleichs Jesu mit einem Bräutigam ist noch auf Berachot fol. 6b zu verweisen, wo es heißt, daß derjenige, welcher einen Bräutigam fröhlich stimmt, nach der Meinung R. Abuhu's ebensoviel gethan, als wenn er ein Dankopfer dargebracht hätte (Jerm. 33, 11). R. Nachman ben Jizchak sagt: Es ist soviel, als wenn er eine von den Trümmern Jerusalems wieder aufgebaut hätte**). —

Zu § 26. Obgleich die Pharisäer das Verbot der Sabbathfeier bis auf die geringste Verrichtung ausdehnten, so dispensirten sie dennoch in besonderen Fällen, wo ein Menschenleben in Gefahr schwebte, davon, indem sie den Grundsatz***) aufstellten: כל ספק נפשות דוחה את שבת. Desgleichen sagt Maimonides †): „Wo Lebensgefahr vorhanden ist, darf mit der Sabbathentheiligung gar nicht gezögert werden; denn es heißt ††): Beobachtet meine Gesetze und meine Rechte, durch die der Mensch, wenn er sie ausübt, lebt (וחי בהם ולא שימות בהם) und nicht umkommt (הא למדת שאין משפטי התורה נקמה בעולם אלא רחמים וחסר ושלום בעולם). Daraus ersiehst du, daß die mosaischen Vorschriften nicht unselig, sondern wohlthätig und segensreich in der Welt wirken.

*) Taanit fol. 12 a, **) Jerem. ebend. ***) Mischna Joma VIII, 6.
†) Hilchot Schabbat c. II. ††) Lev. 18, 5.

Als Beweise mögen noch folgende Stellen gelten. Mischna Joma VIII, 4: „Wer Halsschmerzen hat, dem darf man am Sabbath ein Heilmittel in den Mund geben, weil derselbe in Gefahr schwebt und diese verdrängt die Sabbathfeier" (Joma fol. 84 b). „Die Rabbinen lehrten: Man darf einen Menschen am Sabbath retten (מפקחין פקוח נפש) und wer darin rasch ist, (והזריז) der verdient Lob (משובח) und bedarf hierzu nicht erst der Erlaubniß des Gerichtshofes (בית דין). Sieht man z. B. ein Kind, welches in das Wasser gefallen ist, so werfe man sofort, ohne erst das Collegium zu befragen, ein Netz aus; sieht man ein Kind, welches in eine Grube gefallen ist, so suche man sogleich dieselbe flacher zu machen; findet man ein Kind eingeschlossen, so erbreche man sofort die Thür; man darf auch am Sabbath eine Flamme löschen und ihr Einhalt thun."

Nach Mischna VII, 2 giebt es 39 Hauptarbeiten (אבות מלאכות), welche am Sabbath zu vermeiden waren, darunter auch das Säen, Pflügen und Schneiden (הקוצר). Die Verrichtungen, die demselben dem Wesen nach ähnlich sind, wurden תולדות genannt. Unter den Hauptarbeiten verstanden die Rabbinen alle diejenigen Verrichtungen, welche beim Bau der Stiftshütte stattgefunden haben*).

Im Tempel hatte der Sabbath auf die dem Opferdienst vorgeschriebenen religiösen Gebräuche, wie z. B. das Posaunenblasen u. s. w. durchaus keinen Einfluß**). — Uebrigens beweist R. Jochanan***) fast auf dieselbe Art wie Jesus, daß die Lebenserhaltung über den Sabbath gehe. Er sagt: „der Tempeldienst verdrängt den Sabbath," d. h. er übt auf diesen keinen Einfluß, oder mit anderen Worten: der Tempeldienst erleidet durch den Sabbath keine Unterbrechung (אין שבות במקדש). —

*) S. Maimonides, Commentar zu dieser Mischna.

**) Vergl. Mischna Pesachim VI, 1 und Rosch haschana VI, 1.

***) S. Joma fol. 85 b.

Zu § 27. Gegen solche wie Matth. 12, 22 angegebene krankhaften Erscheinungen, die man Dämonen (שֵׁדִים) zuschrieb, wandte man ein Princip an, welches etwa dem der heutigen Sympathie ähnlich war*). Man vertrieb nämlich den bösen Geist mittelst des Oberhauptes der bösen Geister (רב רשדים oder מלכא רשדי**), der auch den Namen Asmadai (אשמדי) führte. Daneben wird aber auch noch eine Agereth bat Mochlat genannt, welche die Herrschaft über viele Tausende von Dämonen führte, die wahrscheinlich dem weiblichen Geschlechte angehörten; denn eine solche Classification läßt der Midrasch schon bei ihrer ersten Fortpflanzung bestehen. Während der 130 Jahre, wo Eva geschieden von Adam lebte, sollen sich die männlichen Geister (רוחות דזכרים) mit ihr und die weiblichen mit ihm begattet und und ihres Gleichen gezeugt haben***). — Die Pharisäer haßten und verachteten im allgemeinen die Zauberei (כשפים), und ebenso diejenigen, welche sie ausübten, was meistens von Weibern geschah. Allein die Teufelbeschwörung oder Teufelaustreibung (מַעֲשֵׂי שֵׁדִים) war ein Geschäft, dessen mancher angesehene Rabbi sich in vorkommenden Fällen unterzog. Es darf uns das keineswegs befremden, da die Israeliten nicht nur, wie der Talmud meldet, die Namen der Monate und Engel aus dem Exil mitgebracht, sondern auch viele andere Vorstellungen und Anschauungen, die mit dem reinen Mosaismus nicht im Einklang stehen, aus dem Verkehre mit den orientalischen Völkern aufgenommen hatten. Nach Talmud und Midrasch sind Himmel und Erde mit guten und bösen Geistern bevölkert. Sogar der Mensch hat nach dem Talmud zwei Mächte in sich (יֵצֶר רַע und יֵצֶר טוֹב†). Der Geist, welcher, um der Gesandtschaft des R. Simeon ben Jochai förderlich zu sein, sich der römischen Prinzessin bemächtigte, von welchem

*) S. Pesachim fol. 111 b und Raschi's Commentar.

**) Vergl. ebend. fol. 110 a.

***) Vergl. Midrasch Bereschit r. Par. 11.

†) Vergl. Mischna Berachot IX, 1 und Talmud Chagiga fol. 16; Sanhedrin fol. 91.

der erwähnte Abgeordnete mit den Worten: Weiche! sie befreit haben soll, wird Temelion (בן תמלין) genannt, welcher aber nach der Glosse kein anderer als Amor war. S. Meïla fol. 17b. Dieser Wink führt uns zu dem Resultate, daß, wo im Talmud Geister an, auf und in den Wasser (Chulin fol. 105), unter gewissen Bäumen (Pesachim fol. 111b) ihr Wesen treiben, nur Najaden, Dryaden u. s. w. zu verstehen sind. —

Was nun die durch Jesus geschehene wunderbare Heilung betrifft, so schrieben die Pharisäer dieselbe vielleicht darum dem Belzebul zu, weil sich Achasja in einem Krankheitsfalle an ihn gewandt hat (2 Reg. 1, 2). Seinen Namen haben sie nach ihrer Weise und strengen Auslegung, wonach die Götzen nur zum Schimpf (לגנאי) genannt werden mußten*), in בעל זיבול (der Unfläthige, vergl. Temura fol. 28b) umgewandelt, worunter sie eigentlich זֶבַח, Opfer verstanden. So heißt es Aboda sara fol. 18b: „Die Rabbinen haben gelehrt: Man darf die Theater und Circus nicht besuchen, weil man dort den Göttern Unflath (d. h. Opfer) darbringt (מִפְּנֵי שֶׁמְּעַבְּלִין שָׁם זִיבּוּל לע"א). Dagegen das in der von Lightfoot citirten Stelle Talm. jerusch. fol. 34 erwähnte זבול bedeutet Wohnung, d. i. der heilige Tempel. Aus demselben Grunde sollte man nicht בית גליא, Tempel der Aglaja, sondern בית כריא, reizloser (αχαρις) Tempel; nicht פני מלך, das Antlitz eines Königs, oder wie es im jerus. Talmud heißt פני אלוה, Antlitz eines Gottes, sondern פני כלב, Antlitz des Hundes, nicht עין כל, Quelle des Alls, oder עין כים, Quelle des Bechers, sondern עין קוץ, Quelle des Unwürdigen sagen. — Zum vollen Verständniß des ganzen Conflictes verweisen wir schließlich noch auf Gittin fol. 68a: „Als David den Tempel bauen wollte, zu dem doch bekanntlich keine gehauenen Steine genommen werden durften (1 Reg. 6, 7), soll er die Rabbinen gefragt haben: Wie fange ich es nur an? Sie gaben ihm zur Antwort: Durch den Stein Schamir (שמיר), den Moses zu den Steinen im Brustschilde

*) S. Aboda sara fol. 46 a.

verwendet hat. Wo finde ich ihn? Nimm männliche und weibliche böse Geister und treibe sie gegeneinander. Möglich ist es, daß sie es dir entdecken. Der König that es, allein sie sprachen: Wir wissen es nicht, vielleicht weiß es Asmadai, der König der Geister. Wo befindet er sich? Dort in jenem Berge hat er einen Brunnen gegraben, ihn mit Wasser gefüllt, mit einem Steine zugedeckt und mit einem Siegel versehen. Alle Tage steigt er in den Himmel und kommt, wenn die Sitzung daselbst beendigt ist auf die Erde (וגמר מתיבתא דרקיעא), wo er das Siegel untersucht (ob es kein Mensch erbrochen hat). Darauf deckt er den Brunnen auf und trinkt, deckt ihn wieder zu und versiegelt ihn. —

Zu § 28. Die rabbinische Vorschrift verlangte, daß wenn man Speisen, die nicht heilig waren (חוּלִין), genießen wollte, sich ebenso als wenn sie von Zehnten oder Heben bereitet worden, die Hände waschen, d. h. Wasser darüber gießen mußte (נְטִילַת יָדַיִם). Desgleichen war geboten, vor dem Genusse geweihter Speisen z. B. gewisser Opferstücke, die Hände ins Wasser zu tauchen (מְטַבִּילִין)*). Wer diese Observanz verabsäumte, wurde wie ein Nichtjude betrachtet**).

Als Gelübde (נדר) wurde auch eine Versagung angesehen, welche unter der Formel geschehen war: Der Genuß, den ich dir gewähre, soll ein Opfer sein (קרבן שאני נהנה לך). Dieselbe hatte eben solche Giltigkeit wie ein feierliches Angelöbniß, sie konnte aber, wozu freilich das mosaische Gesetz, wie die Mischna bekennt (Chagiga I, 4), nicht die mindeste Andeutung giebt, in dem Falle, daß man den ausgesprochenen Vorsatz bereute, von einem Weisen (חכם) wieder gelöst werden. Verstieß aber eine solche gethane Aeußerung gegen ein Sittengebot, z. B. gegen die den Eltern schuldige Ehrerbietung (כבוד אב ואם) oder Nächstenliebe, so suchte man, so streng auch das mosaische Gesetz***) auf die Erfüllung eines gethanen Gelübdes drang, alle erdenklichen Auskunftsmittel und

*) Vergl. Mischna Chagiga II, 3.
**) S. Chulin fol. 106 a.
***) Deut. 23, 22—24.

Vorstellungen anzuwenden, um einen solchen übereilten Vorsatz nicht zur Ausführung kommen zu lassen*). „R. Elieser sagt: Demjenigen, der ein Gelübde gethan, welches gegen die den Eltern schuldige Ehrfurcht verstößt, gebe man Gelegenheit, sich demselben zu entziehen." Die Weisen aber sind nicht dieser Meinung, da diese Maßregel zu manchem Mißbrauch Anlaß geben könne. R. Zadok wendet dagegen ein, daß, wenn man in dem Falle, wo die Ehre der Eltern leidet, so verfahre, man es um so mehr dann thun müsse, wo der Gott schuldigen Ehrfurcht Eintrag geschehe (פתחו לו בכבוד המקום), auf diese Art würden alle Gelübde vereitelt werden. Allein soviel gestehen die Weisen dem R. Elieser zu, daß man gegen ein Gelübde, das die Eltern beeinträchtigt, z. B. der Sohn versagt seinen Eltern jeden Genuß von seinem Vermögen oder Erwerbe, durch die gewöhnliche Formel קרבן oder קונם שאת נהניה לי, Gegenvorstellungen machen und es auf alle erdenkliche Weise zu umgehen suchen müsse. Dasselbe will R. Meïr auch auf den Fall ausgedehnt wissen, wo das Gelübde gegen die Nächstenliebe, überhaupt gegen die Humanität verstößt**). So heißt es auch in der Mischna Baba kama IX, 10.: „Wenn ein Vater zu seinem Sohn spricht: קונם אי אתה נהנה משלי, ich gelobe ein Opfer, wenn du je einen Vortheil von mir haben solltest und der Vater stirbt, so erbt der Sohn sein Vermögen."

Zu dem Satze Matth. 15, 6 findet sich ein Analogon Pesachim fol. 115: אתי דרבנן ומבטל דאורייתא, diese rabbinische Satzung hebt diese oder jene mosaische Vorschrift auf. Ebenso wird das Verb עקר in dieser Bedeutung gebraucht. Man reiße lieber einen Buchstaben, d. h. ein Gebot aus dem Gesetze מוטב שתעקר אות מן התורה, nur werde der Name des Allerhöchsten nicht entweiht.

Der von Jesu V. 11. aufgestellte Grundsatz läßt sich nach der vom Talmud angewendeten hermeneutischen Methode aus dem Satze: מוצא שפתיך תשמור (Deut. 23, 24) auf diese Weise folgern: „Vor dem, was von deinen Lippen hinausgeht, mußt du

*) S. Mischna Nedarim IX, 1. 3. **) Vergl. Mischna Nedarim IX, 1. 4.

dich hüten, aber nicht vor dem, was über die Lippen hinein kommt." Die Deductionsart kommt öfters im Talmud vor. So pflegte z. B. R. Meïr zu ſagen: שמור פיך מכל חטאה, bewahre deinen Mund vor jeder Sünde, וקדש עצמך מכל אשמה ועון und entheilige dich nicht durch irgend eine Schuld und Freveltha t (Berachot fol. 17 a). Auch folgende Stelle dürfte noch als Parallele angeführt werden. „Die Rabbinen lehrten: Verunreinigt ſich der Menſch auch einmal nur ein wenig, ſo verunreinigt man ihn viel; verunreinigt er ſich hier unten auf der Erde, ſo verunreinigt man ihn oben im Himmel; verunreinigt er ſich in dieſer Welt, ſo verunreinigt man ihn in jener Welt" (Joma fol. 39 b).

Zu § 30. Die von den Deputirten an Jeſum geſtellte Frage bewegte ſich auf dem Gebiete des jüdiſchen Staatsrechts. Zu demſelben gehörte auch das Steuer- und Münzrecht. Das Steuerrecht gab dem jedesmaligen jüdiſchen Herrſcher des jüdiſchen Landes die Befugniß, den Bewohnern desſelben Steuern aufzulegen, denen niemand, zumal wenn ſie von einem nichtjüdiſchen Souverän ausgingen, ſich entziehen durfte (אסור להבריח את המכס)*). Es wird bei jeder erdenklichen Gelegenheit der Steuerentziehung auf das Prinzip hingewieſen: das Recht der Regierung iſt und bleibt ein Recht (דינא דמלכותא דינא)**). Wenn es daher in der Miſchna heißt: Man darf gegen irgend einen Steuerbeamten ein Gelübde vorgeben, um ſeinen Forderungen auszuweichen, ſo wird dieſe Ausflucht nur gegen ſolche Steuerbeamten für zuläſſig erachtet, welche entweder nach Willkür, d. i. mit Maßloſigkeit verfahren (מוכס שאין לו קבצה), oder die zu einer ſolchen Funktion ſeitens der Regierung nicht berufen ſind (מוכס העומד מאליו)***). Die Ausübung des Münzrechtes galt ebenfalls für eine der Prärogativen der Krone. Die von den Souverainen eingeführte Münze mußte für das Land Geltung haben, und je weiter ſich

*) Vergl. Baba kama fol. 113 a und Gloſſe zu Nedarim fol. 28 a.

**) S. Gittin fol. 10; Nedarim fol. 28 a; Baba kama fol. 54.

***) S. Baba kama fol. 113 a.

dieſe erſtreckte, deſto feſter glaubte man ihr Anſehen gegründet. Dem Patriarchen Abraham wird dadurch ſein großer Ruf geſichert, weil ſeine Münze (מנישטן), die auf der einen Seite das Bild eines alten Mannes und eines alten Weibes, auf der anderen Seite das eines Jünglings und einer Jungfrau gehabt haben ſoll, in der ganzen Welt courſiren werde*). Unter der Regierung der erſten Könige, wie eines David und Salomo, ſowie der letzten Könige, desgleichen zu der Zeit, wo Bar Kochba, der Sternenſohn, als Befreier des jüdiſchen Volkes vom römiſchen Joche auftrat, aber als ſolcher ſich nicht bewährte, wurden Münzen geſchlagen und in Umlauf gebracht und die alten für ungiltig erklärt. Dieſelben kommen im Talmud unter dem Namen כתביות vor**). Dieſe Angabe gilt als Beweis, daß mit dem Erſcheinen desjenigen Erlöſers, der den jüdiſchen Staat zu ſeiner früheren Selbſtändigkeit verhelfen, die römiſche Münze für ungiltig erklärt werden werde.

Zu § 31. Ueber die Entſtehung der Sadducäer giebt Pirke Aboth de R. Nathan Kap. V folgende Auskunft: „Antigonus Sochäus (אנטיגנוס איש סוכו), ein Schüler Simon's des Gerechten, pflegte zu ſagen: „Seid nicht wie die Knechte, die dem Herrn dienen, um eine Belohnung zu empfangen (לקבל פרס), ſondern ſeid wie Knechte, die dem Herrn dienen, um nicht eine Belohnung zu empfangen (d. h. die das Gute aus Liebe und nicht aus Eigennutz üben) und Gottesfurcht ſei auf euch.“ Dieſen Grundſatz (den R. Elieſer in dieſen Worten: Wohl dem, der die Tugend liebt abgeſehen von ihrem Lohne (ולא בשכר מצותיו), ſ. Aboda ſara fol. 19a und den ſchon Ben Aſai in einer Sentenz: Die Jugend iſt der Tugend Lohn, ſ. Pirke Aboth IV. 2 ausgeſprochen haben,) faßten zwei Schulen jenes weiſen Mannes Zadok (צדוק) und Baithus (ביתוס) auf, theilten ihn ihren Schülern und dieſe wieder den ihrigen mit, bis ſie endlich auf die Frage kamen: Was fiel denn unſeren Alten (אבותינו) ein, dies zu ſagen? Arbeitet denn

*) S. Midraſch Bereſchit r. Par. 39.

**) S. Baba kama fol. 97 b.

ein Tagelöhner den ganzen Tag und bekommt abends keinen Lohn? Diese Aeußerung würden sie gewiß nicht gethan haben, wenn sie eine Ahnung von einer zukünftigen Welt und der Todtenauferstehung gehabt hätten. Darauf sagten sie sich vom Gesetze los und es entstanden die beiden Secten der Sadducäer und Beithusäer. Sie bedienten sich silberner und goldener Gefäße (d. h. sie lebten auf vornehmem Fuße), bis sie endlich übermüthig wurden und die Pharisäer für leichtgläubig erklärten, daß sie sich in dieser Welt quälten und sie von jener doch nichts zu erwarten hätten." — Diese Angabe führt Maimonides noch weiter aus, insofern er der Frage begegnet, daß doch die Sadducäer in ihren Debatten mit den Pharisäern als Anhänger und Vertheidiger des mosaischen Gesetzes sich zeigen und noch hinzusetzt, sie, die Sadducäer, hätten, da schon an für sich ihr Glaubensprinzip eine Gesammtheit eher aufzulösen, als zu bilden vermochte, aus Furcht vor der Menge zugegeben, sie sagten sich blos von der Tradition deshalb los, weil sie die daraus hervorgegangenen Satzungen und Observanzen, ohnedies drückend und unerträglich, zu weitläufig befunden hatten, und auch die jenen zu Grunde liegenden Schrifterklärungen lieber der eigenen Einsicht überlassen wissen wollten. Diese Freiheit hatten sie sich nun durch die Aufhebung aller Ueberlieferung errungen und sie deuteten die Schrift ganz nach ihrem Gutdünken. Tritt man an die Debatten, in welchen diese Schismatiker gegen die Majorität des Landes auftreten, mit Unbefangenheit heran, so muß man gestehen, daß sie von einem richtigen exegetischen und logischen Tacte geleitet wurden. Zum Belege führen wir folgende das Thema die Todtenauferstehung betreffende Controverse an. Auf die Beweisleistung des R. Gamliel aus der Thora*) wandten die Sadducäer ein: Die Stelle Deut. 31, 16. ist noch kein Beweis; denn vielleicht ist das Wort קם auf das Folgende zu beziehen. Desgleichen wandten sie auf die andere Beweisleistung aus den Propheten ein: Mit den Todten,

*) Sanhedrin fol. 90 b und 91 b.

von welchen Jos. 26. 19 die Rede ist, kann es sich so verhalten, wie mit den Todten, die Ezechiel belebt hat (d. h. die Worte können nur symbolisch (als מָשָׁל) zu verstehen sein. Ebenso wiesen sie endlich die dritte Beweisleistung aus den Hagiographen zurück, in dem sie einwandten: Vielleicht kann hohes Lied 7, 10 nur eine ganz gewöhnliche Lippenbewegung der Schlafenden gemeint sein, ungefähr in dem Sinne, wie R. Jochanan im Namen des R. Simon ben Jehozadok gelehrt hat: Wenn man eine Halacha (Gesetzerläuterung) in dieser Welt nachsagt, dessen Lippen regen sich im Grabe. Die Sadducäer fanden sich demnach mit allen drei Beweisführungen des R. Gamliel nicht befriedigt. Erst als er ihnen aus der Versicherung, die der Ewige den Vätern Abraham, Jizchak und Jacob gegeben, ihnen (לָהֶם), d. h. den Abgeschiedenen das Land zu geben, bewies, daß die Todtenerweckung im Gesetze ausgesprochen sei (תחויית המתים מן התורה), beruhigten sie sich.

Hinsichtlich der Frage, welche das mosaische Eherecht betraf, ob nämlich die Tochter mit der des verstorbenen Sohnes an der Erbschaft Theil nehmen könne, stimmten die Sadducäer für jene aus ganz rationellen Gründen, drangen aber damit nicht durch, und die Opposition, welche nur sehr schwache aus der Schrift entwickelte Argumente für sich hatte, feierte einen Sieg *). Ein gleiches Bewandtniß hatte es daher mit der Matth. 22, 24 einschlagenden Erörterung, ob die vom mosaischen Gesetze angeordnete Levirathsehe auch dann nicht stattfinde, wenn der Verstorbene eine Tochter hinterließ. Die Meinung fiel dahin aus, daß in diesem Puncte die Tochter dem Sohne gleich sei (לענין יבום בן ובת כי הדדי נינהו)**), obgleich diese Ansicht mit dem klaren Ausdruck des Gesetzes durchaus nicht in Einklang zu bringen war***). Sie wurde als Regel angenommen und scheint sowohl in der Septuaginta, wo die zuletzt hervorgehobenen Textworte mit σπέρμα u. s. w. und hier mit μὴ ἔχων τέκνα, hebr. ולא בנים oder

*) S. Baba batra fol. 116 b und 117 a.

**) S. Baba batra fol. 109 a.

***) S. die Glosse zu obiger Stelle und Jebamot fol. 22 b.

חֻלְצָה אֵין לוֹ gegeben werden, als ſolche ſchon beachtet und geltend gemacht worden zu ſein*). — Nach Miſchna Jebamoth IV, 3 lag dem älteſten Bruder die Pflicht ob, die Frau ſeines verſtorbenen Bruders zu ehelichen (מצוה בגדול ליבם). Wollte er nicht, ſo ging man zu den ſämmtlichen Brüdern; wollten auch dieſe nicht, ſo wandte man ſich wieder an den älteſten Bruder und ſtellte ihm vor: Dir liegt die Pflicht ob; entweder laſſe dir den Schuh ausziehen (als Zeichen, daß du auf die Hand der Witwe Verzicht leiſteſt), oder eheliche.

Jeſu Entgegnung V. 29 hat nichts Auffälliges. Eine ſeltſame Frage wurde gewöhnlich mit den Worten: Haſt du nicht geleſen (לֹא קְרִיתָא)? kurz abgefertigt. In dieſem Falle aber mußte immer die Schrift eine genügende Auskunft geben und durfte nicht erſt durch Subtilitäten entwickelt werden. Obgleich Jeſu Beweisleiſtung unſerer jetzigen Anſchauungsweiſe nur unvollkommen entſpricht, ſo fand man ſie doch damals geeignet, alle die grobſinnlichen Begriffe zu beſeitigen, die man ſich vom künftigen Leben der Tugendhaften machte**). Man meinte nämlich, die Frommen träten nach dem Tode in den Kreis der ihnen Vorangegangenen und führten mit ihnen ein Leben ſinnlichen Genuſſes und angenehmer Ergötzlichkeit. — Was die Beweisleiſtung Jeſu ſelbſt anlangt, ſo wollen wir noch bemerken, daß dieſelbe die Sadducäer nur für den Augenblick zum Schweigen gebracht haben mag; denn der Talmud lehrt uns, daß der Streit zwiſchen den Parteien fortbeſtand. Die Einwendungen, welche ſich gegen Jeſu Beweisleiſtung vorbringen laſſen, ſind folgende: 1) das göttliche Weſen gab ſich mit den angezogenen Worten dem Moſe nur als dasjenige zu erkennen, welches von den Erzvätern erkannt und angebetet wurde; 2) nach Midraſch Schemot Par. 44***) richtet

*) Vergl. Frankel, Vorſtudien zu der Septuaginta S. 13.

**) S. Maimonides Commentar zum 10. Abſchnitt des Tr. Sanhedrin.

***) Vergl. noch Debarim Par. 3 und Talmud jeruſch. Tr. Berachot fol. 4.

Moſes ſelbſt an die Gottheit die Frage: Leben die Todten (חיים הם המתים)*)? Die Prämiſſe endlich: Gott iſt nicht ein Gott der Todten u. ſ. w. ergiebt ſich aus vielen Stellen des alten Teſtamentes. Vergl. Jeſ. 35, 19, 20 (das Gebet Chiskia's); Pſ. 6, 6 und namentlich Pred. 9, 5. Letztere Stelle wurde namentlich als Beweis angeführt, daß die Todten nichts wiſſen und ſich nichts mittheilen können. Es wurde dem, der mit den Worten des Predigers ſeine ſadducäiſche Anſicht unterſtützte, entgegnet: Du kennſt wohl die Schrift (מקרא את יודע), aber nicht die Auslegung (מדרש); denn dieſe verſteht unter Lebenden (החיים) die Gerechten, welche ſelbſt nach dem Tode ſo heißen, und unter den Todten, welche nichts wiſſen, die Laſterhaften, welche ſchon bei Lebzeiten todt genannt werden**). —

Zu § 32. Nach der Zählung der Schriftkundigen (בעלי מקרא) umfaßt die moſaiſche Geſetzgebung 613 Vorſchriften und zwar 365 Verbote (entſprechend den Tagen des Sonnenjahrs) und 248 Gebote (entſprechend den Gliedern des menſchlichen Körpers nach damaliger Zählung). Allein die angegebene Zahl iſt nach der Anſicht der Rabbinen ſchon von den altteſtamentlichen Propheten reducirt worden und zwar von David auf 11, ſ. Pſ. 9, von Jeſaia auf 6, ſ. Jeſ. 33, 15 und ebenſo von demſelben auf 2, ſ. Jeſ. 56, 1, von Micha auf 3, ſ. Micha 6, 8, bis ſie endlich Habakuk, ſ. Hab. 2, 4, in ein Gebot zuſammenſchloß***). — Derartige Fragen nun wie die: Welches iſt im Geſetz das größte

*) Die oben citirte Stelle aus Midr. Schemot Par. 44. über Ex. 32, 13 lautet: „R. Levi ſagte: Moſes ſprach zum Ewigen — nachdem die Iſraeliten das goldene Kalb gefertigt und abgöttiſch verehrt hatten — Herr der Welt! leben die Todten? Wie, Moſes, antwortete ihm dieſer, du zweifelſt? Habe ich dir nicht geſagt: Ich tödte und belebe (Deut. 32, 39). Wenn dem ſo iſt, daß die Todten leben, entgegnete Moſes, ſo laß dich dünken, die Väter träten vor dich hin und beteten für ihre Kinder, was wirſt du ihnen antworten? Als Moſes dieſe Vorſtellung machte, bedachte der Ewige das Böſe u. ſ. w. und änderte ſeinen Rathſchluß."

**) Vergl. Berachot fol. 18 b und Midraſch Kohelet zu Cap. 9, 5.

***) Vergl. Maccot fol. 24 a.

Gebot? wurden darum von der phariſäiſchen Schule einer Erörterung unterworfen, um in Colliſionsfällen, wo mehrere Gebote oder Verbote zugleich zu beobachten ſind, entſcheiden zu können. Darum wurden die Gebote in ſchwere (חמורות) und leichte (קלות) eingetheilt und ermeſſen 1) nach dem Koſtenaufwand, 2) nach der Anſtrengung, welche die Obſervanz erforderte, und 3) nach der Strafe, welche auf die Unterlaſſung geſetzt war. So werden z. B. die Gebote: Schaufäden am Kleide zu tragen *), und in der Laubhütte zu wohnen **), leichte genannt. Allein die Sittengebote führte faſt jeder Rabbi nach ſeiner individuellen Meinung, welche er von der ſittlichen Beſtimmung des Menſchen überhaupt und ſeiner Volksgenoſſen insbeſondere hatte, ebenſo alle moſaiſchen Vorſchriften auf gewiſſe Hauptgrundſätze zurück ***). So erklärte z. B. Bar Kapara den Spruch Salomo's Pred. 3, 6: „In allen deinen Wegen erkenne ihn", als Inbegriff aller Hauptlehren (נופי תורה) †). —

Wir können nach gründlich angeſtellten Erörterungen Schöttgen (Horae hebraicae z. St.) nicht beipflichten, wenn er meint, die Claſſification der Gebote und Verbote in ſchwere und leichte ſei nach Umfang des auf die Erfüllung derſelben geſetzten Preiſes erfolgt. Eine ſolche eigen- und gewinnſüchtige Erwähnung der Pflichten durfte und konnte nicht ſtattfinden. In Pirke Aboth Cap. II heißt es ausdrücklich: „Uebe ein gering ſcheinendes Gebot ebenſo gern aus, wie ein wichtiges, denn du kennſt ja nicht den Lohn der Pflichten." Desgleichen ſagt Debarim r. Par. 6: „Damit der Menſch nicht die Gebote nach ihrem Lohne abwäge und ſpreche, weil dieſe Pflicht wichtig und mit einem hohen Preiſe verſehen iſt, ſo will ich ſie ausüben, jene aber, weil ſie von geringerem Belange iſt, will ich unterlaſſen, darum hat der Ewige den Lohn einer jeden Pflicht nicht offenbart, damit man alle heiligen Gebote in frommer Einfalt beobachte." In Anbe-

*) S. Menachot fol. 42. **) S. Aboda sara fol. 3. ***) Vergl. Maccot fol. 24 a.
†) Vergl. Berachot fol. 63 a.

tracht dessen kann die an Jesum gerichtete Frage keinen anderen Sinn als den haben: Welches Gebot ist das bedeutsamste, verdienstlichste, wichtigste, schwierigste und zugleich umfassendste im Gesetz? — Betreffs Jesu Antwort ist noch auf Mischna Berachot IX, 1 hinzuweisen, wo es heißt: „Der Mensch muß für das Uebel ebenso dankbar sein, wie für das Gute, nach den Worten der Schrift: Du sollst den Ewigen, deinen Gott lieben ꝛc. Der Talmud*) entwickelt weiter daraus diese Lehre, daß das Betragen des Menschen von der Art sein soll, daß es auch in anderen Liebe zu Gott erwecke (שיהא שם שמים מתאהב על ידיך).

Zu § 35. Nach R. Jehuda's Erklärung**) mußte das Osterlamm in einem Hause und von allen Gliedern der Familie genossen werden. Hinsichtlich der Zeit bemerkt Mischna Pesachim X, 1: „Am Tage vor dem Pesachfeste (ערב פסחים) soll man gegen Abend nichts essen, bis es finster wird (עד שתחשך) und der ärmste Israelit soll nicht essen, bis er sich — mit der linken Seite (עד שיסב) wie ein freier Herr angelehnt hat, und das muß sogar vom Schüler an der Seite seines Lehrers geschehen***). Die vom Talmud vorgeschriebene Tafelordnung am Pesachabende (סדר של פסח) ist folgende. Das Fest muß ebenso wie die Sabbathfeier mit dem Segensspruche über Wein: Gelobt seist du Ewiger, unser Gott, Schöpfer des Weines†) eingeleitet werden, jedoch mit dem Unterschiede, daß jeder Festgenosse an dem am Vorabend des Pesach stattfindenden Mahle noch drei Gebete††) sprechen und zum Andenken an die vierfache Erlösung, die mit dem Auszuge aus Aegypten noch verbunden war, vier Pokale (ארבע כוסות) trinken muß. Nach dem ersten setzt man dem Gastgeber eine Schüssel vor, auf welcher sich zwei Osterfladen, bittres Kraut, eine aus verschiedenen Ingredienzen dem Lehme ähnliche Brühe (חרוסת) und zwei an das Osterlamm und das damit ge-

*) Tr. Joma fol. 86 a. **) Pesachim fol. 86 a. ***) Vergl. Pesachim fol. 108 b. †) Mischna Berachot VI. ††) S. Mischna Pesachim X, 1 und Gemara desselben Tr. fol. 108 b.

brachte Festopfer (חגיגה) erinnernde Surrogate von gekochtem Fleische (שני תבשילין) befinden, — für letztere trug man zur Zeit, als der Tempel noch stand, das geschlachtete Osterlamm selbst auf (גופו של פסח). Der eine Osterfladen (פרוסה) *) wird unter die Tischgenossen vertheilt, indem der Hausvater dabei den zwiefachen Segen spricht: 1) Gelobt seist du Ewiger, der du Brot aus der Erde hervorbringen lässest, und 2) der uns befohlen hat, Osterfladen zu essen. Wer dabei die Bedeutung dieser Gegenstände nicht angiebt, daß nämlich 1) das Osterlamm an die wunderbare Verschonung der israelitischen Häuser, 2) das bittre Kraut an das bittre Leben der Israeliten in Aegypten und 3) der Osterfladen an die schnelle Erlösung aus dem ägyptischen Dienstthause erinnern, der hat nach R. Gamliel seiner Pflicht nicht genügt **). Geschlossen wird dieser Act mit heiligen Psalmgesängen ***) und Danksagungen für den wundervollen Uebergang aus der Sclaverei zur Freiheit. Hierauf beginnt die eigentliche Mahlzeit, nach deren Beendigung bei dem zum drittenmale gefüllte Becher (כוס שלישי) ein kurzes Dankgebet gesprochen wird. Nachdem der Becher zum viertenmal wieder gefüllt ist, wird der begonnene Sieges- und Lobgesang †) fortgesetzt ††). Vergleicht man diese Darstellung der für den Osterabend angeordneten Ceremonien mit der Darstellung bei den Synoptikern, so stellt sich nur eine Abnormität heraus, daß nämlich Jesus das ungesäuerte Brot (מצה) dem Wein vorangehen ließ, eine Abnormität, die entweder darin ihren Grund hat, daß Jesus ein Galiläer war, oder darin, daß der Evangelist nicht genau referirt hat †††).

Was das vielgedeutete ἐστι anlangt, so entspricht es der von den allegorischen Schriftauslegern gebrauchten Formel זֶה oder זֶהוּ (comp. aus זֶה und הוּא) in dem Sinne: das stellt vor, das

*) S. Pesachim fol. 115 b und 116 a. **) S. Mischna Pesachim X, 5. ***) Ps. 113 und 114. †) Ps. 115—118. ††) Vergl. Mischna das. VI, 7. †††) Es fehlt allerdings nicht an Belegen, daß die Galiläer sich in Gebräuchen und Sitten von den Bewohnern Judäas unterschieden. S. Mischna Pesachim IV, 5. Jesus kann daher wie Hillels Schule das Gewöhnliche dem Ungewöhnlichen vorgezogen haben. Vergl. noch Pesachim fol. 114 a.

bedeutet. Wer mit dieſer Redeweiſe ſich vertraut machen, oder von der gegebenen Erklärung ſich überzeugen will, der leſe den Midraſch Schir haſchirim. Wenn nun Jeſus, wie es ſich kaum bezweifeln läßt, rabbiniſch geſprochen, gedacht, gedeutet und gelehrt hat, ſo hat er bei der Darreichung des Stück gebrochenen Brotes (פרוסה) an ſeine Schüler dieſelben mit den Worten: (זה גופי), „das ſtellt meinen Leib vor", mit deſſen naher Zukunft vertraut machen, und mit der Bedeutung dieſes Actes die Erinnerung an ſein Schickſal verbunden wiſſen wollen. Das griech. σῶμα entſpricht dem rabbin. גוף, welches 1) Leib (נְשָׁמָה und נֶפֶשׁ Seele), 2) Perſon bezeichnet.

Wenn wir auch Schöttgen (z. d. St.) beipflichten, daß die Worte der Oſterhagada: בהא לחמא עניא, das iſt das Brot des Elends ꝛc. erſt nach der Zerſtörung des Tempels in Gebrauch gekommen ſind, ſo müſſen wir doch behaupten, daß die ganze Ceremonie des ungeſäuerten Kuchens, die lediglich als Erinnerungsfeier betrachtet wurde, Jeſu hinreichend Gelegenheit darbot, auf ſein bevorſtehendes Schickſal anzuſpielen und dasſelbe ſeinen Schülern auf eine ſinnliche Art zu bezeichnen. Hinſichtlich des Weins lag die Hindeutung auf Blut ſehr nahe, zumal da man nur rothen Wein kannte*). Das Blut des Oſterlammes (דם פסח) diente zwar nicht nach moſaiſcher Lehre, wohl aber nach der allegoriſchen Deutung derſelben als Mittel zur Verſöhnung. So heißt es Midraſch Schemot Par. 15: Gleich einem König, welcher zu ſeinen Kindern ſprach: Wiſſet, daß ich heute Verbrecher zum Tode verurtheile, bringet mir Geſchenke, damit ich, wenn ihr vor meinem Richterſtuhle erſcheint, eure in der mir vorgelegten Anklage eingetragenen Vergehungen übergehe. Ebenſo ſprach der Heilige zu den Iſraeliten: Ich bin im Begriff, das Strafgericht zu halten und ich eröffne euch, daß ich wegen des Blutes des Oſterlammes (דם פסח) und der Beſchneidung (דם מילה) ſchonen und es euch als Löſegeld für euer Leben gelten laſſen will (ואני מכפר על נפשותיהם), obgleich ihr

*) S. Sanhedrin fol. 70 a und Prov. 23, 31; Jeſ. 63, 1. 2; Deut. 32, 14.

dieſe Ausnahme nicht verdient*)." Uebrigens giebt Lucas die Aufeinanderfolge der Ceremonie richtiger als Matthäus an; denn nach der vorgeſchriebenen Ordnung hat man erſt den Segen über den Wein (קידוש genannt) und dann über das Brot zu ſprechen.

Zu § 36. Bei gewiſſen Gebeten pflegte man mit dem Angeſichte zur Erde zu fallen (נפילת אפים)**). Das Gebet Jeſu ſtimmt dem Sinne nach mit dem des R. Ismael überein***) „Möge es dein Wille ſein, daß deine Barmherzigkeit über deinen Zorn obſiege, daß dein Erbarmen vorherrſche in deinem Walten; verfahre mit Milde gegen deine Kinder, habe Nachſicht mit ihnen†)."

Zu § 38. Ueber Zeugenverhör in Criminalſachen (עידי נפשות) äußert ſich Miſchna Sanhedrin IV, 3 folgendermaßen: „Man läßt ſie in den Gerichtsſaal kommen und fragt ſie: Vermuthet ihr vielleicht nur das, was ihr bezeugt? Oder habt ihr es vielleicht nur gehört, ein Zeuge vom anderen, wenn auch von einem glaubwürdigen Menſchen? Ihr wiſſet vielleicht nicht, daß wir euch noch ſtreng unterſuchen werden? Wiſſet, daß es nicht einerlei iſt, ob es ſich um Geld, oder um Leben und Tod handelt (דיני ממונות שלא דיני נפשות). In jenem Falle erlegt der falſche Zeuge Geld, d. h. er leiſtet Schadenerſatz, und die Sache iſt abgemacht; allein hier in dieſer Angelegenheit hängt von ihm (dem Zeugen) nicht nur das Blut des Beſchuldigten, ſondern auch das ſeiner ſpäteſten Nachkommen ab; denn von Kain heißt es, als er ſeinen Bruder erſchlagen hatte: דמי אחיך und nicht דם אחיך d. h. er hatte ſich nicht nur mit dem Blute des Erſchlagenen, ſondern auch mit dem ſeiner ganzen Nachkommenſchaft befleckt; oder es heißt darum דמי אחיך, weil das Blut des Ermordeten auf Holz und Steine

*) Der Midraſch nimmt das Wort עבר Exod. 12, 12 nicht in dem Sinne von „vorbeigehen", ſondern von „übergehen".

) Vergl. Baba mezia fol. 59 b. *) Berachot fol. 7.

†) Viele Gebete, welche von den Talmudiſten für mancherlei Ereigniſſe im menſchlichen Leben verfaßt worden ſind, fangen oder ſchließen mit den Worten: יהי רצון מלפניך, es ſei dein Wille. S. Berachot fol. 29 b.

geflossen war und jeder Stein um Genugthuung rief. — Es ist auch nur ein Mensch erschaffen worden, und von ihm ist die ganze Erdbevölkerung hervorgegangen; darum spricht man ferner zu dem Zeugen 1) um die Lehre aufzustellen, daß der, welcher ein Menschenleben zu Grunde richtet, nach der Schrift so betrachtet werden soll, als wenn er die ganze Welt, d. h. alle Menschen zerstört, dagegen derjenige, welcher ein Menschenleben erhält, so anzusehen sei, als wenn er die Welt in ihrer Fülle erhalten hätte; 2) des Friedens wegen, daß einer zum anderen nicht sprechen kann: Mein Vater ist größer (vornehmer) gewesen als dein Vater; 3) damit die Sadducäer (צְדוּקִים), oder nach anderen Ausgaben Secten (מִינִין) *) nicht sprechen: Es sind mehrere Mächte im Himmel (רְשׁוּיוֹת בַּשָּׁמַיִם); 4) um Gottes Größe zu zeigen. Der Mensch macht von einem Stempel viele Abdrücke und alle sind einander ähnlich, der König aller Könige aber hat alle Menschen dem einen Adam nachgebildet, und einer sieht dem anderen nicht ähnlich. Darum also muß jeder sich sagen: Meinetwegen ist die Welt erschaffen, d. h. er soll sich nicht gering schätzen. Ihr werdet nun vielleicht denken: Wozu uns diese Noth? Erwägt aber, daß auch die Schrift **) verpflichtet, das zu bezeugen, was ihr gesehen oder wovon ihr überzeugt seid. Denkt ihr aber vielleicht: Warum sollen wir zu seinem (des Angeschuldigten) Tode beitragen? so bedenkt, daß die Vernichtung der Verbrecher Beifall verdient ***). Ferner heißt es in Mischna dess. Tr. Cap. V: Auf diese Vorstellungen hin hatte man die Zeugen noch siebenmal zu vernehmen. Nach der Auslegung der Gemara †) fragte man sie auch, ob sich der Angeklagte mit ihrer Warnung einverstanden erklärt, ob er sich auf die Todesstrafe gefaßt gemacht (התיר עצמו למיתה) und ob er gleich darauf das Verbrechen verübt habe. — Da die Warnung nur als Beweis dienen sollte, um darzuthun, daß die That mit Vorbedacht vollbracht worden sei.

---

*) Vergl. Maimonides zu dieser Mischna. **) Lev. 5, 1.
***) Pred. 11, 10. †) Vergl. fol. 40 b.

ſo war ſie bei dem Anhänger einer Schule (חָבֵר), d. h. bei einem Unterrichteten nicht nöthig. Vergl. noch Maccot fol. 6 u. 9.

War jemand des Götzendienſtes halber angeklagt, ſo fragte man die Zeugen, welchem Götzen und wodurch er demſelben ſeine Verehrung erwieſen habe. Wer die Unterſuchungen vervielfältigt (המרבה בחקירות), der verdient Lob (הוריו משובח).

Nach der Erklärung der Zeugen*) erſcheint Jeſus ſchon als מנדח. Vergl. Keritot fol. 7 b.

Nicht nur der Richter, ſondern jeder, der eine Gotteslästerung hörte, mußte die Kleider zerreißen, und zwar nicht aus Wuth, denn es geſchah auch wegen des Todes der Eltern, des Lehrers, des Synedrialvorſtandes, bei traurigen Nachrichten, z. B. von der Zerſtörung des Tempels**), ſondern als Merkmal der Beſtürzung.

Das „Schuldig!" (חַיָּיב מִיתָה) wurde erſt dann ausgeſprochen, wenn die Ausſage der Zeugen und das Geſtändniß des Angeklagten in Einklang gebracht worden war. Die Beſchlußfaſſung und ihre Vollziehung mußte aber nach talmudiſcher Gerichtsverfaſſung bis auf den anderen Tag verſchoben werden. Während dieſer Zeit kamen die Synedrialräthe in ihren Häuſern oder auf der Straße zuſammen, um ſich über den vorliegenden Fall zu beſprechen und zu verſtändigen, und wenn ſie den ganzen Tag und die ganze Nacht zubrachten, wobei ſie nicht viel eſſen und keinen Wein trinken durften. Am anderen Tage, wo die Abſtimmung erfolgen ſollte, begaben ſich die Räthe in den Gerichtsſaal, wo jeder nochmals um ſeine Meinung befragt wurde. Derjenige, der den Angeklagten für ſchuldig erklärt hatte, konnte ihn nun freiſprechen, aber nicht umgekehrt. Entſtand ein Irrthum oder Zweifel, ſo ſuchten ihn die zwei Secretäre oder Protokollführer (סופרי הדינין) zu berichtigen. Fand man den Angeklagten unſchuldig, ſo wurde

*) Matth. 26, 61. **) S. Moed katon fol. 26 a.

er entlaſſen, widrigenfalls ſchritt man zur Abſtimmung. Ergab ſich, daß 12 Stimmen für und 11 gegen den Angeklagten ſich erklärten, ſo war er frei. Erklärten ſich aber 12 Stimmen für das „ſchuldig" und 11 für das „unſchuldig", oder ſtellte ſich eine Stimmengleichheit heraus, und einer der Richter ſprach: „Ich weiß nicht," ſo wurde das Collegium um zwei Mitglieder vermehrt bis 71; dann war wieder eine Majorität von einer Stimme hinreichend, um den Angeklagten freizuſprechen. Ergab ſich aber eine Stimmengleichheit, oder zeigte ſich eine Stimme mehr auf der Seite der Verurtheilenden, ſo begann die Discuſſion abermals von neuem und wurde ſo lange fortgeſetzt, bis die Freiſprechenden wenigſtens eine Stimme mehr zählten*).

Das jüdiſche Gericht mußte das geſprochene Urtheil über Jeſum dem Procurator Pontius Pilatus vorlegen, damit er dasſelbe beſtätige. In dieſe Art von Abhängigkeit fügte ſich das eroberte Land aus dem bekannten Grundſatze: das Geſetz der Regierung gilt! (דינא דמלכותא דינא)**)ſolange nämlich dasſelbe nicht in die Gewiſſensfreiheit einzugreifen und die Grundwahrheiten der Religion zu untergraben droht, welche mit Aufopferung des Lebens aufrecht erhalten werden mußten***). Allein da es ſich hier blos um die reine Ausübung des Strafrechtes handelte, ſo durfte die Spruchbehörde ihren Entſcheid um ſo eher der Genehmigung des neuen Machthabers unterwerfen, da man ſah, daß der Verbrecher die vom moſaiſchen Geſetze über ihn verhängte Strafe durch höhere Fügung erleiden werde†).

Das Händewaſchen des römiſchen Statthalters war ebenſo wie die Taufe eine jüdiſche Nationalſitte, auf die ſchon der königliche Sänger Pſalm 26, 5 anſpielt. Dieſe poetiſche Figur iſt wahrſcheinlich dem moſaiſchen Geſetze Deut. 21, 6 entnommen, das den Aelteſten derjenigen Stadt, in deren Nähe ein Erſchlagener gefunden worden iſt, zur ſinnbildlichen Bezeichnung ihrer Unſchuld

*) Vergl. Miſchna Sanhedrin V, 1. **) S. Baba kama fol. 113 a.
***) Sanhedrin fol. 74 a. †) S. Sota fol. 8.; Sanhedrin fol. 37 b.

und Gewissensreinheit vorschreibt, daß sie nach Vollziehung des für einen solchen Fall bestehenden Gesetzes an dem Orte, wo dem Sühnopfer das Genick gebrochen worden ist, die Hände in Wasser waschen (רוחצין את ידיהן במים) und sprechen: Unsere Hände haben dieses Blut nicht vergossen (ידינו לא שפכו את הדם) *). —

Zu § 39. Die Vollstreckung des Todesurtheils nach dem jüdischen Criminalgerichte gestaltete sich folgendermaßen: War das Urtheil gesprochen, sagt die Mischna Sanh. VI, so führt man den Verurtheilten hinaus, um ihn zu steinigen (מוציאין לסוקלו אותו). Der Richtplatz lag etwas entfernt vom Gerichtshof, ein Mann stand am Eingang desselben mit einem Tuche in der Hand, und ein Pferd nicht weit von ihm. Brachte nun noch jemand etwas zu Gunsten des Verurtheilten vor, so warf sich der Mann auf das Roß und schwang das Tuch. Der Verbrecher wurde sofort zurückgeführt, und das kam unter Umständen mehrmals vor. Fand man die günstige Aussage gegründet, so wurde er entlassen, wo nicht, wieder zur Hinrichtung hinausgeführt. Vor ihm her rief einer aus, N. N. wird darum hingerichtet, weil er das und das Verbrechen begangen, N. N. hat es bezeugt, wer noch für seine Unschuld etwas thun kann, der eile herbei **)! — Im Tr. Sanhedrin der amsterd. Ausgabe findet sich noch folgende Ausführung. Geschah denn die Bekanntmachung nicht lange zuvor? Wir wissen aus Erfahrung, daß man am Tage vor dem Pesachfeste (בערב פסח תלוה לישו) Jesu gekreuzigt hat. Damals wurde doch 40 Tage zuvor das Verbrechen und das Urtheil eines Verbrechens bekannt gemacht und jedermann aufgefordert, für seine Freisprechung nach Kräften zu wirken. Da sich aber niemand fand, so wurde er am Vorabende des Pesachfestes gekreuzigt.

Die Kreuzigung geschah auf folgende Weise. Nachdem der Verbrecher gesteinigt worden war, steckte man einen Pfahl in die Erde (משקעין את הקורה בארץ), ein Theil davon ragte

*) S. Mischna Sota IX, 3. **) Vergl. Mischna Sanhedrin X, 6.

hervor (והעץ יוצא); nun schlug man die Hände des zum Tode Verurtheilten kreuzweis übereinander (ומניף שתי ידיו זו על גב זו) und hängte ihn. R. Jose aber ist der Meinung, daß der Balken nicht in die Erde gesenkt, sondern wie die Fleischer thun, an die Wand gelegt wurde. —

Nach Sanhedr. fol. 43 reichte man dem zum Tode Verdammten auf dem Wege zum Richtplatze ein Getränk, aber keinen Essig, sondern einen Becher mit Wein und etwas Weihrauch darunter, damit er Muth fasse (משקין אותו קורט של לבונה בכוס של יין). —

Die Kleider des Hingerichteten fielen dem Erben zu, dagegen aber wurde der Ueberschuß des Geldes, das man für Verstorbene gesammelt hatte, zum Besten anderer Verstorbenen verwendet*).

Die zwei Straßenräuber (לסטים) sind entweder Römer gewesen, oder es verhält sich mit diesem Referat wie mit V. 34 u. 35; denn vom Synedrium wurden weder zwei Verbrecher an einem Tage verurtheilt, noch hingerichtet**). Das Synedrium, welches ein Todesurtheil in sieben Jahren oder, wie R. Elieser Sohn Asarja sagt, in 70 Jahren spricht, verdient ein blutgieriges (חובלנית) genannt zu werden. Wären wir im Synedrium gewesen, sagten R. Tarphon und R. Akiba, so würde niemals ein Mensch hingerichtet worden sein. Dadurch, entgegnete R. Simon, Sohn Gamliel's, würde nur um so mehr Blut vergossen worden sein.

Was den Ausruf: „Wahrlich dieser war Gottes Sohn!" anlangt, so verband natürlicherweise der Römer damit einen ganz anderen Begriff als der Jude. Jener wurde angeblich durch die außerordentlichen Naturerscheinungen auf die Idee gebracht, daß Jesus ein übermenschliches Wesen sein müsse, während der Jude mit Gottes Sohn, Gottes Kind, nur eine nähere Beziehung des Menschen zu Gott bezeichnet. „Kinder Gottes seid ihr*)", lehrt

*) S. Sanhedr. fol. 48 a. **) S. Mischna Maccoth I, 10.

Tr. Kidduschin fol. 36 a. „wenn ihr euch als Kinder betrachtet, wenn ihr den Willen des Herrn thut.“

Die Gekreuzigten mußten bei Zeiten von dem Pfahle entfernt und zu Grabe bestattet werden. Wer einen solchen Hingeschiedenen über Nacht unbegraben ließ, der übertrat das Verbot Deut. 21, 22. 23, was aber nicht der Fall war, wenn die Bestattung des Todten halber unterblieb, um ihm den Sarg und die Gewänder zuzubereiten. Mischna Sanhedrin XVII.

*) Deut. 14, 1.

Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Berichtigungen.

Seite	38	Zeile	19	von oben	lies	es statt er.
„	40	„	8	„ „	„	köſtlichem statt köſtlichen.
„	54	„	13	„ „	„	elaſtiſcher statt elaſtiſch.
„	70	„	15	„ „	„	ausſtreuen zu laſſen statt auszuſtreuen.
„	72	„	9	„ unten	„	müßigem statt müſſigem.
„	92	„	2	„ oben	„	düſteren statt düſterer.
„	113	„	8	„ „	„	ſcheinheilige statt ſcheinbare.
„	134	„	12	„ unten	„	hier aus statt hieraus.
„	170	„	6	„ „	„	in statt ihn.
„	173	„	7	„ „	„	ihre statt ſeine.
„	192	„	10	„ „	„	endlichen statt endliche.
„	201	„	2	„ oben	iſt	ſich zu ſtreichen.
„	208	„	13	„ „	lies	zur statt zu.
„	221	„	3	„ „	„	blutsverwandtſchaftlichen statt blutsverwandtlicher.
„	239	„	1	„ unten	„	könnten statt können.
„	247	„	14	„ oben	„	in die ſtillen Räume statt in den ſtillen Räumen.
„	257	„	12	„ unten	„	welche statt welches.
„	267	„	2	„ „	„	der statt des.
„	271	„	1	„ „	„	Statur statt Natur.
„	282	„	9	„ „	„	menſchenfreundliches statt freundliches menſchen.
„	289	„	8	„ „	„	ſeine statt ſeinen.
„	291	„	8	„ „	„	Greuel statt Gräuel.
„	326	Anmerk.	Zeile	1	lies	ſceptiſche statt ſceptiſchen.
„	344	Zeile	2	von oben	lies	ihrem statt ihren.
„	„	„	8	„ unten	„	ruhmvoller statt ruhevoller.
„	„	„	7	„ „	„	dem statt den.
„	„	„	6	„ „	„	hatten statt hatte.
„	363	„	5	„ „	„	würden statt würde.
„	367	„	2	„ „	„	beweinte er, ein Opfer ſeiner Größe u. ſ. w. statt beweinte, er ein Opfer einer Größe u. ſ. w.
„	375	„	2	„	„	iſt für zu ſtreichen.

Trotz der großen Sorgfalt bei der Correctur haben ſich in Folge eines unkundigen Setzers auch im Hebräiſchen recht ſinnſtörende Druckfehler eingeſchlichen. Nicht nur daß Wörter faſt bis zu ihrer Unkenntlichkeit entſtellt ſind, ſie haben auch ganz falſch geſetzte Vocale. So iſt z. B. zu leſen:

Seite 44 מקטרן.
„ 281 אַהֲבָה.
„ 360 תבשילין.
„ „ לחם ſtatt לחם.

Die in den Nachträgen vorkommenden Verſehen konnten wegen beſchleunigten Abſchluſſes des Druckes nicht mehr verzeichnet werden.

Berichtigungen.

Seite	38	Zeile	19	von oben	lies	es statt er.
„	40	„	8	„ „	„	köſtlichem statt köſtlichen.
„	54	„	13	„ „	„	elaſtiſcher statt elaſtiſch.
„	70	„	15	„ „	„	ausſtreuen zu laſſen statt auszuſtreuen.
„	72	„	9	„ unten	„	müßigem statt müſſigem.
„	92	„	2	„ oben	„	düſteren statt düſterer.
„	113	„	8	„ „	„	ſcheinheilige statt ſcheinbare.
„	134	„	12	„ unten	„	hier aus statt hieraus.
„	170	„	6	„ „	„	in statt ihn.
„	173	„	7	„ „	„	ihre statt ſeine.
„	192	„	10	„ „	„	endlichen statt endliche.
„	201	„	2	„ oben	iſt	ſich zu ſtreichen.
„	208	„	13	„ „	lies	zur statt zu.
„	221	„	3	„ „	„	blutsverwandtſchaftlichen statt blutsverwandtlicher.
„	239	„	1	„ unten	„	könnten statt können.
„	247	„	14	„ oben	„	in die ſtillen Räume statt in den ſtillen Räumen.
„	257	„	12	„ unten	„	welche statt welches.
„	267	„	2	„ „	„	der statt des.
„	271	„	1	„ „	„	Statur statt Natur.
„	282	„	9	„ „	„	menſchenfreundliches statt freundliches menſchen.
„	289	„	8	„ „	„	ſeine statt ſeinen.
„	291	„	8	„ „	„	Greuel statt Gräuel.
„	326	Anmerk.	Zeile	1	lies	ſceptiſche statt ſceptiſchen.
„	344	Zeile	2	von oben	lies	ihrem statt ihren.
„	„	„	8	„ unten	„	ruhmvoller statt ruhevoller.
„	„	„	7	„ „	„	dem statt den.
„	„	„	6	„ „	„	hatten statt hatte.
„	363	„	5	„ „	„	würden statt würde.
„	367	„	2	„ „	„	beweinte er, ein Opfer ſeiner Größe u. ſ. w. statt beweinte, er ein Opfer einer Größe u. ſ. w.
„	375	„	2	„ „	iſt	für zu ſtreichen.

Trotz der großen Sorgfalt bei der Correctur haben ſich in Folge eines unkundigen Setzers auch im Hebräiſchen recht ſinnſtörende Druckfehler eingeſchlichen. Nicht nur daß Wörter faſt bis zu ihrer Unkenntlichkeit entſtellt ſind, ſie haben auch ganz falſch geſetzte Vocale. So iſt z. B. zu leſen:

Seite 44 מקטרן.

„ 281 אַהֲבָה.

„ 360 תבשילין.

„ „ לחם ſtatt לחם.

Die in den Nachträgen vorkommenden Verſehen konnten wegen beſchleunigten Abſchluſſes des Druckes nicht mehr verzeichnet werden.